Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1913



Theodor Körner.

Von Ludwig Wichmann 1816.

Marmorbüste im Frankfurter Goethemuseum.

Jahrbuch

des

Freien Deutschen Hochstifts

1913.



Frankfurt am Main.
Druck von Gebrüder Knauer.



Inhalt.

Abbildungen:

I.

Aus den Lehrgängen.





Die aufsteigende Entwicklung des römischen Kaisertums von Kaiser Claudius bis Mark Aurel.

Fünf Lebensbilder römischer Kaiser.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Theodor Birt in Marburg i. H.

Die Monarchien sind im Hausrat der Weltgeschichte eine Notwendigkeit, auch die absoluten Monarchien mit Kabinettsregierung und Bureaukratie. Keine Folge von Herrschern bietet aber vielleicht eine Fülle von so außerordentlichen Menschentypen wie die römischen Kaiser: außerordentlich allein schon durch ihre Machtstellung; denn ihr Kaiserwort reichte von England bis Memphis und bis zum Atlas, von Portugal bis zum Euphrat und Kaukasus. Sie sind also immer neuer Betrachtung wert. Wenn ich über die römischen Kaiser handle, so hat dies aber noch einen besonderen Nebenzweck, den die meisten unserer Historiker zu wenig ins Auge fassen. Es handelt sich zugleich um die Entwicklung unserer Kultur, speziell unserer sittlichen Kultur.

Unsere heutigen sittlichen Ideale in West-Europa haben wir von den Römern erhalten. In Ciceros Zeit war die Lehre von den Menschenpflichten wirklich noch etwas Neues. Anhebend mit Ciceros Schrift de officiis sind diese Idealforderungen allmählig ausgebildet und ausgebreitet worden bis zu Mark Aurel und weiter bis zu den römischen Kirchenvätern. Und zwar ging die sittliche Beeinflussung zumeist von oben aus. Die Regierung selbst begann damals eine neue Ethik zu predigen. In der Tat ist das fast immer Sache des führenden Staatsmannes gewesen: so hatten es schon Solon und Lykurg und verwandte Staatsmänner bei den Griechen gemacht.

Römische Verwaltungsordnung, römisches Recht, römische Moral hängen in der Kaiserzeit eng zusammen, und von der geläuterten Moral jener Zeit ist auch das römische Recht durchtränkt. Wir dürfen behaupten: das zweite Jahrhundert nach Chr. und der Anfang des dritten war die Zeit, da die Menschheit auf dem Gipfel der Versittlichung stand, und zwar unbeeinflußt vom Christentum. Die Kaiser selbst aber sind es, an denen wir diese wertvolle Entwicklung verfolgen können. Sie sind uns die Repräsentanten der Zeitbewegung. Dies klar zu stellen, soll meine Aufgabe sein, und eben darum hebe ich von dem geringsten und verachtetsten der Kaiser Roms, von Kaiser Claudius an. Wir beginnen mit dem Tiefstand. Denn unter des Claudius schwacher Regierung zeigt sich uns die Korruption der Aristokratie der Hauptstadt in der üppigsten Blüte, der bestialische Herrenmensch, frech und blendend.

Blicken wir zurück. Die eine Stadt Rom hatte im Verlauf der letzten drei Jahrhunderte vor Christi Geburt sich die Welt unterjocht. Cäsar und Pompejus waren die letzten großen Sieger. Aber Rom war damals Freistaat, Republik gewesen. Die republikanische Stadtverfassung Roms erwies sich als ganz ungeeignet für die Verwaltung eines solchen Riesenreiches. Die römischen Statthalter herrschten in den Provinzen als Despoten, in fast jährlichem Wechsel, und an der Zentralstelle fehlte jede Kontrolle. Die weiten Länder ächzten unter diesen raubsüchtigen Magnaten. Erst die Monarchie, das Kaisertum, das Augustus um das Jahr 30 vor Chr. aufrichtete, brachte Hilfe. Die Monarchie war Notwendigkeit. Sofort begannen die unterjochten Ländergebiete, Frankreich, Spanien, Nordafrika, Kleinasien u. s. f. unter der kaiserlichen Fürsorge zu gedeihen.

Nur die Stadt Rom selbst litt; und es trug selbst die Schuld daran. Roms Gesellschaft war dekadent im schlimmsten Sinne. Der Kampf aller gegen alle hatte den gewissenlosesten Egoismus unter den Vornehmen großgezogen. Eine schwere Verantwortung lastete vor allem auf Julius Cäsar selbst; er hat in frivoler Weise die Korruption gefördert, indem er die gemeinsten Subjekte hochbrachte, zu seinen Helfern machte, in den Senat schob. Kaiser Augustus versuchte dann die

Gesellschaft zu sanieren, durch Hebung der Gottesdienste, durch strenge Ehegesetze und durch Verbreitung griechischer Moralschriften. Aber vergebens. Er selbst und seine Familie waren sittlich nicht unbescholten, und jede Wirkung schien auszubleiben. Es folgten die schlimmen Regierungen des Tiberius und Caligula, bei denen ich nicht verweile. Auf Caligula folgte Claudius im Jahre 41 n. Chr. Dieser Kaiser kam wider eigenes Erwarten zur Herrschaft, als sein Vorgänger ermordet wurde. Er erschrak selbst darüber. Er war 50 Jahre alt, aber gar nicht für dies Amt erzogen, hatte sich nur mit philologisch-historischen Studien abgegeben und dabei die niedrigsten Umgangskreise aufgesucht. Just, da er Kaiser wird, schreibt Seneca seine an die Vornehmen Roms gerichtete Schrift gegen den Zorn. Ein solcher Weisheitsprediger innerhalb der hohen und höchsten Gesellschaft war etwas Neues. Seneca war dem neuen Kaiser sympathisch, und Claudius gelobte öffentlich, daß er sich des Zorns fortan enthalten wolle. Aber der Kaiser war ein schwankes Rohr; er war in der Hand seiner Minister und seiner Gattin Messalina. Darin, daß er seinen Hausdienern die Reichsregierung überließ, indem er jedem von ihnen ein bestimmtes Ressort anvertraute, zeigte sich eine Verständigkeit, die sich mit Bescheidenheit paarte. Der Grieche Narciß ist der große Mann, der damals alles Nützlichste vollbracht zu haben scheint, wie die Annektion Marokkos, die Eroberung Englands. Narciß ist es auch, der den Vespasian entdeckte.

Anfangs war die leichtfertige, blendend schöne Kaiserin Messalina am Hof allmächtig; auch die Minister waren ihr ganz ergeben. Damals wurde Seneca verbannt; sein friedlich ernsthaftes Wesen paßte der Messalina nicht am Hof. Dies dauerte so lange, bis sie sich vergaß und einen der Minister, vielleicht den ehrenfestesten, den Polyb, aus irgendeinem uns unbekannten Grunde töten ließ. Sofort standen die übrigen Freigelassenen in Kampfstellung gegen sie, und sie wird, als sie sich mit Silius vermählt, durch Narciß gestürzt, in den Tod getrieben.

Aber es schien, der Tod dieser wüsten Kaiserin sollte keinen Gewinn bringen. Denn Claudius heiratete aufs neue, die Agrippina. Ein neues Weiberregiment. Auch Agrippina

(von der beiläufig die im Jahre 50 neugegründete Stadt Cöln ihren Namen erhalten hat) hatte keine höheren Gesichtspunkte. Ihr einziger Gesichtspunkt war: ihr Sohn Nero sollte Kaiser werden. Die Herrschsüchtige scheut vor keiner Gewaltsamkeit zurück. Als Narciß sich gegen ihre Pläne erhebt, vergiftet sie den Kaiser Claudius, und ihr Sohn Nero ist Herrscher.

Aber inzwischen war Seneca zurückgekehrt und er ergriff statt Agrippinas das Regiment, solange Nero noch unselbständig, und ging so vor, daß er dem ganzen künftigen Kaisertum bis zu Mark Aurel die Richtung wies und das Vorbild aufstellte. Senecas Programm war: Rückkehr zum Regime des Kaisers Augustus, der in allen Beziehungen als Muster dienen soll. Das bedeutet: möglichste Selbständigkeit des Senats, Abschaffung der Majestätsbeleidigungsprozesse, des Delatorenwesens, der Käuflichkeit des Bürgerrechts und der Ämter. Mit goldenen Lettern wurde dies Programm im Senat aufgestellt und ist da gewiß noch für Trajan und andere eine Mahnung gewesen. Aber Seneca ging über Augustus noch hinaus durch die ethischen Impulse, die er in seiner hohen Machtstellung der Gesellschaft und gerade auch den maßgebenden Kreisen gab. Das betraf das Strafrecht und Strafverfahren, die Schätzung und Schonung der Unfreien, die soziale Hilfe überhaupt, die nicht der Staat allein leisten kann, sondern an der sich jeder Private beteiligen muß. Senecas Schriften de clementia, de beneficiis, de matrimonio sind von bleibender Bedeutung und höchstem Einfluß gewesen, und es ist lächerlich, sie nur als die Stilübungen eines stoischen Schönredners zu betrachten.

Sieben Jahre lang hat sich Seneca in dieser leitenden Stellung behauptet. Dann wurde er dem Nero lästig; Nero zwang ihn zum Selbstmord, und es begann zunächst eine Schreckenszeit. Die Zeiten Caligulas kehrten wieder unter Nero.

II.

In den Adern der bisherigen Kaiser, von Augustus bis Nero, floß das Blut des ältesten römischen Adels, der Julier, Claudier und Domitier. Dieser Hochadel Roms hat in den vier Kaisern, die auf Claudius folgten, in Nero, Galba,

Otho und Vitellius, für immer abgewirtschaftet, um danach aus der Weltgeschichte zu verschwinden.

Nero war talentvoll und ein Kunstenthusiast, aber feige und weibisch und entartet, ein Fortsetzer des Geistes Messalinas. Sowie Messalina die Doppelehe öffentlich eingeht, so läßt Nero, der perverse, sich als Weib mit Männern trauen. Dabei folgen wieder Hinrichtungen auf Hinrichtungen, die Staatsgelder werden für tolle Prunkbauten verschleudert, und der Kaiser singt und konzertiert öffentlich, statt sich bei den Truppen zu zeigen. Der Titel „Imperator“ bedeutete den Feldherrn. Daher haben selbst ein Caligula, Claudius und Domitian den Versuch gemacht, wirklich als Feldherr in den Krieg zu ziehen. Nero schmeichelte der Garde in Rom mit reichen Geldspenden, aber er wagte sich nicht in die kaiserlichen Provinzen hinaus, er hatte Angst vor den Legionen draußen, und so waren es diese Legionen, die gegen ihn den Aufstand machten und einen neuen Imperator proklamierten; zuerst die spanischen Legionen den alten Galba. Nero tötet sich selbst. Die Garde erhebt den Otho zu seinem Nachfolger und erschlägt den Galba. Da wählen die germanisch-batavischen Legionen am Rhein den Vitellius zum Kaiser, und Otho kann sich nicht behaupten; auch er tötet sich. Der Schlemmer Vitellius zieht als Kaiser in Rom ein. In Wirklichkeit war das ein Siegeszug der Germanen. Die Germanen haben da zum erstenmal Rom genommen. Aber auch die Legionen im Orient wollen ihren eigenen Kaiser; sie rufen Vespasian zum Imperator aus, und die Losung „Vespasian“ siegt. Vitellius kommt um. Brand des Kapitols und Blutbäder in Rom.

Vespasian, mit seinem Sohn Titus, ist jetzt Kaiser, im Jahr 69. Das Bedeutsame ist dabei nicht nur, daß das Militär in den Provinzen der Hauptstadt den Kaiser aufdrängt; bedeutsamer ist noch, daß der römische Adel für immer abgewirtschaftet hat. Vespasian gehört der flavischen Familie an; er ist noch Italiener von Herkunft, stammt aber aus einer kleinen Landstadt, Reate. Die Gesundung der Verhältnisse konnte nur von unten, aus den schlichten Bürgerfamilien kommen.

Vespasian war ein tüchtiger Militär; er hatte für Claudius Britannien erobert und hernach den Jüdischen Krieg zu führen

begonnen. Jetzt vollendet sein Sohn Titus diesen Krieg mit der Einnahme Jerusalems (70). Dann regieren beide, Vater und Sohn, gemeinsam das Reich. Der Vater, ein nüchterner Geschäftsmann, widmete sich vor allem dem Finanzwesen. Vespasian verstand es, das Geld zu schaffen, sein Sohn Titus verstand es, das Geld auszugeben. Titus gab augenscheinlich der Regierung in den Jahren 70—81 den Stempel; er war glanzliebend, dabei aber gütig, hilfreich, edeldenkend, human. Es läßt sich im hohen Grade wahrscheinlich machen, daß er als junger Mensch den Seneca gekannt hat. Jedenfalls war das Regiment des Titus eine Fortsetzung oder Verwirklichung des Programms des Seneca. Nur so wird Titus in seinem Verhalten recht verstanden, wenn man ihn mit Senecas Lehren „über den Zorn“, „über die Gnade“, „über die Wohltaten“ vergleicht; nur so erklärt sich vor allem die ethische Entwicklung und Steigerung im ganzen Verlauf der Dinge.

III.

Einen Gegenschlag brachte zunächst allerdings wieder die Regierung des Domitian in den Jahren 81—96, dessen Charakter vieles mit Nero gemein hat. Er war der Bruder des Titus. Auch Domitian stützte sich auf die Garde und hielt den Senat in Schrecken. Auch er baute und begünstigte die Musik wie Nero. Aber er floh die Menschen und lebte einsam. Wie weit er vom Geist des Titus und Seneca abgewendet war, zeigt die Philosophenhetze, die er veranstaltete.

Mit ihm erlischt die flavische Kaiserfamilie, und es beginnt jetzt eine neue Aera. Die Provinzen selbst stellen den Kaiser. Der Kaiser ist kein Italiener mehr. Das Prinzip der Erblichkeit der Monarchie wird nicht aufgegeben, aber es wird eine Erblichkeit durch Adoption. Die Erblichkeit des Bluts hatte sich in den Kaiserfamilien schlecht bewährt. Durch Adoption sind die jetzt folgenden trefflichen Kaiser zum Regiment gelangt. Zunächst Nerva (i. J. 96), allerdings ein Senator und Stadtrömer. Um seine Position zu verstärken, adoptiert Nerva den Trajan zum Sohn und Erben. Dann stirbt er (98).

Damit ist zum erstenmal ein Mann aus Spanien Kaiser der Welt. Trajan stammte aus einer römischen Kolonisten-

familie, die seit langem in Spanien saß. Der Horizont der Dinge erweitert sich damit sogleich. Rom ist seitdem nicht mehr das Zentrum der Welt; die Dezentralisation beginnt. Dreierlei ist an Trajans Regierung hervorzuheben, erstlich der Beginn der Dezentralisation, die Fürsorge, die den Provinzen zuteil wird; das Militär wird nur noch aus den Provinzen angeworben. Sodann seine Kriege; denn Trajan war ein fröhlicher Kriegsmann im großen Stil Julius Cäsars, wie er lange nicht dagewesen. Er besiegt den König Decebalus und erobert Dacien. Die Trajanssäule, die er in Rom errichtete, schildert den Verlauf der beiden Kriege, die er dort geführt, in 155 Bildern. Dazu kommen drittens seine soziale Fürsorge und humanitären Gesichtspunkte, und hierin knüpfte Trajan augenscheinlich an Titus, den er verehrte, und vor allem an Seneca an, den er ausdrücklich als vorbildlich pries. Dafür sind besonders die sogenannten Alimentationen anzuführen, die staatliche Beihilfe zur Kindererziehung, die den Armen gewährt wird; Nerva ging dem Trajan auf diesem Weg voran. Nach einem großartigen Feldzug gegen die Parther, in dessen Folge er im Osten drei neue Provinzen, Armenien, Mesopotamien und Assyrien, einrichtet, stirbt Trajan plötzlich. In der Todesstunde adoptiert er Hadrian zum Sohn und Nachfolger im Amt (117).

IV.

Hadrian ist ein Friedensfürst, wohl einer der intelligentesten und vielseitigsten Herrscher, die es gegeben. Um dauernden Frieden zu haben, gibt er sogleich die Provinzen Armenien, Assyrien und Mesopotamien auf. Sein philosophischer Standpunkt ist der platonische, und er wurde der Fortsetzer und Ergänzer der humanitären Bestrebungen seiner Vorgänger. Die Entwicklung ging ihren normalen Lauf: eine Weltbeglückung durch staatliche Fürsorge. Hadrian ist es, der in der Verwaltung ein neues Beamtentum begründet: eine vornehme Bureaukratie, die besoldet ist und dabei vollständiger Kontrolle unterliegt. Er sucht, als erster, den Sklavenstand durch Gesetze vor Ungerechtigkeit zu schützen, sucht die Abscheulichkeiten des Dirnenwesens einzuschränken, tut als oberste richterliche Instanz selbst weise Richtersprüche und veranlaßt die Entstehung eines

neuen Kaiserrechts im Edictum perpetuum des Julian. Vor allem überschüttet er auf seinen rastlosen und ausgedehnten Reisen als „Restitutor" sämtliche Provinzen mit Wohltaten. Athen sucht er als Zentralstelle griechischer Hochkultur zu heben, den griechischen Geist der alten klassischen Zeiten zu retten. Im tiefsten seines Wesens aber war er religiös gerichtet, und auch das äußerte sich bei ihm, wie alles, in kraftvoller und origineller Weise. Daß er selbst im Orient göttliche Verehrung annahm, war nichts Neues. Aber er ist der erste Kaiser gewesen, der dem Sonnendienst gehuldigt hat, ein erster Verehrer und Apostel des Sol invictus, der bald hernach als Vorläufer des Christentums siegreich in Rom einzog. Sodann hat er seinen jungen Freund Antinous zum Gott gemacht. Es ist töricht, anzusetzen, daß das nichts gewesen sei als die Verhimmelung eines schönen Menschen oder daß die Antinous-Statuen nichts seien als der Versuch, ein neues Schönheitsideal zu schaffen. Hadrian hat kraft seiner Stellung als Kaiser und Oberpontifex eine neue Religion gegründet, die Antinous-Religion. Dies war aber eine Auferstehungsreligion: eine Erneuerung des griechisch-orientalischen Adoniskultes; direkter aber wurde sie an den Osirisdienst in Ägypten angeknüpft. Diese von mir schon früher ausgesprochene Vermutung ist jetzt durch die neuen Grabungen in Antinoe in Ägypten vollständig bestätigt worden.

V.

Auch in den Nachfolgern des Hadrian bewährte sich das Adoptionsverfahren in der kaiserlichen Thronfolge. Der von Hadrian hergestellte Regierungsapparat arbeitete auch unter Antoninus Pius, der im Jahre 138 auf ihn folgte, vortrefflich. Es herrscht auch jetzt noch tiefer Friede. Daß dabei das Militär die Kriegsübung verlor, war zu verschmerzen, da der Segen über den Provinzen lag. Auch die tüchtigen Gesinnungen setzen sich in den führenden Männern fort. Antoninus schwärmt insbesondere für Alt-Rom, und die Bravheit des Romulus und Numa wird wieder hervorgeholt. Aber diesen Kaiser hat sein Nachfolger Mark Aurel (161—180) vollständig in den Schatten gestellt, der kein hausbackner Pedant wie jener, sondern ein Mann des Schwungs, der Warm-

herzigkeit und außerordentlichsten Tatkraft war. In Mark Aurel hat sich die absolute Monarchie des Altertums, können wir sagen, am vollkommensten dargestellt. Er ist Landesvater im vollen Sinne des Worts. Die Philantropie, die er im Dienst der Gottheit und als ihr irdischer Stellvertreter auszuüben sucht, ist sein Ideal und Leitgedanke, und er hat nicht nur an Hadrian, der seine Jugenderziehung geleitet und ihn zum Nachfolger des Antoninus vorausbestimmt hatte, in vielen humanitären und administrativen Dingen angeknüpft; er hat zugleich selbst ein vorbildliches Leben geführt, zu dem alle emporblickten. Hadrian, der Ironiker, wurde von niemandem verstanden; Mark Aurels Art, sich zu geben, war klar und durchsichtig, und er hat daher als Ideal erziehend weiter gewirkt nicht nur auf die nächste, sondern auch auf die fernste Folgezeit bis hinein in unsere Gegenwart. Gleich im Anfang seiner Regierung kamen Hungersnot und Seuchen über das Reich. Das Vordringen der Markomannen und Quaden, hernach auch der Sarmaten und anderer nordischer Stämme zwang Mark Aurel dazu, nicht nur ein Helfer im Frieden, sondern auch Feldherr, ein Kriegsfürst zu werden. In zwei großen Kriegen hat er diese starken Völker bekämpft und besiegt. Daß ihm der Ruhm nichts Gleichgültiges war, zeigt die gewaltige Mark-Aurels-Säule, die er selbst in Rom in Konkurrenz zur Trajans-Säule aufstellen ließ und auf der in 115 Bildern der Krieg und sein eigenes kriegerisches Auftreten dargestellt ist.

Gleichzeitig hat er im Feldlager, an der Donau oder in Böhmen, seine Bücher „An sich selbst" geschrieben — sie sind griechisch abgefaßt —, religiöse Betrachtungen eines Stoikers, der nicht Philosoph und Schulmann, sondern Praktiker und ein Mann des tatkräftigsten Handelns war. Wir besitzen außerdem auch noch Jugendbriefe von ihm, seinen Briefwechsel mit seinem Lehrer Fronto; da zeigt sich Mark Aurel als Feuerkopf voll glühendsten Eifers und voll Schwärmerei und Begeisterungsfähigkeit. Jene Selbstbetrachtungen hat er niedergeschrieben, um diese seine feurigen Impulse, vor allem die Ruhmsucht, die ihm doch tatsächlich innewohnte, zu dämpfen. Er will lernen alles Irdische für nichtig zu halten; nur die Arbeit für andere ist das Glück.

Der spätere Kaiser Julian hat in seinem Göttergastmahl geschickt den Eindruck pointiert, den das Altertum von diesem Kaiser hatte. In diesem Symposion treten alle verstorbenen römischen Kaiser besseren Namens bis auf Constantin den Großen auf, und jeder muß sagen, was das Ziel seines Lebens war. Julius Cäsar nennt da die Freude an der Macht oder in allen Dingen der erste zu sein; Oktavian Kühnheit und Glück und die Sicherung der Dynastie; Trajan ein Allbesieger zu sein, wie Alexander der Große. Constantin will nur sich selbst bereichern und seinen Launen und Leidenschaften fröhnen. Mark Aurels Ideal dagegen ist „die Götter nachzuahmen", d. h. es an Fürsorge für die Menschheit den Göttern gleichzutun.

Die Fortsetzer seines Geistes und der philantropischen Gesinnung, die überhaupt damals die absolute Monarchie beseelt hat, sind, wie wir zum Schluß bemerken, die großen römischen Juristen gewesen, die um das Jahr 200 das römische Recht mit den sittlichen Forderungen und mit der Humanität erfüllten, durch die es eine Erzieherin der Menschheit geworden ist.

Wechselwirkungen zwischen deutscher Malerei und Dichtung im 19. Jahrhundert.

Von Professor Dr. Wilhelm Waetzoldt in Halle a. S.

Malerei und Dichtung haben bei allen künstlerisch schöpferischen Völkern und zu allen Zeiten regen Kunstlebens in Wechselbeziehungen gestanden. Wenn wir uns darauf beschränken wollen, an einigen Beispielen die Verschwisterung beider Künste in Deutschland und während des 19. Jahrhunderts zu schildern, so ist diese Abgrenzung des Themas nicht nur äußerlich: durch die verfügbare Zeit, sondern auch sachlich begründet. In Deutschland wachsen die „Maler-Poeten" so viel dichter als in den übrigen Ländern, und das 19. Jahrhundert ist reicher als die vorhergegangenen an Beziehungen zwischen Literatur und bildender Kunst. Es liegt uns aber ferne, über die Gegensätze zwischen germanischer und romanischer Kunstbegabung zu philosophieren, ferne auch, etwa für eine literarische Malerei zu werben; es soll einzig und allein versucht werden, einige psychologische Probleme und eine Reihe kunst- und literarhistorischer Tatsachen zu beschreiben und zu verstehen.

I. Doppelbegabungen.

Unter welchem Gesichtspunkt kann der Kunsthistoriker zu dieser im Innern eines Menschen sich abspielenden Wechselwirkung zwischen bildender und redender Kunst Stellung nehmen? Man wird darauf verzichten müssen, einen Lösungsversuch des individualpsychologischen Problemes solcher künstlerischen Mehrgleisigkeit zu machen. Beginnt doch die Psychologie der künstlerischen Begabung und Produktion erst allmählich mit ihren Methoden die elementaren Verhältnisse so unendlich verwickelter seelischer Vorgänge und Anlagen zu beschreiben. Das eigentlich kunstgeschichtliche Problem liegt vielmehr in der Frage: wie wird der Stil eines Dichters dadurch beein-

flußt, daß sein sprachkünstlerisches Schaffen begleitet wird von Antrieben und Versuchen, die Sichtbarkeit der Welt bildnerisch zu gestalten? —

In seiner Züricher Novelle, dem „Landvogt vom Greifensee“ spendet Gottfried Keller ein warmes Wort des Lobes dem „mehrseitigen fröhlichen Können“ seines Landsmannes Salomon Geßner. Den Lebensdaten nach zwar noch dem 18. Jahrhundert angehörend, steht Geßner doch mit seinen zierlichen poetischen und graphischen Arbeiten an der Schwelle des 19. Jahrhunderts als ein schweizerisches Gegenstück des Preußen Chodowiecki. Geßner fühlte in der Verschwisterung von Poesie und Malerei das Wesen seiner künstlerischen Begabung. Als Dichter beginnt er; von der Poesie empfängt sein gesamtes Schaffen Richtung und Gesetze. Dann wählt Geßner die Radiernadel gleichsam zum Begleitinstrument seiner poetischen Feder, und schließlich löst der Pinsel die Nadel ab. Acht Jahre vor seinem Tode malt Geßner seine ersten Bilder, zu einer Zeit, wo der Poet bereits verstummt ist. In den besten seiner graphischen Arbeiten findet man eine Wiederspiegelung des gleichen Stilgefühles, das die dichterischen Werke Geßners zu so eigengewachsenen kleinen Gebilden gemacht, das ihnen den Beifall auch des formempfindlichen Frankreich eingetragen hat. Um die Landschaftskunst Claude Lorrains zu kennzeichnen, wendet Geßner einmal die Begriffe an: Anmut und Zufriedenheit, Sanftheit und Ruhe, Reichtum ohne Wildheit und Gewimmel. Sie sind viel eher für Geßners eigene Kunst charakteristisch, z. B. für die Vignetten, mit denen er die Prachtausgabe seiner Werke (1777/78) schmückte. Sein Naturempfinden geht restlos auf in dem Gefühl für das Kleine und Lauschige, für die poetischen Winkel und die idyllischen Plätzchen. Die Klarheit der inneren Vorstellung, die Lauterkeit der Gesinnung, die Sparsamkeit in den Kunstmitteln sind stilistische Merkmale, die gleichermaßen seinen graphischen wie den dichterischen Arbeiten eignen.

Von einer derartigen Parallelität der Begabungsseiten und des künstlerischen Ausdrucks kann bei Goethe nicht die Rede sein. Zwar hat die bildnerische Tätigkeit sein Leben begleitet, ein bildender Künstler ist Goethe trotzdem nicht gewesen. Kein unbezähmbarer Drang, sich zeichnerisch mit

der Welt auseinanderzusetzen hat dem jungen Goethe den Stift in die Hand gedrückt. Er zeichnete, weil das Zeichnen ein wesentlicher Bestandteil der Kindererziehung des 18. Jahrhunderts war. Was in Frankfurt entstand an Kopieen nach Stichen sagt viel weniger über Goethes malerische Begabung aus, als das, was nicht entstand. In der Opposition gegen die peinigende Kopistenarbeit regt sich zuerst sein künstlerischer Instinkt. Erst in Leipzig beginnt der zeichnende Goethe ein persönliches Verhältnis zur anschaulichen Welt zu bekommen. Es freute ihn, „gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden" und dabei sehnsüchtig seinen Grillen nachzuhängen. Hier knüpft der Jüngling sozusagen eine halb sentimentale, halb leichtfertige Liebelei mit der Natur an. Seine kleinen graphischen Gelegenheitsarbeiten sind die Parallelerscheinung zu den Gedichten des Leipziger Liederbuches. Den gesellschaftlich-spielerischen Charakter streifen Goethes Zeichnungen in Frankfurt ab. Sich selbst und der Einsamkeit überlassen, erblickt er ein Bild, wo er hinsieht. Die harmlose Freude am dilettantischen Landschaftszeichnen weicht gegen Ende der 70er Jahre der Vorliebe für Figürliches. In der Zeit vor Weimar entstehen jene reizenden Blättchen, die bei mangelnder Technik doch von der ganzen Unmittelbarkeit der Anschauung des Götz- und Werther-Dichters zeugen (z. B. das Mädchen am Spinett — die Kinder in der Fensterecke). Einen anderen Charakter erhält Goethes zeichnerische Tätigkeit in Weimar. Zahlreiche Skizzen entstehen auf Reisen. Überall da, wo sich der Einfluß seiner akademischen Lehrer fühlbar macht, muten sie unpersönlich an, überall, wo Goethe sich selbst vertrauend die Natur anschaut, sind sie von erstaunlicher Frische und Freiheit. (Ansicht des Brockens vom Torfhaus — Goethe und Fritz v. Stein im Park.) Der gleiche „impressionistische", Eindruck an Eindruck reihende Stil kennzeichnet Zeichnungen und Briefe der Zeit. Nie hat die Arbeit mit dem Stift Goethe so viel bedeutet. Die bildende Kunst trat befreiend, lösend, beruhigend neben die Poesie. In das Bett der Zeichnung ergießt sich ein Arm des Stromes goethischer Produktivität.

In der Folgezeit — in den Weimarer Jahren bis zur italienischen Reise — wandelt sich Goethes Verhältnis zur

Malerei. Unter dem Einfluß eines sich auf alle Lebensgebiete erstreckenden Klärungsbedürfnisses, eines leidenschaftlichen Lerntriebes wird die Naivität in der theoretischen und praktischen Kunstbetätigung verdrängt durch Reflexion. Die Freude am Festhalten eines verlockenden zeichnerischen Motives weicht der methodischen Durchbildung der Begabung. Dazu kommt: der handwerklichen Seite der künstlerischen Arbeit bringt Goethe jetzt ein erhöhtes Interesse entgegen. Er fragt nach dem Begreifbaren auf allen Gebieten, auch auf dem der Kunst. Die Lektüre Dürers wird abgelöst durch die des Mengs. Abkehr vom Leidenschaftlichen in jedem Sinne kennzeichnet diese Periode. Schließlich: die Plastik tritt Goethe nahe, und am plastischen Sehen — Klauer modellierte in dieser Zeit eine Aktfigur des jungen Fritz v. Stein — erwacht sein Sinn für die Antike. Sein inneres Auffassungsvermögen bereitet sich unbewußt auf Rom vor. Die Richtung auf die reine klare Form zeigt auch der dichterische Stil: die Iphigenie wird konzipiert und Elpenor begonnen. So ist es verständlich, daß Goethe in Italien zunächst Lehrer (Hackert, A. Kauffmann, Tischbein u. a. m.) sucht, um rasch technische Fortschritte zu machen, so auch, daß er sich, wie so viele vor und nach ihm — seiner „kleinlichen" deutschen Art und Naturempfindung schämt. Auf dem Wege über die Kopie nach Werken heroischer Landschaftskunst sucht Goethe hinter das Geheimnis des Landes: den klassischen Stil zu kommen. Wie aber Goethe in Italien nicht nur die Iphigenie in klassische Jamben goß, sondern auch die deutschen Reimverse der Hexenküchenszene schrieb, so entstanden neben den vielen Zeichnungen mit Campagnamotiven die Blätter zum Faust, in denen Goethes alte Verehrung für Rembrandt wieder durchbricht. Technisch ist Goethe freilich der Aufgabe nicht gewachsen (Erscheinung des Erdgeistes!), aber in der Lebendigkeit und Sorglosigkeit der Strichführung verrät sich ein gleiches Stilgefühl wie in jenen im Garten der Villa Borghese geschriebenen Knittelversen. Was Goethe technisch gelernt hatte, kam ihm nach der Rückkehr aus Italien zustatten. Sein Handgelenk war gelöst worden, aber die schöne junge Kühnheit im Sehen und Niederschreiben hatte er hingegeben. Goethe wollte das von den Deutsch-Römern Gelernte auf

das thüringische Land anwenden, unter lauter kleinen Formen groß sehen. Nur noch, wenn die Liebe ihm die Hand führt, gewinnt sein Strich Empfindung (z. B. in den Christiane-Zeichnungen). Als sich Goethe 1810 in Jena aufhielt, um die Farbenlehre abzuschließen, überfiel ihn ein wunderliches Verlangen, „das, was in ihm läge an Zeichnungsfähigkeit der Landschaft noch einmal zu versuchen". Die damals entstandenen Blätter hielt Goethe für wert, in einem Album vereinigt zu werden, „woraus Fähigkeit sowohl als Unfähigkeit beurteilt werden könnte."

Was die Ausübung der bildenden Kunst für Goethe bedeutete, hat er wiederholt ausgesprochen. Wenn er sein sinnliches Auffassungs- und Erinnerungsvermögen von ungewöhnlicher Schärfe für den Wahn verantwortlich machte, daß er Beruf zum Zeichnen habe, so dankte er doch die Stärkung und Erhaltung eben dieser Anlage nicht zuletzt der aktiven künstlerischen Betätigung. Goethes malerische Begabung blieb stets im Dienste der Poesie, ja sie war nicht stark genug, um seine Kunstanschauungen selbständig und sein Auge für das wahrhaft Künstlerische, das in seinen Tagen geschaffen wurde, offen zu halten. Mit stiller Wehmut bekannte Goethe, daß Italien sein kleines Talent umgestoßen habe: „die liebevolle Tätigkeit ging verloren, und da sich ein künstlerisches Talent weder technisch noch aesthetisch entwickeln konnte, so zerfloß mein Bestreben zu nichts."

Der Kampf um die Malerei bildet das große Jugenderlebnis Gottfried Kellers. Im „Grünen Heinrich", seiner „Dichtung und Wahrheit", hat er mit rücksichtsloser Treue und klarer Selbstkritik überwundener Lebensphasen die Entwicklung zum Dichter über den Dornenweg des Malers geschildert. Zur „Mutter Natur" flieht der schulverwiesene Knabe; und in der Zeit völligen Sichselberüberlassenseins bricht sich die schöpferische Begabung gewaltsam Bahn. Der Weg zur Kunst, wenn auch noch nicht zur Poesie, wird eingeschlagen. Die ersten bildnerischen Versuche Kellers bewegen sich in einer Welt erfundener und mit sentimentalen Motiven ausstaffierter Landschaften, „zu welchen ich immer den gleichen Wanderer in Beziehung brachte, mit welchem ich halbbewußt mein eigenes Wesen ausdrückte." Aus diesen gezeichneten Träumen

reißt ihn die Begegnung mit Werken der bildenden Kunst. Als Graphiker und als Theoretiker der Landschaftsmalerei spricht Salomon Geßner gleich schlicht und klar zu dem jungen Landsmanne. Entscheidend aber für Kellers nächste Zukunft werden die ersten Versuche, die Natur nachzubilden. In den Kämpfen des Anfängers wandelt sich der Spieltrieb zu bewußtem Gestaltungsdrange. Aber das eben erwachte künstlerische Gewissen verdunkelt sich im Unterricht eines Lehrers, der zum frechen Kopieren edler Vorbilder, zum Aufsuchen des Grotesken und zur Zuchtlosigkeit in der Komposition verführt. Kaum hat aber Kellers Begabung unter der allzukurzen Erziehung durch einen wahren Künstler (Rudolf Meyer) begonnen, sich zu erholen und zur Natur eine ehrliche Beziehung zu gewinnen (z. B. Ansicht von der Syl), da regt sich der verkappte poetische Trieb. In wunderlichen, die Notizbücher füllenden Naturschilderungen ringen die malerische und die dichterische Anlage miteinander. Über den Abweg einer malenden Prosa wird Keller — ohne daß es ihm eigentlich zum Bewußtsein kommt — zum Schriftsteller. Von dem Beruf des Poeten ist aber noch nicht die Rede, im Gegenteil: Keller beschließt, ein wirklicher, ein akademischer Maler zu werden. Was Keller in den Münchener Lehr- und Leidensjahren suchte, konnte er nicht finden. Der Strom der großen historischen Idealkunst eines Cornelius oder Kaulbach brauste an dem jungen Landschafter vorüber. So ergibt sich Keller, abgesehen von gelegentlichen freundschaftlichen Unterweisungen, einem Autodidaktentum, das zu dem tragikomischen Gegensatz gigantischer Bildvorwürfe (Auerochsenjagd, Eichwald) und allzu geringer technischer Erfahrungen führt. Neben den anspruchsvollen, im „Grünen Heinrich“ geschilderten und teilweise erhaltenen Versuchen (die mittelalterliche Stadt), den Gipfel der großen Kunst zu stürmen, entstanden eine Reihe kleiner landschaftlicher Arbeiten, die nach Format- und Motivwahl für den Verkauf berechnet, den kleinen aber doch eigenen Anschauungsbesitz des jungen Malers kennzeichnen. Und doch: man wird das Münchener Elend, das Keller schließlich nach Hause trieb, segnen dürfen: es riß ihn gewaltsam aus der hoffnungslosen Welt des Malertums heraus. Wenige Wochen nach der Heimkehr erwacht der Dichter Keller, „allerlei

erlebte Not und die Sorge, welche ich der Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zugrunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein gefaßt habe, und ich war etwa 30 Jahre alt." Daß er aber nicht umsonst die Jahre der Jugend an die Bewältigung der sichtbaren Welt gesetzt hatte, erfuhr der Schriftsteller tagtäglich. Hatten die ersten Notizen über genrehafte und landschaftliche Motive gleichsam dem Maler noch unverarbeitetes Material aufgespeichert, so gibt nun die malerische Sehweise und Augenerziehung dem dichterischen Stil seinen besonderen sinnlichen Charakter und seine unvergleichliche Schönheit. Im Sehen und Beschreiben lebte die malerische Begabung Kellers für immer weiter. Die Jugendleidenschaft aber wurde zur stillwärmenden Nebenbeschäftigung des Alters: noch der Staatsschreiber Keller hat gemalt. Malerische Visionen scheinen es auch gewesen zu sein, die den Geist des sterbenden Dichters erfüllten.

Goethe erkannte als reifer Mann den dilettantischen Charakter seiner Zeichnungen und ordnete das bildnerische Vermögen der dichterischen und wissenschaftlichen Arbeit unter. Geßner entsagte dem einen Rohre der Doppelflöte, um schließlich Bilder zu malen, die weit zurückstehen hinter den graphischen Arbeiten, die seine Poesien begleiteten. Gottfried Keller findet sich als Dichter erst, nachdem er als Maler gescheitert ist. So setzen sich die beiden Seiten ihrer Begabung: die poetische und die bildnerische in diesen drei Künstlerpersönlichkeiten auf grundverschiedene Weise auseinander.

II. Literarische Malerei.

Seit dem Erscheinen von Lessings „Laokoon" stand die Frage nach den Beziehungen zwischen Poesie und Malerei auf der ästhetischen Tagesordnung. Die Opposition gegen Lessings Postulat ging von den Romantikern aus. Universalität statt Sonderung forderten sie, das alle Künste in eine einzige Kunst verschmelzende Gefühl an Stelle des sie scheidenden Ver-

standes proklamierten sie. Im Athenäum hatte A. W. Schlegel die Frage aufgeworfen: „Sollte man die Künste nicht einander wieder nähern und Übergänge aus einer in die andere suchen? In den Werken der größten Dichter atmet nicht selten der Geist einer anderen Kunst. Sollte das nicht auch bei Malern der Fall sein?“ Die romantische Kunsttheorie wurde begleitet von einer romantischen Malerei. Als literarische Malerei darf man sie bezeichnen, da ihre Träger, die Runge und Friedrich in dichterischer Weltauffassung wurzelten, da es ihnen auf die Erregung poetischer Stimmungen im Bildbetrachter ankam. Es handelt sich hier nicht um rein individuelle Erscheinungen, sondern um einen künstlerischen Stil, dessen Merkmale auch die Werke der nachgebornen Romantiker Schwind und Boecklin aufweisen, um einen Stil, der vielleicht als eine ursprüngliche Ausdrucksform deutschen Kunstgeistes betrachtet werden darf.

Otto Philipp Runge verzehrte sich in den Gegensätzen, die sein Leben beherrschten. Neben starker, schöpferischer Phantasie, neben ungeheuer gesteigerten Vorsätzen stand ein diesen Selbstansprüchen nicht genügendes Gestaltungsvermögen. Die lebendigste Seele rang mit einem schwächlichen Körper; in der kurzen Spanne von etwa zehn Arbeitsjahren drängen sich die Leistungen des Jungverstorbenen zusammen. Die Malerei war für Runge das einzige Ausdrucksmittel seines Innern. „Hätte ich es sagen wollen oder können, so hätte ich nicht nötig, es zu malen.“ So ernannte ihn der romantische Kreis der Gebrüder Schlegel, Tieck, Brentano gleichsam zum bevollmächtigten Gesandten bei den bildenden Künsten. Das für Runge entscheidende geistige Erlebnis war die Lektüre des poetischen Evangeliums der Romantik, des Romanes „Franz Sternbalds Wanderungen“ und die Freundschaft mit ihrem Dichter. In die Wellen zweier Gedanken, die Allgemeingut des romantischen Kreises waren, wird Runge hineingezogen. Erstens: Die Kunst dient dazu, ein Bild des Unendlichen darzustellen. Ihre psychologische Voraussetzung ist ein von Empfindung übervolles Herz. Die Ahnung von Gott ist der Anfang aller Kunst, daher sind Religion und Kunst zu verschmelzen. Zweitens: Den neuen Inhalt der religiösen Kunst bildet die Landschaft. Landschaftsmaler sein heißt, das Gefühl

des mystischen Zusammenhangs zwischen dem Universum und uns malerisch ausdrücken. Das Mittel zur Hervorbringung der neuen Landschaftskunst ist die Auflösung der Landschaft in ihre Elemente, in Blumen, Tiere, Kindergestalten, derer sich das religiöse Gefühl als malerischer Hieroglyphen bedient. Kunst ist anschaulich gewordene Mystik. Diese Auffassung entwickelte sich in Runge bei der Lektüre Jakob Böhmes und unter dem persönlichen Einfluß Tiecks, die den Einfluß von Novalis und Klopstock auf den jungen Runge ablösen. Runges literarische Malerei — von seinen Bildnissen sehen wir hier ja ab — gipfelt in der großen zyklischen Komposition der „Zeiten", einem Bilderzyklus, der das erste große Werk der neuen Landschaftsmalerei werden sollte.

Der Titel ist im allerweitesten und allertiefsten Sinne zu verstehen. Im Wandel der Tageszeiten erblickt der mystische Sinn ein Symbol für den Rhythmus der Jahreszeiten, der Lebensalter, ja der Weltperioden. Wir erleben das Universum als ein immerwährendes Geschehen, als Quellen und Aufsteigen, Niedersinken und Vergehen, als ewig sich wiederholenden Kreislauf. Für das Arabesken- und Hieroglyphenhafte dieser Blätter fand Runge sein Material zum größten Teil bei Böhme, dessen anschauliche Phantasie auf die ganze Romantik, von Novalis bis Schwind, eingewirkt hat. Die romantische Malerei hat kein Werk hervorgebracht, das den ästhetischen Idealen Tiecks mehr entsprochen hätte, als die von Runge selbst in Prosa und Versen interpretierten „Zeiten". Lehrte Tieck doch, daß der Maler in den allegorischen Gemälden „über die Grenzen der Kunst hinausgehen und mit dem Dichter wetteifern könne." Auch Runges theoretisches Werk, die in seinem Todesjahre erschienene „Farbenkugel" hat neben ihrer wissenschaftlich-optischen eine mystische Bedeutung. In der Ausbreitung der Farbentöne von den Polen Schwarz und Weiß zum Äquator der Kugel hin gibt sie ein Symbol für die Mannigfaltigkeit und Ordnung des Kosmos. Runges ganzes Dichten und Denken wie seine Malerei ist durchtränkt von literarisch-romantischem Geiste. Gedanklich-inhaltlich bestimmt war jede Linie, die sein Stift zog, jede Farbe, die sein Pinsel mischte.

Landschaften nannte Runge seine Bilder, als ein Landschafter erster Ordnung wollte auch Boecklin eingeschätzt wer-

den. Beide Künstler meinten mit dem Begriff des Landschaftlichen nicht die malerische Wiedergabe eines einheitlichen Gesichtseindruckes, sondern eine Beseelung, Belebung, Poetisierung der Natur. Aber wie verschiedener Mittel bediente sich die gleiche innere Gesinnung und Kunstabsicht hier und dort! Und wie verschieden sind die Wirkungen, die von den Bildern des einen wie des anderen ausgehen! Naturmystik wollte Runge geben mit Hilfe landschaftlicher Allegorien, Naturgefühl verdichtet sich in Boecklins Phantasie zu menschlichen und halbmenschlichen Gestalten als Trägern landschaftlicher Stimmungen. Diese beiden Maler vertreten zwei Typen literarischer Phantasie, zwei Entwicklungsstufen innerhalb der literarischen Malerei des 19. Jahrhunderts. Das gleiche Urgefühl für die Zusammengehörigkeit des Menschen mit der Natur führt Runge zur Religion, Boecklin zur Mythologie. Zwischen diesen Polen romantischen Naturgefühles steht die Umbiegung und Verniedlichung des Phantastischen ins Wunderbare des Märchens bei Schwind. Über das Verhältnis von dichterischer und malerischer Phantasie bei Boecklin gewinnt man Klarheit, wenn man einerseits nach den Beziehungen seiner Bildthemata zur literarischen Welt fragt, zweitens sich überlegt, ob Bildkonzeption und -Komposition unter den Gesetzen der dichterischen Einbildungskraft stehen? Boecklin liebte die Poesie; vor allem waren ihm die Dichter der Augensinnlichkeit: Homer, Dante, Ariost, Goethe vertraut. Oft verbindet sich ihm Gelesenes mit Gesehenem, eine poetische Situation wird durch Verschmelzung mit einem landschaftlichen Erlebnis zum Bildvorwurf (z. B. „Odysseus und Kalypso"). Öfter aber entstanden wohl malerische Gegenbilder zu Dichtungen — etwa zu denen Goethes — nicht in der Erinnerung an Verse, sondern auf Grund verwandter Stimmungen. Goethe und Boecklin gemeinsam ist das Verlangen, sich in die Urformen des Natur- und Menschenlebens einzufühlen. Das Ursprüngliche, das Elementare in allem Geschehen, im Wasser, im Winde, im Bergwald, im Leben der Menschen und Tiere suchen sie aufzuspüren. Aus dieser gemeinsamen psychologischen Quelle fließen die vielfachen Berührungen in den Naturschilderungen bei Dichter und Maler (etwa „via mala" oder „Pan erschreckt einen Hirten").

Wie vorsichtig man aber sein muß, durch die Verschwisterung malerischer und poetischer Elemente in Boecklins Bildwelt verleitet, bestimmte Stellen einer Dichtung als unmittelbare Anregung zu Boecklinschen Bildern anzusprechen, beweist der Versuch Guido Haucks, die „Gefilde der Seligen" als die geheime Illustration einer Episode im zweiten Teil des Faust zu interpretieren. Boecklin erklärte, an Goethes Dichtung nicht gedacht zu haben, glaubte aber als gemeinsame Wurzel für die poetische und die malerische Konzeption einen landschaftlichen Eindruck angeben zu können. Goethe und ihm habe dasselbe vorgeschwebt: Die Ufer des Arno. Aus diesem eigentümlichen, die Dinge beseelenden Landschaftsempfinden erklären sich eine ganze Reihe Boecklinscher Bildthemata (z. B. „Der Abenteurer"). Der Bildgedanke kam Boecklin, als er einen Offizier auf ermüdetem dunklen Pferde an einem hell schimmernden Kornfeld vorüberreiten sah. Vor einer Verwischung der Grenzen zwischen Malerei und Dichtung bewahrte Boecklin sein intellektuelles Reinlichkeitsbedürfnis und sein starker malerischer Instinkt. Ihn ließ er als oberste Instanz über Geeignetheit oder Ungeeignetheit eines Bildvorwurfs entscheiden. Was nicht in die Sprache des Auges zu übersetzen war, verwarf er oder er suchte es in poetischer Form zu gestalten. Aber auch die durch irgendein Erlebnis — sei es Lektüre, sei es Anschauung — angeregte Konzeption eines Bildgedankens ist in den seltensten Fällen so brauchbar wie sie auftaucht. Boecklin ließ das seiner Einbildungskraft vorschwebende Gemälde ein geistiges Purgatorium durchmachen. Er prüfte in angestrengter Kopfarbeit die Bildidee auf ihre malerischen Qualitäten hin, suchte sie zum höchsten ihr möglichen Grade an Sehbarkeit zu steigern und zu läutern und damit zugleich auch nach der sachlichen Seite hin zu verdeutlichen. Über das Wesen dieses innerlichen Klärungsprozesses geben Aufschluß die Handzeichnungen und Boecklins Mitteilungen über die Entstehungsgeschichte mancher Bilder, z. B. des „Centauren in der Dorfschmiede". Als Dokumente der malerischen Selbstkritik, als Redaktionen eines Gedankens in Bildform sind auch die häufigen Wiederholungen des gleichen Themas zu verstehen: Die Toteninseln, Seeräuberburgen, Villen am Meer u. a. m.

In der Disposition Boecklins für das Dichterische war die innere Möglichkeit seiner Freundschaft mit Gottfried Keller begründet. Wenn auch die Arbeitssphären zwischen beiden reinlich getrennt blieben, weder Boecklin von Keller zum Dichten verführt wurde, noch der Anblick des Entstehens Boecklinscher Werke den Dichter in die verlassenen Gefilde der Malerei lockte, so belebte doch die schöpferische Kraft und Fülle eines jeden die Arbeitswelt des anderen. Diesem Austausch geistigen Gutes verdanken wir die letzten Verse Kellers und eine Reihe Boecklinscher Bilder, in denen man den Geist der Dichtung Kellers zu spüren glaubt: seinen väterlichen Humor, seine Naturnähe und die Tiefe seines Weltverständnisses (z. B. „Die Alten in der Gartenlaube", „Der heilige Antonius den Fischen predigend"). In den Züricher Jahren entstand aber auch jenes Gemälde Boecklins, in dem der Bund zwischen den Schwesterkünsten sein schönstes Symbol gefunden hat. Die beiden Musen: Dichtung und Malerei schöpfen aus dem einen kastalischen Quell. Zugleich aber bedeutet das Bild eine Art Selbstaussage Boecklins über das Wesen der eigenen Kunst. Das Dichterische und das Malerische sind in seinen Werken zu einer unlösbaren Einheit verschmolzen. Boecklin war ein Dichter, insofern seine Bildkonzeptionen von vornherein mit poetischem Gehalt gesättigte Erlebnisse sind, da ihm die Bildwirkung im Stimmungsgehalt beschlossen ist, Boecklin war ein Maler, weil für ihn das Wesen der Bildgestaltung in der Übersetzung und Verwandlung alles Gedanklichen und Literarischen in Körperliches und Anschauliches besteht.

III. „Malerromane" und „Gemäldegedichte".

Die literarhistorischen Gegenfragen zu dem kunstgeschichtlichen Problem der „literarischen Malerei" lauten: Welche Rolle spielt der Maler als psychologischer Habitus in der Dichtung? Wie kann durch den Anblick bildnerischer Werke die Phantasie eines Dichters befruchtet werden und welchen Umformungen unterzieht sie gegebenenfalls den Bildeindruck? An wenigen Proben wollen wir die charakteristischen und psychologisch scharf unterschiedenen Aneignungsweisen von Bilderlebnissen durch die poetische Einbildungskraft beobachten. Die äußerlichste Beziehung zwischen Dichter und Maler, von

der hier die Rede sein kann, ist der deutsche Malerroman. Er wurde geschaffen durch Wilhelm Heinses „Ardinghello". Dieses glühende Buch, die reife Frucht der italienischen Reise und der römischen Malergespräche seines Dichters, war das Bekenntnis des Sturmes und Dranges zur Malerei. Unter Malerei aber verstand Heinse Farbenkunst. „Malen ist Malen und Zeichnen Zeichnen. Ohne Wahrheit der Farbe kann keine Malerei bestehen, eher aber ohne Zeichnung ... Die Farbe das Ziel, Anfang und Ende der Kunst." Der Held des Buches war freilich kein Mann des Ateliers, sondern gleich genial als Liebhaber und Seeräuber wie als Maler. Der „Ardinghello" erschien 1785 und wurde begeistert aufgenommen. Nur Goethe, einst der geheime König der Stürmer und Dränger, wandte sich ab: Auch er war in Italien gewesen, auch ihm hatte dies Heimatland der Kunst die Augen geöffnet, — aber es war nicht das Italien Tizians, sondern das der Antike gewesen. Wo Heinse Farbe und Licht sagte, sprach Goethe: Linie und Form. Als Goethe daran ging, seinen großen Bildungsroman zu schreiben, wählte er nicht den Maler zum Vertreter der künstlerischen Welt. Wilhelm Meister sucht die Kunst auf der Bühne. In beide Berufsklassen: in die Schauspieler und in die Maler verliebte sich nun die Romantik, vielleicht weil sie der Einbildungskraft des Dichters so unendlich viel Freiheit lassen. Als Tieck und Wackenroder in studentischem Gefühlsüberschwang Nürnberg besuchten, als sie an den Gräbern Dürers und Hans Sachsens standen, stieg die versunkene Herrlichkeit des deutschen Mittelalters vor ihren Augen auf. Sie konzipierten die Idee eines gemeinsam zu schreibenden Malerromanes. Wackenroder starb und Tieck schloß die ersten Bücher des Sternbald-Romanes mit der Klage ab, allein vollenden zu müssen, was als Idee beiden angehöre. Das Buch hatte nicht den erhofften Erfolg; Maler und Dichter, vor allem Runge, waren es, in deren Werken der Einfluß des Sternbald nachwirkte. Ein Jahr nach ihm erschien schon der zweite romantische Malerroman; Friedrich Schlegels „Lucinde". Maler ist der Held, Malerin die Heldin der Geschichte. Hier handelt es sich aber keineswegs um den Versuch, eine vergessene große Epoche der Kunst wieder heraufzubeschwören, vielmehr um die rein individuellen

Schicksale eines Künstlerpaares. Julius wird erst durch die Liebe zum wahren Künstler; seine Stoffwelt, seine Auffassung und sein Stil wandeln sich im Feuer der Leidenschaft. Diesen seelischen Prozeß darzustellen, ist eines der Probleme des Romans. Fehlt in Schlegels „Lucinde" jeder Bezug auf bestimmte Bilderlebnisse, auf eine namhaft zu machende Periode der Kunstgeschichte, so ist das Künstlertum des Helden im „Florentin" der Dorothea Schlegel schließlich nur noch eine romantische Etikette. Florentin malt, obwohl er „eigentlich gar kein Talent zur Malerei hatte". Das letzte Glied dieser Kette bildet die Malernovelle E. T. A. Hoffmanns „Signor Formica". Der Held ist zwar ein großer Maler: Salvator Rosa, aber Hoffmann läßt ihn auftreten und handeln nur als Schauspieler und Dichter.

Als eine Verschmelzung spätromantischer Ideen mit der Formwelt des Goethischen Romanes ist Mörikes „Maler Nolten" anzusprechen. In der Mitte der Handlung steht ein Freundespaar: Der theatralische und der bildende Künstler: Larkens und Nolten. Visionäre Elemente und solche der Alltagswelt gleiten ineinander, das Pathologische und das Normale verbinden sich zu einem eigentümlichen Helldunkel der Gesamtstimmung. Kunstgespräche enthält Mörikes Roman kaum, auch kann man nicht davon reden, daß die Probleme des Malerlebens hier aufgerollt würden. Das Künstlerische steckt in der Bildlichkeit der Sprache: dieses Malerbuch ist voll von malerisch gesehenen Situationen. Die Aufgabe, mit den Mitteln der Kunstform des Romans den Werdegang eines Malers, seinen besonderen psychologischen Typus zu schildern, dieses eigentliche Problem des Malerromanes löst erst Keller mit seinem halb autobiographischen Grünen Heinrich. Sein Buch wird dann der Ahnherr einer ganzen Reihe moderner Künstlerbücher bis hin zu Wilhelm Schaefers „Karl Stauffer-Bern".

Tiefer in das Verhältnis zwischen Dichter und Werken bildender Kunst führt unsere zweite Frage: nach den Umwandlungen, die Bilderlebnisse in der Phantasie des Poeten durchmachen. Wir bleiben zunächst noch in der Welt der Prosadichtung. Hinter der Episode vom Meretlein im Grünen Heinrich, die so ganz märchenhaft anmutet, steht der tiefe

Jugendeindruck, den Keller von einem noch vorhandenen Kinderbilde des 17. Jahrhunderts empfing. Geleitet von den Forderungen der poetischen Situation wich Kellers Phantasie bei der Verwertung dieser Kindheitserinnerung für die Meretleinepisode in manchen Punkten von der bildnerischen Anregung ab. Dabei handelt es sich kaum um unbewußte Gedächtnisfehler, sondern wohl um bewußte Korrekturen. Dem gemalten Mädchen und dem Meretlein, wie es Keller schildert, gemeinsam ist der psychische Gehalt, wie er sich im Ausdruck des Gesichtes ausprägt: „eine tiefe Trauer lag darin, die glänzenden dunkeln Augen sahen voll Schwermut und wie um Hilfe flehend auf den Beschauer, während um den geschlossenen Mund eine leise Spur von Schalkheit oder lächelnder Bitterkeit schwebte. Ein schweres Leiden schien dem ganzen Gesichte etwas Frühreifes und Frauenhaftes zu verleihen . . ." Grundverschieden aber sind die von Keller angegebenen und die wirklichen Farben des Kleides und die Beigaben. Alle Änderungen des Erinnerungsbildes liegen in der Richtung einer Vertiefung und Verinnerlichung des seelischen Gehaltes und einer Aufhellung der farbigen Haltung des Bildes: Keller wählte eine edlere Farbenskala, als sie das Original aufweist: Die weiße Rose statt der roten Nelke, das blaßgrüne Damastkleid an Stelle des roten Rockes mit weißer Spitzenschürze. Eine ähnliche Beziehung auf ein gesehenes Bild enthält Theodor Storms Novelle „aquis submersus". Die Phantasie des Dichters kombinierte ein Kinderbild mit der Aufschrift: „aquis submersus incuria servi" und das daneben hängende Bild eines Geistlichen. An die Stelle des Dieners läßt Storm den Vater treten: in der Novelle trägt das Kinderbild die Bezeichnung: „culpa patris aquis submersus". Zum Vater des Kindes aber macht er nicht den Geistlichen, sondern den Maler der Bilder selbst und auch in Einzelheiten — Wasserlilie statt Nelke — weicht der Dichter vom Erinnerungsbilde ab. Noch einmal hat in Storms Produktion die Erinnerung an den tiefen, von einem Bilde empfangenen Eindruck eine Rolle gespielt. Im alten Schloß zu Husum hatte er das Bild eines Ritters gesehen, an das sich eine unheimliche Sage knüpfte. Dies Erlebnis liegt einer Stelle in der Novelle „Im Schloß" zugrunde.

Die Inspiration des Dichters durch ein Werk der Schwesterkunst kennt natürlich verschiedene Grade. Zwischen Kellers „Meretlein" und dem Originalbilde besteht eine verhältnismäßig enge Beziehung. Loser ist der innere Zusammenhang des „Prinzen von Homburg" von Kleist mit dem Homburgbilde des Berliner Akademikers Kretschmar, das Kleist wenn nicht im Original, so doch im Stich kennen gelernt hat. Was das Gemälde der Phantasie Kleists geben konnte, war wohl nur der Eindruck der blondlockigen Idealgestalt des Prinzen und seiner vornehm gelassenen Geste. Den geistigen Gehalt der Szene schmolz Kleist völlig um. Ihm vertiefte sich ja die Homburglegende zum Drama der freien Selbstüberwindung. Und nicht eine einzige Szene des Schauspieles könnte durch Kretschmars Darstellung illustriert werden. Die Malerei gab der Phantasie Kleists nur den Anstoß, wie es schon bei zwei seiner älteren dramatischen Arbeiten dem „Zerbrochenen Kruge" (Stich Le Veaus nach Debucourts „la cruche cassée") und der „Penthesilea" (Simon Vouets „Magdalene" in St. Loup zu Chalons sur Marne) der Fall gewesen war. Von den gesehenen Kunstwerken ist in Kleists Dichtungen keine Spur mehr zu entdecken; nicht ihr anschaulicher Gehalt, einzig der Ton der Empfindung, den sie schwingen machen, lebt in den Werken nach. Darin aber sah Kleist das eigentliche Wesen des Kunstwerkes: „nicht das, was dem Sinn dargestellt ist, sondern das, was das Gemüt durch diese Wahrnehmung erregt, ist das Kunstwerk". Nur dieses freieste Verhältnis zur Malerei war Kleists Natur gemäß. Aus diesem Grunde mußte ihm der Versuch, mit den Mitteln der Sprache ein Bild zu beschreiben, mißlingen. Die Absicht hat Kleist gehabt. Als Redakteur des „Phöbus" plante er, die beigegebenen Umrißstiche durch poetische Darstellungen zu begleiten, „damit eine Sammlung von Beispielen vorliege, an denen . . . die alte wichtige Frage von den Grenzen der Malerei und Poesie deutlich erörtert werden könne". Als er daran geht, Hartmanns schwächlichen Stich „die Marien am Grabe" poetisch zu begleiten, wird ihm aus einer Beschreibung ein selbständiges lyrisches Gedicht, dessen Tempo und sprachliche Kraft eine unausgesprochene Bildkritik enthalten. Von der Farbigkeit und Momentanität der Verse Kleists, von dem Großgesehenen landschaftlicher und menschlicher

Formen enthält ja das sauberakademische Blatt Hartmanns nichts. Die Kleists poetischem Temperament wesensfremde Bildbeschreibung in Gedichtform war ihm von den romantischen Freunden nahegebracht worden. A. W. Schlegel, der Verfasser eines ganzen Sonettenkranzes auf Werke der alten Meister, hatte gefordert, „der bildende Künstler solle uns in zyklischen Folgen zu poetischen Schöpfungen ein neues Organ geben, den Dichter zu fühlen, und dieser Dolmetscher wiederum in seiner hohen Mundart die reizende Chiffersprache der Linien und Formen". Darin waren ihm nicht nur Friedrich und Dorothea Schlegel, Sophie Brentano-Mereau u. a. gefolgt, sondern auch Goethe hatte den Idyllen Wilhelm Tischbeins „auf des Freundes Verlangen einige Reime hinzugefügt; er liebt seine sinnigen Skizzen durch Worte verklärt und vollendet zu sehen". In gleicher Absicht begleitete der alte Goethe die Ausgabe von Radierungen nach seinen eigenen Handzeichnungen mit kleinen Gedichten, „damit der innere Sinn erregt" werde.

Die romantische Kunstform der „Gemäldegedichte" ist so gut wie ausgestorben. Damit hat aber die neuere Lyrik keineswegs die Beziehungen zur Malerei abgebrochen. Sie entdeckte neue, dem künstlerischen Fühlen unserer Tage und dem lyrischen Stil der Gegenwart entsprechende Möglichkeiten, in Bildern Motive der Poesie zu finden, Anregungen anschaulicher Art zum Sprachkunstwerk umzugestalten. Die Vielfältigkeit und Zartheit dieser Beziehungen zwischen den Künsten macht jede begriffliche Einordnung der modernen Gemäldegedichte unmöglich. Alle nur denkbaren Annäherungsgrade zwischen Poesie und Malerei lassen sich aufweisen, von der möglichst getreuen Übersetzung eines Bildeindrucks in die Welt der Worte bis zur freien Dramatisierung der durch Gemälde im Dichter aufgerufenen Stimmungs- und Vorstellungsfolgen. So hebt z. B. Liliencrons kleines Gedicht „Boecklins Hirtenknabe" aus dem Gemälde den rein menschlichen Gehalt heraus und deutet ihn aus eigener Gefühls- und Daseinssphäre. In der Parallelität der seelischen Erlebnisse: dessen, das im Bilde Gestalt gewonnen hat, und desjenigen des Poeten liegt das lyrische Element des Gedichtes. Eine andere seelische Brücke führt von Richard Dehmels Gedicht „Jesus und Psyche" zu Klingers großem Bilde „Christus im Olymp". Dehmel

nennt seine Verse „Phantasie bei Klinger". Aus einer Bildbeschreibung wird allmählich ein Erleben des Bildes, indem der Dichter eins wird mit der Hauptfigur. Aus zwei Anschauungsquellen schöpfte Hugo v. Hofmannsthal die Anregungen, die sich in seiner „Idylle" zum Dialog verdichteten. Er überschreibt seine Dichtung: „nach einem antiken Vasenbild" und „im Boecklinschen Stil". Und nun verschmilzt seine Phantasie die Erinnerung an eine antike Darstellung „Centaur mit verwundeter Frau am Rande eines Flusses" mit Boecklins Bild „Der Centaur in der Dorfschmiede", und zwar derart, daß ihm beide Bilderlebnisse zu zwei Szenen einer mythologischen Novelle werden. Im Stile Boecklins ist aber nicht nur der Schauplatz dieser Idylle und ihr Personal, auch die Wechselrede zwischen Centaur und Frau weckt Erinnerungen an Bilder Boecklins. Diese Bildwelt hat immer wieder Hofmannsthal in ihren Zauberbann geschlagen. Er wurde der Dichter der Totenklage um den großen Maler mit seinem dramatischen Bruchstück „Der Tod des Tizian". Als diese Dichtung entstand, schuf Boecklin noch Meisterwerke des Altersstiles. Was aber Hofmannsthal die Schüler des sterbenden Tizian über die Kunst des Venezianers sagen läßt: Boecklins Bilder gaben es ihm. Und die Aufführung dieses Fragmentes als Totenfeier für Boecklin widmete diesem nur vor aller Welt, was in der Stille schon lange sein Eigen war. Was die Poeten gerade diesem Maler danken, ist, daß er ihnen gleichsam ein altes Herrschaftsgebiet der Poesie mit den Waffen einer anderen Kunst zurückerobert hat. Und diesen Dank stattete weniger verhüllt als Hofmannsthal ein strengerer und tieferer Lyriker ab. In Prosa und in Versen suchte Stefan George des Erlebnis „Boecklin" dichterisch zu gestalten (Beschreibung der Pietà in „Tage und Taten" und Gedicht „Boecklin" im „Siebenten Ringe"). — Die Gemälde, die in den Dichtern unserer Tage, in Liliencron, Dehmel, Hofmannsthal, George den schöpferischen Funken weckten, sind Werke einer „literarischen Malerei", in dem hier festgehaltenen Sinne. Es zeigt sich, daß der Instinkt für den verwandten Geist Kunst zu Kunst, Dichter zum Maler zieht. Zugleich aber: was die literarische Malerei von der Dichtung empfangen, stattet sie voll wieder zurück. Seelisches Gut wird in ständigem Kreislauf von Hand zu Hand gegeben.

IV. Dichter als Kunstkritiker.

1805 stellte Gottlieb Schick im Pantheon zu Rom sein „Opfer Noahs" aus. Heute fühlen wir in diesem damals viel bewunderten Gemälde die Formenleere und Farbenhärte der Mengs-Schule. Es erscheint uns fremd, wie das letzte Glied einer abgelaufenen Entwicklungskette. Schicks Zeitgenossen waren gerade von der Fülle des Ausdrucks, der Sicherheit der Farbe, Klarheit der Zeichnung und von dem Durchdachten der Komposition entzückt. Während der Arbeit hatte der Künstler sich der Gespräche mit dem ersten Kunstverständigen der Romantik, mit A. W. Schlegel, erfreuen dürfen. Schlegel war in Sachen der Malerei ja kein Neuling. In dem berühmten Gespräch „Die Gemälde" war das Ergebnis der Romantikerzusammenkunft von 1798 in der Dresdner Galerie niedergelegt worden. Die Frage: wieweit vermag die Sprache Kunstwerke und ihre Wirkungen auf den Betrachter zu schildern? hatte Schlegel seitdem nicht wieder losgelassen. Sein bisher an Werken alter Meister geschultes kunstkritisches Vermögen wagt sich dann in Berichten über die Berlinische Kunstausstellung an die Arbeiten der lebenden Maler. 1805 richtet er an Goethe jenes „Schreiben über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler", das eine sehr genaue Beschreibung des Schickschen Bildes enthält. In diesem Aufsatze spielt Schlegel hier und da, mehr oder weniger versteckt die neuen Tieck-Wackenroderischen Kunstansichten gegen Goethes klassizistische Ästhetik aus. Dieses halb im Sinne der Weimarer, halb im Sinne der Romantiker gehaltene Schreiben ist eines der ersten Zeichen der Entfremdung zwischen Goethe und Schlegel in Fragen der bildenden Kunst. Hatten sich die im „Athenäum" ausgesprochenen Anschauungen noch in entscheidenden Punkten mit denen der „Propyläen" berührt, so wuchs der Gegensatz zwischen Goethe und den Häuptern der Romantik in dem Maße, als sich Friedrich und A. W. Schlegel den deutsch-christlichen Malern zuneigen. In den „Europa"-Aufsätzen bricht Friedrich Schlegel mit seiner ästhetischen Vergangenheit; er kehrt sich von der Antike ab und stellt seinen Geist und seine vielgewandte Feder der neuen Schule zur Verfügung. Sieben Jahre bevor Overbeck mit seinen Freunden von Wien

nach Rom auswanderte, formulierte Friedrich Schlegel, die Entwicklung der Malerei vorausahnend, das Programm der Nazarener. Und doch: nicht er, auch nicht Wackenroder oder Tieck haben das Nazarenertum hervorgerufen, sie waren Organe einer großen geistigen Bewegung, die wie eine Flutwelle durch Deutschland ging. Auch Friedrich Schlegel interessierte sich für Gottlieb Schick. In seinem Deutschen Museum war 1813 der „Apollo unter den Hirten" des Frühverstorbenen ausführlich gewürdigt worden. Einige Jahre später verteidigte Fr. Schlegel selbst in dem Aufsatze über „Die deutsche Kunstausstellung in Rom" die junge Schule gegen den Vorwurf, sie verfalle in eine altdeutsche Manier, und als bestes Beispiel für die gesunden Absichten dieser Künstlergruppe wählt er Schicks Werke. Wieder richtete sich der Aufsatz gegen Goethe, der gleichsam als stumme Abwehr romantischer Kunstgelüste „Winckelmann und sein Jahrhundert" hatte erscheinen lassen und das „Manifest gegen neudeutsch-religiös-patriotische Kunst" veröffentlichte (1816). Gottlieb Schick wurde rasch vergessen, und erst David Friedrich Strauß rief mit einem liebevollen Aufsatz über den schwäbischen Landsmann 1854 die Erinnerung an diesen Deutschrömer wieder wach.

Der eigentliche romantische Maler war ja O. Ph. Runge. Um keinen haben sich die Dichter so bemüht wie um ihn. Tieck erbat und erhielt Illustrationen zu seinen Minneliedern, Brentano suchte Runge, freilich vergeblich, für seine Romanzen: „Die Erfindung des Rosenkranzes" zu erwärmen, und auch A. W. Schlegel wartete umsonst auf Vignetten zu seinen Sonetten. Dichterische Gegengaben blieben nicht aus: Görres schrieb die vielgelesenen Erläuterungen zu den „Zeiten", Tieck trug sich mit dem Gedanken, sie in poetischer Form zu paraphrasieren, und Arnim und Brentano riefen über das Grab des Frühgestorbenen tief empfundene Worte; nicht minder herzlich schrieb Goethe in Runges Krankheitstagen an Perthes. Drei Jahre früher hatte er Runges Bildnis und die Radierungen nach den „Zeiten" in seinem Arbeitszimmer aufgestellt und das „Geschlecht der Arabesken" verständnisvoll besprochen. Goethe urteilte: „In größerem Maßstabe mit Ölfarben ausgeführt, würde daraus für die Gegenwart ein großer Genuß und für die Nachwelt ein wür-

diges Denkmal unseres deutschen Zeitgeistes entstehen." Die „Zeiten" waren aber nicht das erste Werk Runges, das Goethe sah. 1801 hatte sich der Jüngling an der in den Propyläen ausgeschriebenen Konkurrenz beteiligt, war aber mit seinem „Achill im Kampfe mit den Flußgöttern" unterlegen. Das hatte in der Brust des empfindlichen jungen Künstlers den Namen Goethes ausgelöscht. Er warf sich der Welt Tiecks in die Arme. So hatte eigentlich Goethe selbst Runges Schifflein, ohne es zu wissen, in das romantische Fahrwasser getrieben. Über diese Kluft schlugen die gemeinsamen farbentheoretischen Interessen die Brücke. Und kurz vor seinem Tode schickte Runge an Goethe einen Brief, der einen neuen, auch von Runge noch nicht betretenen Weg der Landschaftsmalerei andeutet, z. B. „eine glatte Meeresfläche, in welcher sich ein heiterer Himmel rein spiegelt ohne alles weitere . . . so auch Sonnenaufgang und -untergang als bloße Erscheinung in der Luft charakterisiert . . . Das ist nach meiner Meinung das Ziel, welches wir erreichen müssen." Der Tod nahm Runge den Pinsel aus der Hand. Das Ziel erreichte ein anderer: Caspar David Friedrich. Ja, er trat nicht nur das künstlerische Erbe Runges im Landschaftlichen an, er nahm auch dessen Stellung Goethe gegenüber ein. Glücklicher als Runge hatte er einst den Landschaftspreis bei den Weimarischen Wettbewerben gewonnen und Zeichnungen an Goethe verkauft. Als dieser dann 1816 beginnt, sich mit meteorologischen Phänomenen zu beschäftigen, läßt er Friedrich um Wolkenstudien bitten, die Goethe mit eigenen Skizzen in Abbildungen veröffentlichen wollte. — Wenn auch Goethe den Arbeiten Runges und Friedrichs Gerechtigkeit widerfahren ließ, so sprach wohl nicht sein Auge für die romantischen Maler, sondern wissenschaftliche Interessen wiesen ihm den Weg in das feindliche Lager. Wie aufreizend die ersten Landschaften Friedrichs auf die Vertreter der klassischen Kunstdoktrin wirkten, können wir kaum noch nachfühlen. Ihren interessantesten literarischen Niederschlag fand diese Erregung in einer Polemik zwischen dem glatten Ästhetiker Ramdohr auf der einen, den Dresdener Malern Kügelgen und Hartmann auf der andern Seite.

Friedrichs „Kreuz im Gebirge" bildete den Streitpunkt. Hartmann schrieb für Kleists Zeitschrift, den „Phöbus". Kleist

hatte schon einmal in seinem Blatte einen Autor zu Worte kommen lassen, der — ohne den Namen Friedrichs zu nennen — für den neuen Stil der Landschaftsmalerei eingetreten war. Adam Müllers bewegliche Intelligenz erkannte, daß das Lebendige und in die Zukunftweisende der Landschaften Friedrichs nicht ihr poetischer Stimmungsgehalt war, sondern in den Versuchen steckte, die atmosphärischen Erscheinungen malerisch wiederzugeben, „in der weitesten Ferne verlieren sich Grenzen, bleichen die Farben ineinander. Was dem Himmel, was der Erde angehöre, läßt sich nicht mehr sagen." Waren bei diesem Federkriege Person und Meinung Kleists nicht hervorgetreten, so ergriff er 1810 selbst das Wort zum Thema: Friedrichs Landschaftskunst. Auf der Berliner Kunstausstellung erregte die „Seelandschaft mit dem Kapuziner" allgemeines Aufsehen. Die Empfindungen verschiedener Betrachter vor diesem Bilde suchten Arnim und Brentano in einem langen Aufsatze zu schildern, den sie Kleist für die „Berliner Abendblätter" überließen. Trotzdem sich die Autoren bewußt waren, daß Friedrichs Modernität in der Darstellung der „wunderbaren Conjunkturen des Jahres und Himmels" liegt, kamen sie zu keinem klar formulierten Kunsturteil. Hier griff Kleist ein. Er strich nicht nur den Aufsatz zusammen, sondern schloß ihn mit dem berühmten Satze, der eine impressionistische deutsche Landschaftsmalerei vorauszuahnen scheint: „Gleichwohl hat der Maler zweifelsohne eine ganz neue Bahn im Felde seiner Kunst gebrochen; und ich bin überzeugt, daß sich, mit seinem Geiste, eine Quadratmeile märkischen Sandes darstellen ließe, mit einen Berberitzenstrauch, worauf sich eine Krähe einsam plustert." Wie Kleist mit dieser Kunstansicht den romantischen Freunden weit vorauseilte, so bewies er auch in seinen beiden größeren Aufsätzen über bildende Kunst, dem „Brief eines Malers an seinen Sohn" und dem „Brief eines Malers an einen jungen Dichter" gleiche Selbständigkeit und Klarheit des ästhetischen Denkens. Der erste der in den „Berliner Abendblättern" erschienenen Artikel wendet sich mit prachtvoller Nüchternheit und Verstandeshelle gegen die verlogene Sentimentalität und Frömmelei kleiner akademischer Talente, die jedesmal das Abendmahl nehmen möchten, bevor sie zum Pinsel greifen, während es doch „mit einer gemeinen,

aber rechtschaffenen Lust an dem Spiel seine Einbildungen auf die Leinwand zu bringen völlig abgemacht ist." Der zweite „Brief" ist ein leidenschaftlicher Appell an die künstlerische Jugend. Kleist greift den öden, in Kopistenarbeiten erstarrenden akademischen Lehrbetrieb an und tritt mit herrlich unerschrockenen Worten für das Recht und die Pflicht eigener Schöpferkraft ein. „Die Aufgabe, Himmel und Erde! ist ja nicht, ein anderer, sondern ihr selbst zu sein und euch selbst, euer Eigenstes und Innerstes, durch Umriß und Farben zur Anschauung zu bringen!"

Es ist eine Erfahrung, daß sich die dichterische Kraft vorzugsweise an denjenigen Werken der bildenden Kunst entzündet, in denen sie sozusagen das latente poetische Element wittert. Goethe schrieb über „Rembrandt den Denker", über „Ruysdael als Dichter". Die Romantiker fühlten sich auch als Kunstkritiker angezogen von den empfindungsreichen Werken Schicks, Runges, Friedrichs; Eduard Mörike schloß Freundschaft mit dem geistesverwandten Schwind. Auf parallelen seelischen Wegen waren beide gewandert, ehe sie in briefliche Verbindung miteinander traten. Für Schwind gehörte die Poesie zu den Lebensbedürfnissen. Das Dichterische steckte bei ihm nicht nur in den Bildmotiven, sondern tiefer, in der Bildauffassung, vor allem im Landschaftsgefühl. Als Landschafter war Schwind Romantiker: er hatte in erster Linie ein Gefühls- und nicht ein Anschauungsverhältnis zur Natur. Aus der Landschaft hört er die Stimmen eigener Träumereien heraus. Er kennt nicht die staffagefreie Landschaft, denn er braucht die Figur als Träger des landschaftlichen Stimmungsgehaltes (z. B. „Rast auf der Wanderschaft", „der Eremit in der Waldkapelle"). Wie Schwind ein Stück Poesie in sich trug, so lebte in Mörike die Sehnsucht nach der Malerei. „War ich doch so lang mit meinem Schicksal unzufrieden, daß es nicht einen Maler aus mir machen wollte, und äußert sich doch der ursprüngliche Trieb heute noch unwillkürlich mit der Schreibfeder auf jeder Konzeptunterlage". Aber über die karikaturenartige Zeichnung ist Mörike nicht hinausgekommen (z. B. Skizzen im „Haushaltungsbüchlein"). Wichtiger ist, daß sein poetisches Vermögen reichen Gewinn zog aus malerischer Anlage und Übung. In der Kunst der sinnlichen

Adjektiva steht er wohl nur Goethen nach. Diese Begabungsverwandtschaft bildete die innere Voraussetzung des Freundschaftsverhältnisses zwischen Schwind und Mörike. Als ihr Briefwechsel begann, war Mörikes Muse fast ganz verstummt, während Schwind auf der Höhe seiner Schaffenskraft an der „schönen Melusina" arbeitete und sich durch kein Schweigen des Poeten verstimmen ließ, unermüdlich mit der Feder zu plaudern. Erscheint Schwind demnach als der Gebende, so stattet doch Mörike alles Empfangene zurück mit den schönen, des Malers Kunst rein und leicht beschreibenden Versen, die er „Epistel an Moritz von Schwind" nannte. Vielleicht gehört die Sehnsucht, die verhaltene Liebe zur malerischen Schwesterkunst dazu, um einen Dichter zu befähigen, die Bildwelt eines großen Künstlers in einem so lauteren Spiegel aufzufangen. In den Jahren, als der Kampf um die Kunst Boecklins tobte, und alle die Urteile über den Maler gefällt wurden, die scheinbar mit Notwendigkeit auftauchen, wenn eine geniale Begabung die Grenzpfähle der Kunst weiter hinauszurücken wagt, unternahm Gottfried Keller ein „bescheidenes Kunstreischen". Auf dieser kritischen Wanderfahrt begegnete ihm das erste Werk Boecklins, eine der Tritonenfamilien. Kellers Intelligenz war viel zu klar, sein Malerauge viel zu erzogen, seine Poetenphantasie viel zu empfänglich, als daß er nicht — eine verlorene Stimme unter Tausenden anders Denkender — die Größe des Schweizer Künstlers erkannt hätte. Bei aller Feinfühligkeit Kellers für die malerischen Absichten Boecklins und bei allem Verständnis für das Wesen des Boecklinschen Landschaftsgefühles spürt man doch noch eine gewisse Kühle auf Seiten des Kritikers. Das Verhältnis zwischen beiden Künstlern erwärmt sich erst in der persönlichen Berührung. Und nun naht Keller als der vornehmste Gratulant dem 60jährigen Maler und bietet ihm Strophen voll der Süße reifer Kunst. Vor Jahren hatte Keller ein Bild Boecklins kritisch analysiert, die Erinnerungen an zahlreiche Werke, die zum Teil unter seinen Augen entstanden waren, schmilzt seine dichterische Phantasie jetzt ein, um den Geist der Kunst Boecklins in reiner sprachlicher Form zu erhalten. Das Gedicht „an Arnold Boecklin" war Kellers letztes. Ohne, daß er es ahnte, hatte er Worte des Abschieds von Malerei und Dichtung geschrieben.

V. Illustration und Text.

Der deutsche Künstler ist der geborene Illustrator. Seine tief eingewurzelte Bevorzugung des Inhaltlichen vor der Darstellung, des Bildgehaltes vor der Bildform bestimmt ihn gleichsam für die illustrative Tätigkeit. Besteht doch das Wesen der Illustration im Gegensatz zur freien Kunst darin, daß sie nicht nur formalen Gesetzen folgt. Sie empfängt ihre Aufgabe von außen her, von der Verbindung mit der Dichtkunst. Nur, wo eine Beziehung zwischen dem graphischen Werk und dem geschriebenen oder gedruckten Text waltet, sprechen wir von Illustrationen. Die ästhetische Forderung aber, daß sich Illustration und Buchinhalt zur Vorstellungseinheit verbinden, kann auf die verschiedenste Weise erfüllt werden.

Unsere Aufgabe ist es, an wenigen kennzeichnenden Beispielen die wichtigsten Typen illustrativer Begleitung poetischer Texte zu beschreiben. Der Illustrator ist infolge des Wesens seiner Kunst nicht unabhängig von den Schicksalen der Poesie. Das Wiedererwachen einer nationalen Literatur rief auch eine neue Blüte der Illustration in Deutschland hervor. Ihr Träger, Daniel Chodowiecki, stirbt 1801 an der Schwelle des 19. Jahrhunderts, er ist der Begleiter unserer klassischen Dichter auf dem Instrument der Kupferplatte. Der Kunst des 19. Jahrhunderts dürfen wir ihn zuzählen, weil seine Graphik als eine künstlerische Reaktion auf das Rokoko aufzufassen ist. Aus dem preußischen Bürgerstande hervorgegangen, schuf Chodowiecki eine bürgerliche Kunst. Das Bürgertum trat das Erbe des Adels auch in künstlerischen Bedürfnissen an. Stoffgebiet, Gesinnung und Bildform bei Chodowiecki zeigen, daß hier ein neuer graphischer Stil, noch befangen und steif, ans Licht drängt. Er bringt das kleinstädtische Milieu der Bürgerstuben, hell, rein und nüchtern, er zeigt die zopfige Landschaft, Häuser in antikisierendem Stile und gibt ihre altfränkischen und rührseligen Bewohner. Eine gewisse freudige Philisterstimmung kennzeichnet sein Wesen. Chodowiecki kann befangen bis zur Pedanterie sein, ihm fehlen die Organe für Leidenschaft und Größe. Es „lag" seiner Natur, das Basedowsche Elementarwerk zu illustrieren, mit-

zuarbeiten an Lavaters Physiognomik, die den für die Zeit so bezeichnenden Untertitel trägt: „Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe." Und dieser Künstler, den seine Gesinnung ins Enge und Kleine zieht, leistet — ganz wie Geßner — sein Stärkstes in den kleinen Formaten. Die zierlichen Damenkalender sind sein graphisches Lieblingsfeld. Als 12 Monatskupfer für einen solchen Kalender gab er 1770 seine Radierungen zu Lessings „Minna von Barnhelm". Hier, in der Sphäre des bürgerlichen Lustspieles, der kleinen nüchternen Bühnenräume und der unkomplizierten Empfindungen natürlich sich gebender Menschen, fühlte sich Chodowiecki in seinem Elemente, während er Goethes Weltweite und Problematik gegenüber gänzlich versagte. Die Auswahl der Szenen gehört Chodowiecki an — weiter aber wagt seine illustrative Phantasie auch nicht zu gehen. Das Verhältnis dieser Kupfer zu Lessings Text ist das engste, das sich denken läßt: der Künstler hielt sich wortwörtlich an Lessings Bühnenanweisungen, also an denjenigen Teil des Textes, der Haltung und Bewegung der Figuren vorschreibt. Chodowiecki ist gleichsam der graphische Regisseur, der mit Hilfe technischer Winke des Dichters die „Minna v. Barnhelm" inszeniert hat. — Die interessante Frage: wieweit der Künstler überhaupt mit seinen Mitteln einem dichterischen Texte genau zu folgen vermag, haben die Romantiker einmal durch einen Scherzversuch zu beantworten unternommen. Schinkel erbot sich, in einer Zeichnung den ganzen Verlauf einer Erzählung Brentanos zu schildern. Während nun Brentano sprach, zeichnete Schinkel; als Brentano fertig war, war auch die Illustration beendet: eines der geistreichsten Blätter Schinkels. Dieser Romantikerscherz weist also ebenso wie Chodowieckis Radierungen auf das eine Extrem des Verhältnisses zwischen Illustration und Text hin: Gebundenheit des Bildes an das Wort des Dichters.

Das andere Extrem: Abhängigkeit des Textes von der Graphik, vertritt Alfred Rethel mit seinem Totentanz von 1848. Hier übernimmt die Führung der bildende Künstler, der Dichter, in diesem Falle Rethels Freund, der Malerpoet Robert Reinick, sekundiert ihm. Reinicks Begleitverse geben der Phantasie des Lesers gleichsam nur den Anstoß, der das Pendel schwingen macht, sie bringen ihn auf den rechten Weg, um ihn dann

der Bildanschauung zu überlassen, die zum Ziele führt. Man kann auch sagen: diese Folge enthält Illustrationen zu einem ungeschriebenen Texte Rethels. Der Sinn für solche illustrative Zyklen steckte ihm ja tief im Blute. 1842/44 hatte er den Karthagerzug über die Alpen geschaffen, sechs Blätter, die mit dramatischer Steigerung der Motive den Bericht des Livius über Hannibals Alpenübergang illustrierten. Auch der Totentanz umfaßt sechs Blätter, die man als fünf Akte einer Tragödie mit einem Prolog betrachten kann. Bilder und Verse gehören zusammen, beide geben erst gemeinsam die Vorstellungs- und Stimmungseinheit, auf die es Dichter und Zeichner ankam. Die Größe Rethels beruht auf dem energischen Herausarbeiten der Hauptmotive, auf den genialen Griffen für den sprechendsten Ausdruck und der strengen Selbstzucht in der Behandlung der Massen. Und wie gelingt es Reinick, sich diesem graphischen Monumentalstil anzuschmiegen! Den Linienbrechungen Rethels entsprechen seine Versknickungen, den zähen und rauhen Strichen des Holzschnittes die Schwerflüssigkeit und Derbheit sprachlichen Ausdrucks. Die Knappheit der Komposition findet ihr Gegenstück in dem Sagen mit wenigen, aber eindrucksschweren Worten. Die Welt der Todesgedanken hat Rethel nicht losgelassen. Auch sein großes Einzelblatt „Der Tod als Würger" ist als Illustration anzusprechen, freilich als eine verkappte Illustrierung eines verschwiegenen Textes. Rethel wurde zu diesem Holzschnitt angeregt durch einen Zeitungsbericht Heinrich Heines über den Ausbruch der Cholera in Paris. Der grausige Gegensatz zwischen ausgelassenster Lustigkeit und dem plötzlichen Bewußtsein, dem Tode ins Auge zu sehen, vor allem aber der anschauliche Kontrast der Harlekinkleider und der im Todeskampf verzerrten Gesichter und verkrampften Glieder regte Rethels zeichnerische Phantasie an. Die verschiedenen von Heine beschriebenen Szenen drängt Rethel in die einzige der Flucht aus dem Ballsaal zusammen.

Zwischen den Polen: strenge Dienstbarkeit des Illustrators hier — Unterwerfung des Dichters unter die Absichten des Graphikers dort — gibt es eine Fülle von Übergangsstufen. Zwei Schattierungen eines freieren Verhältnisses der Illustration zum Text werden vertreten durch die Arbeiten Schwinds und

Menzels. Die Abhängigkeit der Bildkunst Schwinds vom Inhaltlichen, die illustrative Tendenz seiner Gemälde läßt in ihm einen Meister der reinen graphischen Illustration vermuten. Eine seiner frühesten Arbeiten auf diesem Felde, die Titelblätter zu den Märchen der „Tausend und einen Nacht" wurden von Goethe in dem feierlich verschnörkelten Stil seiner Alterssprache begrüßt. Aus den zahlreichen Illustrationsfolgen, die sich dieser anreihten, greifen wir eine innerlich zusammenhängende Gruppe heraus: die Arbeiten zu Dichtungen Mörikes. Im Briefwechsel zwischen Maler und Poeten läßt sich verfolgen, wie sich in der Auffassung Mörikes die Verbindung Schwindischer Illustrationen mit seinem Texte darstellt. Die Illustrationen des Gedichtes „Erinna an Sappho", die Mörike erbeten zu haben scheint, lehnte Schwind mit der Begründung ab, er halte es für unmöglich, „das Unheimliche, das sie in ihrem Auge bemerkt, und ihr Stutzen darüber zugleich sichtbar zu machen . . . dergleichen Hauche von Empfindungen" ließen sich nicht darstellen. Ein Beweis dafür, daß Schwind sehr wohl die Grenzen der Künste kennt. Er verlangte nach Geschehen und fand geeignete Themata in Mörikes Gedichten „Der sichere Mann" und „Erzengel Michaels Feder". Beide hat er illustriert, und diese Blätter sollen als Kontraste inhaltlicher und formaler Natur empfunden werden, ja sie deuteten für den Zeichner den Umfang der poetischen Kraft Mörikes, die Weite seines stofflichen und seelischen Horizontes an. Zu diesen Blättern gehört ein drittes, das Schwind als eine Art „Ode an Mörike" bezeichnete, weil es mannigfache Motive aus Mörikes Leben und Lyrik verschmilzt, gewissermaßen den Geist der Kunst Mörikes illustriert. Des Dichters Interpretation dieser Zeichnungen hebt mit dem feinsten Verständnis für rein künstlerische Fragen, grade die Momente heraus, bei denen der Illustrator selbständig vorgehen, nach den Gesetzen seiner Kunst den dichterischen Text bereichern oder vereinfachen, hier vereinen dort trennen mußte. Von den Illustrationsplänen, die zwischen Schwind und Mörike erörtert wurden, haben nur zwei Gestalt gewonnen: Schwind lieferte Zeichnungen zu dem Märchen „Der Bauer und sein Sohn" und zur Episode von der schönen Lau aus dem Stuttgarter Hutzelmännlein. Von allen diesen Illustrationen Schwinds gilt:

die Kunst anzudeuten, statt zu erschöpfen, die Umsetzung des Akustischen in Optisches, die Verschmelzung verschiedener in der Wirklichkeit auseinanderliegender Schauplätze in einen, alle diese Mittel haben die Wirkungseinheit zwischen Illustration und Text zur Folge.

Von diesen Freiheiten des Graphikers und von seinem Recht, über die bloße Begleitung des Buchinhaltes weiterzuschreiten zu seiner Deutung und Ergänzung hat Adolph Menzel den geistreichsten Gebrauch gemacht. Schon seine frühen Illustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" und zu den Werken des großen Königs enthalten die ganze Skala möglicher Beziehungen zwischen Bild und Text. Bekannt sind die geistreichen Anspielungen in den Vignetten. Die Selbständigkeit des Graphikers geht manchmal so weit, daß seine Illustrationen inhaltlich in einem Gegensatz zum Texte stehen, daß er sich zum Anwalt des Lesers macht, der sich mit der Lektüre kritisch auseinandersetzen will. Mit den Illustrationen zur Jubiläumsausgabe des „Zerbrochenen Kruges" von Kleist kehrt Menzel noch einmal aus der Welt der Gemälde zur Buchgraphik zurück (1877). Dieses preußisch-niederländische, von Leben und Charakteristik strotzende Werk zu illustrieren, war eine Aufgabe nach dem Herzen Menzels. Seine ans Nüchterne, Pedantische streifende Sachlichkeit, der Schuß bitterlichen Junggesellenhumors und die nachdichtende Phantasie fanden hier ihr Feld. Zwischen den großen Einschalttafeln und den kleinen im Text verstreuten Illustrationen zeigt sich aber ein künstlerischer Gegensatz. In den Vollbildern steckt der alte Menzel, der die Natur mit Haut und Haar in die Darstellung zu ziehen trachtet, der jedes Stuhlbein mit Charakter ausstattet — in den Vignetten lebt der junge Menzel nach, der das Gelesene mit der Feder weiterdenkt. Die großen Illustrationen reißen den Leser des Dramas aus dem geistigen Erlebnis heraus, ihre übertriebene Illusion zwingt uns die Welt der Wirklichkeit auf, sie sind verkleinerte Bilder, die sich in ein Buch verirrt haben, aber keine Buchillustrationen. Wird hier das eigentliche Problem der illustrativen Kunst umgangen, so löst es Menzel in den kleinen Darstellungen auf mannigfaltigste Weise. Ehe noch der Dichter anhebt, ist er schon da: zeigen doch die ersten,

gewissermaßen Vorillustrationen, das Gedränge der Theaterbesucher an der Kasse und den Zuschauerraum, bevor der Vorhang sich hebt. Wie der Illustrator Menzel schon vor Beginn des Lustspieles einsetzt, so übernimmt er es auch, das Zwischen-den-Szenen darzustellen, in den Pausen über das Stück zu plaudern, kurz: dann und wann an die Stelle des Dichters zu treten. Der Kreis dieser unendlich beweglichen, alle erdenkbaren Verbindungen mit dem Text eingehenden Illustrationen schließt sich: wie das erste Blatt das Publikum vor Beginn der Aufführung, so zeigt das letzte die Schauspieler am Schluß der Vorstellung. Die Kette sämtlicher auftretenden Personen verneigt sich vor dem applaudierenden Publikum.

Ein Zufall hat es gewollt, daß die beiden einzigen deutschen Lustspiele höchster Qualität von zwei Meistern mit Illustrationen geschmückt wurden, die fast genau 100 Jahre auseinander liegen. Grundverschieden aber wie der dichterische Stil der „Minna v. Barnhelm" und des „Zerbrochenen Kruges" ist auch der künstlerische Charakter dieser Illustrationen. Hier die Gebundenheit Chodowieckis an das Wort Lessings, dort die Entbundenheit Menzels von den Grenzen des Kleistschen Dramas. Chodowieckis Illustrationsstil überläßt dem Poeten die geistige Arbeit, Menzels Illustrationsstil nimmt zwischen Dichter und Zeichner eine Art Arbeitsteilung vor. Während die Einheit in der „Minna v. Barnhelm" eine äußerliche ist — der Kupfer gibt eben wieder, was die Bühnenanweisung vorschreibt — verschmelzen im „Zerbrochenen Kruge" die getrennten Leistungen des Dramatikers und des Graphikers zur inneren Vorstellungseinheit. —

* * *

Unsere Betrachtung der Wechselwirkungen zwischen deutscher Malerei und Dichtung des 19. Jahrhunderts ging bald vom Standpunkt des bildenden Künstlers aus, bald kam sie von der Seite des Poeten her. In einer ersten Beobachtungsreihe suchten wir die Verschwisterung malerischen und dichterischen Wesens in der Brust des Dichters selbst aufzuweisen als eigentümliche seelische Anlage, als die sog. „Doppelbegabung". Die zweite Untersuchung faßte das Problem der „Literarischen Malerei" ins Auge, ebenfalls als Frage nach einer gewissen

physischen Struktur, diesmal aber der Maler, nicht der Dichter. Mit der dritten Studie kehrten wir zur Psychologie des dichterischen Schaffens zurück, indem wir beobachteten, welche Rolle Kunst und Künstler in „Malerromanen und Gemäldegedichten" spielen. Das vierte Kapitel suchte die Schriftsteller sozusagen bei einer Nebenbeschäftigung auf, die sie in engste Beziehung zu Gemälden bringt, es behandelte „Dichter als Kunstkritiker". Im Schlußabschnitt über „Illustration und Text" wurden verschiedene Illustrationsstile unterschieden, also eine Frage aus der Ästhetik der Malerei beantwortet.

Der Versuch, die zwischen den Künsten spielenden zahlreichen Beziehungen an einer verhältnismäßig sehr kleinen Beispielsammlung zu erläutern, hat seine Vorzüge und seine Nachteile. Die Gefahr liegt darin, daß sich das Auge trübt für die Grenzlinien der Künste, daß man einer romantischen Verschmelzung künstlerischer Kräfte verfällt. Den Nutzen unserer Fragestellung aber sehen wir darin: sie betrachtet dichterische wie bildnerische Kunstwerke nicht als einsam für sich stehende Gebilde, sondern als Schöpfungen, von deren Art manches erst durch Vergleich mit anderen offenbar wird. Sie glaubt, daß Stilanalysen noch nicht den ganzen Reichtum künstlerischen Daseins ausschöpfen. Sie sieht schließlich die Aufgabe der Kunstgeschichte darin, die ganze Kunst im Auge zu behalten.

Werden und Wesen der Sprache.

Von Professor Dr. Ludwig Sütterlin in Freiburg i. B.

Daß wir uns heute in wissenschaftlicher Weise über sprachliche Fragen unterhalten können, verdanken wir in letzter Reihe zwei bedeutenden Männern aus der weiteren Umgebung der alten Reichsstadt Frankfurt, die vor demnächst hundert Jahren mit grundlegenden Veröffentlichungen hervortraten: dem Mainzer Franz Bopp (1791—1867) und mehr noch dem Hanauer Jakob Grimm (1785—1863). Bopp, der in Paris Altindisch (Sanskrit) studiert hatte, das kurz vorher durch Engländer, Beamte der ostindischen Handelsgesellschaft, in Europa bekannt geworden war, bewies nämlich 1816 in seinem ersten Werk, dem „Konjugationssystem der Sanskritsprache", die Verwandtschaft der heute indogermanisch genannten Sprachfamilie (Indisch und Iranisch, Armenisch, Griechisch, Albanisch, Italisch, Keltisch, Germanisch, Litauisch und Slawisch); und er bewies diese nicht etwa mit einigen ähnlich klingenden Wörtern, sondern durch die Gleichheit des gesamten sprachlichen Baues, zunächst der Bildung des Zeitworts; von ihm wissen wir, daß „ich gebe, du gibst, er gibt" sich bis auf die Endung genau wiederfinden in allen indogermanischen Sprachzweigen; ebenso „ich binde, ich band, gebunden". Er schuf damit die vergleichende Sprachwissenschaft zunächst des Indogermanischen, dann aber jeder Sprachgruppe überhaupt. — Jakob Grimm dagegen stellte die sprachlichen Verhältnisse der älteren germanischen Sprachstufen, des Gotischen, Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen, ferner des Altenglischen (Angelsächsischen) und des Altskandinavischen, in fortlaufender Beziehung dar, im Hinblick auf das Neuhochdeutsche, das er damit erhellte. Er hat dadurch nicht bloß die geschichtliche Sprachbetrachtung des Deutschen und damit mittelbar jeder Sprache geschaffen, sondern er hat uns auch gelehrt, was Sprache überhaupt ist.

Die Tätigkeit dieser beiden, Bopps und Grimms, und ihrer zahlreicheren Nachfolger geben uns die Mittel in die Hand, Fragen zu beantworten, die sich die Menschheit seit uralter Zeit gestellt: nach der Herkunft der Vielsprachigkeit der Erde, nach den Alters- und den Verwandtschaftsverhältnissen dieser verschiedenen Sprachen und nach dem Ursprung der Sprache überhaupt.

Gerade von dieser letzten und einigen andern, zum Teil erst in neuerer Zeit aufgeworfenen Fragen wollen wir uns im folgenden Rechenschaft geben. Wir beginnen — der natürlichen Entwicklung folgend — mit der Entstehung der Sprache, betrachten dann ihre Weiterbildung und ihr Weiterleben, und beurteilen schließlich die Ergebnisse und Folgen dieser Entwicklung.

1. Der Ursprung der Sprache.

Wir gehen davon aus, daß Sprache und Denken sich gleichzeitig und mit gegenseitiger Unterstützung entwickelt haben, und stellen uns im Ausgangspunkt den Menschen so vor, wie das neugeborene Kind, begabt mit den fünf gesunden Sinnen, von denen ihm besonders Gesicht und Gehör hervorragende Dienste leisten.

Zunächst spiegelt sich im Kopf des sprachlosen Menschen — Urmensch und Kind — die Umwelt flächenhaft, erst infolge der Betastung auch räumlich, dann durch die anderen Sinne auch mit den andern Eigenschaften. Aber der Mensch sieht doch erst nur die Dinge als Ganzes, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, daß sie Eigenschaften haben („Blütenbaum").

Die Eigenschaften lehrt ihn erst eine weitere Betrachtung kennen, zunächst die veränderlichen: er geht dabei aus von sich, indem er beobachtet, wie er ißt, trinkt, sich beschmutzt oder verletzt, und schließt dann aus dieser Beobachtung an sich selbst auf die anderen. Neben den wechselnden, veränderlichen Eigenschaften unterscheidet er im Keim aber auch schon den Träger der Erscheinung von der Erscheinung selbst; er unterscheidet damit schon, grammatisch ausgedrückt, Subjekt und Prädikat („Der Baum — blüht").

Zur allmählich aufdämmernden Erkenntnis der dauernden Eigenschaften hilft der Vergleich verschiedener Gegenstände („schwarz berußter Arm" — „schwarzer Hund").

Dies bietet ihm dann eine Grundlage, weiterschreitend die Gattung zu trennen von dem Einzelding; während er bisher den „schwarzen Hund" als Einheit gefaßt hat und das Schwarz von ihm ebensowenig abtrennt als den Schwanz, lernt er aus dem Gegensatz „weißer Hund" schließlich den Hund für sich denken, ohne Rücksicht auf die Farbe und andere dauernde Eigenschaften. Freilich ist für ihn, wie für die Kinder, ja auch noch für uns Erwachsene, eine genaue Scheidung von Ding und Eigenschaften schwer: das hat aber den Vorteil, daß er, wie wir, Eigenschaften auch leicht übertragen kann, daß er also „stehen" dem Baum und dem Haus zuschreibt, „steigen" dem Rauch.

Erst als diese Begriffsbildung schon fertig oder doch begonnen war, entsprang die Lautsprache, und zwar nicht wie jene dem Bereich des Denkens, sondern dem Gebiet des Fühlens und Wollens.

Diese Seite seines Wesens treibt den Menschen zu unwillkürlichen Bewegungen, Triebhandlungen genannt, die hier Ausdrucksbewegungen sind: zuerst stumme Gebärden, die sich zur Gebärdensprache entwickeln können, dann aber — durch Bewegung der Lautwerkzeuge — zu rohen Lauten, Schreien (Naturlauten). Dabei äußert sich die Lust vielleicht in hohen Tönen, die Unlust in tiefen, was aber mit den seitdem vielfach veränderten Wörtern der heutigen Sprachen kaum noch zu beweisen ist.

Von diesem Uranfang zu der eigentlichen Sprache ist freilich noch ein weiter Schritt. Offenbar werden Naturlaute, die der Mensch zunächst unwillkürlich ausstieß, oder Lautäußerungen anderer Geschöpfe allmählich in gedanklichen Zusammenhang gebracht mit anderen Eindrücken, etwa mit der Gelegenheit, bei der ein Naturlaut gewöhnlich ertönte, oder mit dem Geschöpf, von dem diese Lautäußerung ausging; diese Schälle wurden also Ausdrucksmittel für einen Gedanken.

Als solche malten sie die ganze Lage der Dinge, machten also nach unsern heutigen Begriffen einen ganzen Satz aus.

Erst eine Nebeneinanderstellung drückte zwei solche Satzwörter zu Einzelwörtern herab, wobei das eine den Träger der Gesamtvorstellung bezeichnete (als Subjekt), das andere zur Eigenschaftsbezeichnung (Prädikat) herabgedrückt wurde.

Über die Form dieser Urwörter weiß man nichts; es waren eben nur Wörter, jedenfalls aber fertige Wörter, keine Wurzeln, wie man sich das früher vorstellte. Auch das Chinesische, das die ältere Betrachtungsweise gern zum Beweis heranzog, enthält in seinen einsilbigen Wörtern keine alten Wurzeln mehr; sondern diese einsilbigen Formen sind nach Ausweis ihrer Tonunterschiede aus mehrsilbigen Gebilden gekürzt. Das Chinesische steht also, ähnlich wie das Englische, am Ende einer Entwicklung, nicht am Anfang. Entwicklung, Veränderung müssen wir nämlich für alle Sprachen ohne Ausnahme annehmen.

2. Die Sprachänderungen.

Diese Veränderung, der jede Sprache fortwährend unterliegt, ist zunächst doppelter Art: einmal ändert sich die Form (lat. decem — franz. dix), das andere Mal die Bedeutung (mhd. kranc „schwach" — nhd. „krank"), beide aber unabhängig von einander; es kann also der Laut wechseln, während die Bedeutung bleibt, oder umgekehrt sich die Bedeutung verschieben, ohne daß die Lautform anders wird. Meist geht aber Bedeutungswechsel Hand in Hand mit dem Lautwechsel.

a) Der Lautwandel.

Den Lautwandel hat erst die zusammenhängende Betrachtung der Grimmschen Grammatik in seiner ganzen Bedeutung klargelegt, besonders an dem hier zuerst endgültig zusammengefaßten Gesetz der Lautverschiebung (lat. decem — engl. ten — nhd. „zehn"); und die Untersuchungen der folgenden Jahrzehnte haben die Kraft und den Einfluß dieser Änderungen nur noch deutlicher offenbart.

Diese Lautänderungen scheinen manchmal ganz willkürlich, mehr als solche eines Versprechens oder Stolperns über die Laute, wie man das nur zu leicht an sich selbst erfährt bei schwer sprechbaren Sätzen wie „Fritz frißt Fische" (lautliche

Nahewirkung, früher wegen ihrer größeren Seltenheit besonders als sporadisch bezeichnet); in andern Fällen ist die Veränderung aber an die Nachbarschaft gebunden, wie in der nhd. Aussprache „hökstens" höchstens (neben „hoch" — „höher"), „hauschlüssel" Haus-schlüssel (Kontaktwirkung, kombinatorischer Wandel); in den allermeisten Fällen ist sie jedoch frei von jeder derartigen nachbarlichen Beeinflussung, so daß der Laut sich ganz willkürlich von selbst zu verschieben scheint (ahd. mhd. hût — nhd. „Haut"); dies nennt man den unbedingten (oder spontanen) Lautwandel.

Die nach Grimms Entdeckungen immer fester einsetzende Mundartforschung ist gerade bei dieser letzten Art des Wandels auf eine großartige Gesetzmäßigkeit gestoßen: jeder Laut wandelt sich überall, wenn sonst die Bedingungen (Betonung, lautliche Nachbarschaft) gleich sind, zu einer bestimmten Zeit immer in der gleichen Art, so daß der einen ursprünglichen Lautform auch später wieder nur eine einzige neue entspricht, jedem „u" also etwa wieder „au". Nur die Gegenden gehen dabei vielleicht auseinander; aber an einer bestimmten Stelle des Sprachgebiets treffen wir immer wieder die einheitliche Entsprechung. Die Mundarten sind in dieser Beziehung regelmäßiger und wahren mehr die alten Unterschiede als die durch die verschiedensten Mundartströmungen getrübte Schriftsprache: „weit" und „breit" sind mundartlich also vielfach geschieden, entsprechend der altdeutschen Doppelheit (wît — breit, engl. wide — broad).

Unter dem Einfluß der im vorigen Jahrhundert mächtig aufblühenden Naturwissenschaft, anderseits aber auch der Hegelschen Philosophie sah die Sprachforschung in dieser Regelmäßigkeit ein durchgreifendes Gesetz, redete von Lautgesetzen und setzte diese in ihrer Wirkung etwas kühn den Naturgesetzen gleich, erklärte also, die Lautgesetze wirken — unter den gleichen Bedingungen und zu einer gewissen Zeit — ausnahmslos.

Die Schwächen dieser Aufstellung weckten natürlich vielfachen Widerspruch: während die Verteidiger der Lautgesetze, die sog. Junggrammatiker (Osthoff, Brugmann, H. Paul), nur überall die Regelmäßigkeit ins Auge faßten, legten die Gegner allen Nachdruck auf die besonders in den heutigen Mundarten leicht

aufstoßenden Ausnahmen und leugneten jedes Gesetz, während eine dritte Gruppe in der neuen Lehre gar nichts Neues erkennen wollte, sondern darin nur einen schon lange auch von ihr befolgten Grundsatz sah.

Glücklicherweise ist dieser Streit heute so ziemlich beigelegt: die meisten Forscher arbeiten so, wie wenn Lautgesetze vorhanden wären, auch wenn sie diese selbst nicht ausdrücklich anerkennen.

Den Hergang kann man sich bei diesen lautlichen Veränderungen schon ausmalen. Da das Sprechen von sehr vielen und unter sich ganz verschiedenen Teilen und Teilchen des Körpers abhängt, dem Gehirn, mannigfachen zuleitenden und ableitenden Nerven, der Lunge, dem Kehlkopf, der Zunge usw., ist es nur selbstverständlich, daß keine Lautung genau so ausfällt, wie die an sich gleiche, die vorhergeht oder folgt; denn niemals arbeitet eines der vielen mittätigen Teilchen in der gleichen Richtung und mit der gleichen Kraft. Dabei ist für jeden Laut der Ausgangspunkt ebenso verschieden wie der Zielpunkt, weil die Nachbarschaft eines „a" z. B. in „daß" vorn und hinten anders ist als in „kann". Und außerdem sind die Sprechteile bei jedem Menschen eigenartig gebaut, bei den Kindern vor allem anders als bei Erwachsenen, so daß die Bedingungen bei der Nachahmung eines gehörten Lautes immer wieder andere sind.

So muß man sich also beinahe eher wundern, daß noch Gleichheit bei der Entwicklung herrscht und nicht alles in den verschiedensten Richtungen auseinanderstrebt, zumal wo immer wieder der eine den andern von neuem beeinflußt.

Aber wenn man sich auch den Hergang zur Not erklären kann, so ist man über die letzten Gründe des Lautwandels doch auch heute noch auf reines Vermuten angewiesen.

Der Bequemlichkeit, der man früher alles in die Schuhe schob, ist zwar bei manchen Lautübergängen mit gedient, so wenn man „Haup-teil" sagt für „Haupt-teil", „Stuggart" für „Stuttgart". Aber in der Regel bleibt sie doch völlig ausgeschaltet. Wie könnten sonst die entgegengesetzten Veränderungen durchgreifen, einmal „i" zu „ai" werden (altdeutsch wît nhd. „weit"), das andere Mal „ai" zu „e" (mhd. breit „breit", fränkisch „breet"). Nur vom Stand-

punkt des die neue Form Sprechenden erscheint die Veränderung einer Erleichterung gleichzukommen, weil er an das Neue gewöhnt ist, an das Alte aber nicht, dieses ihm also schwerer, unbequemer erscheint.

In neuerer Zeit hat man an manchen andern Grund gedacht; so an Mischung mit einem fremden Volke, dessen Lautwerkzeuge die Laute der ihm neu entgegentretenden Sprache nicht richtig habe hervorbringen können; oder an den Einfluß höherer Gesittung, die das Denken beschleunigt habe und damit auch das Sprechen, dadurch aber Veränderungen in der Lautung habe veranlassen müssen; ja sogar auch an den Einfluß des Gebirges, insofern als Bergsteigen und Sprechen auf größere Entfernungen für die Sprechtätigkeit andere Bedingungen schaffe als der Aufenthalt in der Ebene und das enge Zusammenleben mit den Sprachgenossen. Aber hier hängt alles noch in der Luft. Vielleicht bringt die jetzt neu belebte Psychologie hier allmählich die nötige Aufklärung, zumal da der Lautwandel doch auch von dem Verhalten des Gehirns abhängt, nicht nur von den äußeren Sprechwerkzeugen, wie man früher — des Gegensatzes zu der gedanklichen Angleichung wegen (vgl. S. 54) — gerne hervorhob.

b) Der Bedeutungswandel.

Im Bedeutungswandel hat die neuere Psychologie jedenfalls schon manches erfolgreich beleuchtet.

Die Bedeutung eines Wortes ist ein fließendes Gebilde. Jeder kennt aus seiner Erfahrung nur einen beschränkten Kreis der Bedeutung eines Wortes, und bei jedem einzelnen gehört dieser Kreis einem andern Gebiet an: „Stein" ist für den Arzt etwas anderes als für den Goldschmied, oder den Maurer, oder den Wörterbuchschreiber; und „grün" sagt dem Gärtner nicht das gleiche wie dem Maler, dem für Grün Farbenblinden weniger als dem Vollsichtigen. Denn bei der Festhaltung einer Bedeutung ist der ganze Mensch beteiligt, nicht nur sein Verstand, sondern auch alle Sinne, sowie sein Gefühl: auf solchen Nebenbeziehungen beruht ja der Unterschied von Wörterreihen wie „speisen" — „essen" — „fressen"; „Gemahl" — „Gatte" — „Mann". Es gibt kaum Wörter, die eindeutig sind; nicht einmal Zahlausdrücke sind

es, da man doch auch von der „größeren Hälfte" spricht, oder von seinen „Siebensachen".

Umgekehrt decken sich auch kaum zwei Wörter jemals vollständig; bei „essen" ist jedenfalls der Gefühlston anders als bei „speisen", bei „Student" anders als bei „Bruder Studio".

Die Rechtswissenschaft lebt ja darum zu einem großen Teil von der Begriffsfestsetzung und Begriffsspaltung, so wenn sie zu untersuchen hat, ob ein Verbrechen „Mord" sei oder „Totschlag".

Die Begriffe endgültig festzulegen, jedem Wort eine bestimmte Bedeutung zuzuerkennen, geht nicht an. Das zeigt auch die Erfahrung, die man mit unserer Patentsprache gemacht hat. Man versuchte es dabei, um ein Ding einfach und eindeutig zu bezeichnen, bald mit Fremdwörtern („Everready", „Autostrop"), bald mit fremdländischen Endungen („Erdal", „Glättolin"), bald mit Zusammenschweißung einzelner Buchstaben („Hapag", „Igeha" = „**J. G. H**auswaldt"). Aber immer half dieses Mittel nur so lange, als der Beispiele noch wenige waren. Eine Häufung stiftete gleich Verwirrung, zumal da die Formen nur in den seltensten Fällen eine sachliche Anknüpfung gestatteten („AEG" = Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft), und anderseits sehr aneinander anklangen („Kurol — „Kunerol"), oder ein Buchstabe bald dies, bald jenes bezeichnete („A" = allgemein, Aktien, Augsburg).

Und doch ist die Zahl der Wörter nur klein, verglichen mit der Zahl der auszudrückenden Begriffe. Daher greift auch die Alltagssprache zu bildlicher Darstellung, wenn sie einem Tisch „Füße" zuspricht, dem Berg eine „Nase", den Kartoffeln „Augen", oder wenn sie das Haus „stehen" läßt oder „liegen", den Zeiger der Uhr „gehen".

Umgekehrt ist man aber manchmal gezwungen, zwischen zwei und mehr Ausdrücken zu wählen, so bei dem Nebeneinander von „Stock" — „Stab" — „Stecken"; „Kahn" — „Boot" — „Schiffchen"; dann liegen eben verschiedene Landschaften, verschiedene Berufe oder ähnliche Verschiedenheiten miteinander im Kampf.

Diesen Beispielen der Überfülle steht aber auch wieder ein Mangel gegenüber, insofern als man gewisse Dinge in einem vorliegenden Falle nicht gedächtnismäßig benennen kann und

auch mit einem Aushilfsmittel (z. B. einer Zusammensetzung) nicht zu benennen wagt. Darum greift man — in der Verlegenheit — so gern zu einem Fremdwort, vor allem, wenn der Gegenstand selbst aus der Fremde stammt.

Aber wenn auch alles schön und vernünftig geregelt wäre, würde schon die menschliche Schwäche alles nach und nach wieder in Unordnung bringen.

So hat zunächst die Schmeichelei und die von ihr ins Garn gelockte Eitelkeit den Ausdruck „Fräulein" von den adligen Mädchen übertragen auf die ganze Gattung der „ledigen Weibspersonen", so wie in Wien der Trinkgeldhunger jeden anständig Aussehenden zum „Doktor" befördert. Dagegen versteigt sich die Übertreibung zu der Behauptung, man „sterbe vor Langweile", oder „platze vor Lachen", wie sie anderseits auch etwas „riesig klein" findet. Das Zartgefühl dagegen liebt beschönigende Redensarten wie „nicht mehr da sein", „geschieden sein" für „gestorben sein", wie es auch böse Flüche wie „Teufel" oder „Donner" mildert in „Tausend", ebenso „Sakrament" umbiegt in „Sapperment"; so nennt man vorsichtig eine „Lüge" jetzt auch „Mißverständnis" und einen „Ehebruch" gewöhnlich „Eheirrung".

Diese erst absichtlichen Ungenauigkeiten gehen dann in allgemeinen Gebrauch über, und man gibt einem solchen verschobenen Ausdruck allmählich nur noch seinen richtigen Sinn. Wenn jeder Kellner „Ober" gerufen wird, bedeutet „Ober" eben nur noch „Kellner". Die alte Bedeutung ist dann ganz aus dem Bewußtsein geschwunden. So gehen heute manche ganz entwertete Münzen in der Alltagsrede herum, so mit den Wörtern „Herr", „sehr", „gar", „ziemlich", wie umgekehrt „Minister", „Marschall", „Herzog" in die Höhe gestiegen sind.

An diesen Verschiebungen ist der Einzelne oft ganz unschuldig, er schwimmt nur mit dem Strome seiner Zeitgenossen. Manchmal unterliegt er den Verhältnissen um sich herum, so wenn der Fortschritt der Kultur Ausdrücke wie „Feder", „Horn", „Gulden", „Scheibe" auf neue Dinge überträgt, die ältere, andersartige im Gebrauch ablösen. Oft schafft aber auch die Nachlässigkeit des täglichen Verkehrs Zweideutigkeiten, die dann stehende Verschiebungen nach sich ziehen; so wird „Frucht"

nur noch von der Halmfrucht gebraucht, „Schneider" allgemein vom Kleidermacher, der doch auch näht, bügelt und dergl.

Diese Beispiele zeigen übrigens deutlich, daß — logisch betrachtet — ein Begriff häufig enger wird; er kann ebenso auch weiter werden, so wenn „Stück" als Musik- oder Theaterstück auch ein Ganzes bezeichnet, „schenken" nicht bloß einschenken (aus dem Schenkel) bedeutet, sondern überhaupt geben.

Und all diese Veränderungen treffen ganze Redensarten nicht weniger als einzelne Wörter, so in den Verbindungen „in allen Sätteln gerecht sein", „in den Harnisch geraten".

Im einzelnen kann die Verschiebung auch dem ganzen Gebrauchsgebiet gelten (wie bei „Marschall"), bald nur einem Teilgebiet daraus, wie etwa „Feder" noch die alte Schwungfeder des Vogels bezeichnet neben der neuen Schreibfeder aus Stahl.

Bei dieser Begriffsspaltung klammert sich der Sinn gern an äußerliche Unterschiede des Lautes („der Lump" — „der Lumpen" „die Stadt" — „die Stätte") oder der Schreibung („die Ältern" — „die Eltern").

Die allgemeinen Gesetze dieses gesamten Wandels hat man erst in letzter Zeit — von psychologischer Seite aus — etwas zu überschauen vermocht.

Früher hob man nur immer einzelne Seiten der Erscheinung hervor, indem man sie bald von einem geschichtlichen Gesichtspunkte ins Auge faßte (Wandel der Kultur), bald von einem logischen (Verengung und Erweiterung, Bezeichnung des Teils für das Ganze), oder indem man sie sittlich zu werten suchte (Zug nach unten). Auch einen Deutlichkeitstrieb und den Bequemlichkeitstrieb hat man zur Erklärung zu Hilfe gerufen.

Die psychologische Betrachtung Wundts faßt aber jetzt alle Merkmale des Begriffs gleichmäßig ins Auge und bietet damit eine hohe Warte zur Vergleichung; das Gefühl kommt daher ebenso zu seinem Rechte wie die Sinne.

Im einzelnen wäre danach der allgemeine Wandel zu trennen von dem Einzelwandel.

Bei dem allgemeinen Wandel, der sozusagen in der Luft liegt, tritt ein Ausdruck zunächst entweder nicht aus einem der Gebiete der fünf Sinne heraus („Fuß" des Tisches, „Land" im Gegensatz zu Meer oder Stadt); oder er tut

es ohne weiteres und tritt aus einem Gebiet (z. B. der Augen) über auf das andere (z. B. der Ohren), wie wenn man von „warmen" Tönen redet oder „schreienden" Farben, aber auch bei bei „orange", wo der ganze Gegenstand nur die Farbe bezeichnet.

Dann ist aber auch das Verhalten des Gefühls ein guter Boden für Verschiebungen, insofern als der Eindruck, den ein Begriff auf das Gefühl macht, schließlich die Hauptsache wird, so bei „elend" („im Ausland befindlich und darum in jämmerlicher Lage", schließlich überhaupt „in jämmerlicher Lage"). Dabei stehen sich Verschiebungen gegenüber, wie einerseits bei „Gunst" (erst mit Bezug auf den Günstling, dann aber auch auf den Gönner), andererseits bei „Laster" (erst „Schmähung", dann „Grund zur Schmähung, Fehler").

Aber auch der Zusammenhang der Rede ist Anlaß zum Bedeutungswandel, so wenn ein harmloser Ausdruck durch die übliche Beziehung auf etwas Schlechtes schließlich nur noch etwas Schlechtes bezeichnet („Gift" ursprünglich „Gabe"), besonders aber wenn die Umgebung im Satz auf einen Ausdruck abfärbt, wie bei „List" (= „Kunst"), das aus der Verbindung „arge List" heraus verselbständigt wird.

Der Einzelwandel Wundts ist weniger umfangreich und schafft weniger Gruppen; denn er ist entweder nur Namensgebung („Bismarckarchipel", „Elektrizität"), oder Namensübertragung („homerisches Gelächter"), oder aber Metapher („Du Esel!"); in diesem Falle mischen sich auf bestimmte Art in einer Gesamtvorstellung auseinanderliegende oder schwer vereinbare Teile mit ausdrücklichem Bewußtsein des Sprechers.

c) Die gedankliche Angleichung.

Die Undeutlichkeiten und Ungenauigkeiten bei der Festlegung und Überlieferung der Wortbedeutung erklären sich größtenteils aus der Größe der Aufgabe, die der menschliche Geist in dem Sprechen zu leisten hat, und aus der Last, die dem Gedächtnis dabei aufgebürdet wird.

Der Besitzstand einer Sprache umfaßt nicht nur die Ausdrücke, die das Wörterbuch zusammenstellt, sondern auch die Abwandlungsformen dieser Ausdrücke („Bach — Baches — Bäche"; „gebe — gab", „lebe — lebte") und die Arten ihrer

Verbindung („die Erreichung des Zieles" — „der Gehorsam gegen das Gesetz"). — Dabei sind diese Möglichkeiten nirgends gleich häufig, sowohl an sich als auch bei dem einzelnen Sprecher.

Darum bringt der menschliche Geist alle diese Möglichkeiten dadurch in eine gewisse Ordnung, daß er sie untereinander verknüpft, also alle Genetive der Einzahl zusammenhält, alle Mehrzahlsbildungen usw. Beim Sprechen bilden wir dann die einzelne Form in Erinnerung an ihre Genossen, denken bei der Erzeugung eines Genetivs also unbewußt an alle Genetive.

Darum sagen Kinder auch „gescheint" für „geschienen", weil sie sich an Vorbilder wie „geweint", „gegreint" anlehnen, und in der Mundart ziehen Mehrzahlsformen wie „Bäche", „Schläge" auch Bildungen wie „Täge", „Wägen" nach sich, während die Schriftsprache auf diese Weise die Mehrzahlsendung „er" im Laufe der Jahrhunderte von einem guten Halbdutzend Neutra jetzt auf zahlreiche Wörter besonders sächlichen, aber auch männlichen Geschlechts übertragen hat („die Kinder" mhd. diu kint; „Männer" mhd. die man oder die manne).

Im Satzbau hat so die Verbindung mit „von" („die Lehne von dem Stuhl") den früheren Genetiv („die Lehne des Stuhles") zurückgedrängt, vor allem in der Umgangssprache, während ihn in der Mundart bei Bezeichnungen lebender Wesen die Wendung mit „sein" ersetzt („dem Mann sein Haus").

Diese Angleichungen sind teils mehr grammatischer Art, so wenn die Wortformen vereinheitlicht werden innerhalb des einen Wortes (mundartlich „er gebt" nach „ich gebe") oder innerhalb einer grammatischen Abteilung („gescheint" nach „gegreint"); teils sind sie mehr begrifflicher Art, insofern sich Ausdrücke für ähnliche Begriffe ebenso unter sich beeinflussen, wie Ausdrücke für gegensätzliche Begriffe („Mutters" in „Mutters Grab" nach „Vaters"). Doch kreuzen sich die Beziehungen der Form häufig mit den begrifflichen, innerhalb deren wieder Gleichheit und Gegensatz ineinander übergehen.

Diese gedankliche Verknüpfung ist immer am Werk: sie schafft ebenso die alten, regelmäßigen Formen immer wieder neu, wie sie neue, ungewohnte, dem bisherigen Sprachgebrauch

zuwiderlaufende ins Leben ruft („geschienen“ nach der Gruppe „geblieben, getrieben“; dagegen „gescheint“ nach „gemeint, geleimt, gelebt“). Darum hat man ihr Ergebnis auch unterschieden als richtige Analogieform und als falsche. Andere Gelehrte haben mehr die abweichenden Neubildungen ins Auge gefaßt, und diese kurzweg Analogieschöpfungen genannt, während sie die richtigen Bildungen nicht weiter in Rechnung setzten.

Früher hob man bei diesen Vorgängen auch nur den gedanklichen Teil hervor; man erklärte sie eben als reine Folgen der Vorstellungsverknüpfung und setzte sie demgemäß dem Lautwandel gegenüber, in dem man etwas mehr Äußerliches, nur an die Tätigkeit der körperlichen Sprechwerkzeuge Gebundenes erblickte. Aber ebenso wie die lautlichen Änderungen auch von dem Verhalten des Gehirns abhängen, ebenso üben auf die Analogieschöpfungen auch die äußeren Sprechwerkzeuge ihren Einfluß, besonders dadurch, daß sie für gewisse Tätigkeiten mehr vorbereitet sind durch Übung und Bereitschaft, für andere weniger: wenn der Mund eben nur schwache Zeitwortsformen gebildet hat („gelebt, gehabt, gelobt“), erzeugt er auch eher eine schwache Form da, wo eine starke nötig fällt („gescheint“). Schließlich ist also das Wirken der Angleichung auch nur ein Lautwandel.

d) Ausgleich durch Verkehr.

Ähnlich ausgleichend wie die gedankliche Verknüpfung wirkt der Verkehr. Die Sprache ist ja nicht Erzeugnis eines Einzelmenschen, sondern als Verständigungsmittel ausgesetzt dem Einfluß der Masse. Für sich gestellt würde sich jeder Einzelmensch sprachlich absplittern, eine einmal vorhandene Einheit einer Volkssprache sich auflösen in eine Vielheit von Personalsprachen. Aufzeigen läßt sich das natürlich nicht; aber von der großen Gruppe der Volksgenossen losgetrennte Mundarten geben wenigstens eine Anschauung von dem sonst zu Erwartenden, so z. B. die Sprache der Siebenbürger Sachsen, die aus der Moselgegend ausgewandert und eigentlich Franken sind, so z. B. auch die Sprache der südlich der Alpen ansässigen Bayern, die man ebenso ungenau zimbrisch nannte, endlich z. B. alemannische Absplitterungen südlich des Monte Rosa.

Aus solcher Entwicklung heraus erklären sich denn auch die bestehenden Mundarten. Diese sind in allen Sprachen vorhanden, nicht nur im Deutschen, wo wir sie freilich wegen der Nähe am besten kennen; so ist das Französische gespalten, das Italienische, das Englische, das Spanische, das Arabische und das Chinesische. Und überall gliedert sich das ganze Gebiet nicht nur in zwei, drei Hauptgruppen, sondern die Unterscheidung setzt sich fort innerhalb dieser Gruppen, so daß jede Landschaft, jeder Ort, jeder Stadtteil, jedes Dorf, jede Hausgenossenschaft, jedes Glied dieser Genossenschaft seine eigene Sprache redet.

Nun arbeitet der Verkehr aber dieser Zersplitterung wieder kräftig entgegen. Jedes einzelne Glied einer Genossenschaft richtet sich unbewußt nach seinen Hausgenossen, jedes Haus nach den Sprechgewohnheiten der Nachbarhäuser, jedes Dorf nach den Nachbardörfern, jede Landschaft nach den Nachbarlandschaften; die Größe dieser Einwirkung hängt ab von der Ausdehnung des Verkehrs, der zwischen den einzelnen Örtlichkeiten besteht: großer Verkehr gleicht mehr aus, kleiner weniger.

Vor allem wirken in dieser Hinsicht die Städte, sie sind der maßgebende Mittelpunkt für einen weiten Umkreis, in dem sich alles der Mitte zuneigt; je näher eine Ortschaft bei der Stadt liegt, um so städtischer redet sie. In der älteren Zeit bilden nur die Stammesgrenzen einen gewissen Abschluß; daher decken sich noch heute die Mundartgrenzen in der Hauptsache mit diesen alten Stammesgrenzen.

Heute ist noch nirgends völliger Ausgleich durchgeführt; das könnte erst die Zukunft durch Steigerung des Verkehrs und größere Durchrüttelung der Massen annähernd erreichen. Doch greift hier schon vielfach, jedenfalls bei den gebildeten Sprachen, die Schrift unterstützend ein. Deren Wirkung verfolgen wir aber erst in einem späteren Abschnitt (S. 60).

3. Der Kampf dieser Kräfte und sein Ergebnis.

Lautwandel und Bedeutungswandel wirken also zersetzend im Sprachleben, dagegen die gedankliche Verknüpfung und der Verkehr ausgleichend. Beide Kräftepaare liegen demnach im Widerstreit. Was hat das für ein Ergebnis für die Sprache?

a) Zerstörung und Neuaufbau der Formen.

Der Lautwandel zerstört die äußere Sprachform unablässig und hat in den 2—3000 Jahren, die wir zurückblicken können, vieles auf den Kopf gestellt. Vor allem hat er — in unsern Gebieten — die Endsilben zerstört, teilweise auch die Vorsilben. Im Deutschen sind so die alten vollen buntvokalischen Ausgänge des Althochdeutschen schon in mittelhochdeutscher Zeit einförmigen e-Formen gewichen, und selbst dieser e-Formen entledigen sich noch die Mundarten.

Zwingt dieser Verfall nicht zur Wehmut? Die Begründer der neueren Sprachwissenschaft haben wirklich einem solchen Gefühl unbewußt nachgegeben, aber mit Unrecht. Denn Veränderung hat es immer gegeben, seitdem Sprache besteht. Vor dem Beginn der geschichtlichen Zeit liegt doch weder nur ein einseitiger Aufbau in sprachlicher Hinsicht, ein Aufstieg aus der Nacht zum Licht, dem sich vom Beginn der Überlieferung ein Abstieg entgegensetzte; noch blieb sich vorher alles gleich, um erst in geschichtlicher Zeit zu verwildern; noch geht drittens die Schöpfung der Sprache dieser Überlieferung unmittelbar voraus. Vielmehr wandelte sich die Sprache in der vorgeschichtlichen Zeit genau so wie in der geschichtlichen.

Muß sich dann aber nicht alles am Ende zerkrümeln, das Deutsche erst in lauter einsilbige Formen zerfallen und sich diese dann hier wie überall, z. B. im Englischen, in Lautstäubchen auflösen?

Vergangenheit und Gegenwart belehren uns, daß Befürchtungen in dieser Hinsicht Trug sind.

Wir haben zwar heute nicht mehr so viel Fallformen wie die alten Sprachen und meist auch nicht mehr so viel einfache Zeitformen. Wir leisten aber mit unseren Umschreibungen, mit Zusammensetzungen und Verwendung von Hilfswörtern genau ebensoviel („ich habe gesungen" = lat. cantavi; franz. de César = lat. Caesaris); und wenn wir unsere Vorwörter reichlicher zu Hilfe rufen, können wir sogar den 14 Fallformen des Finnischen die Spitze bieten.

Die Ausdrucksfähigkeit hat durch diese Umschreibungen nicht gelitten: wir verstehen Goethes Gedanken ebenso gut

wie die Luthers, und Luthers Bibelübersetzung erfüllt ihren Zweck so gut, wie die des Gotenbischofs Wulfila. Umgekehrt kann man Homers Verse inhaltlich doch auch neugriechisch zu Gehör bringen!

Die älteren Gelehrten hatten sich von dem Schriftbild beirren lassen: wir trennen beim Schreiben die begrifflichen Bestandteile der Rede viel mehr in Haupt- und Nebenteile, während die alten Sprachen vorurteilslos zusammenschrieben. Wenn wir unsere Schreibung dem Brauch des Altertums anpaßten und Wortformen wie il a donné zusammenschrieben („iladonné", ähnlich „ilnemelapasdonné"), sähen unsere Sprachen auch auf dem Papier ebenso vollkommen aus als die alten. Das beweist auch die Niederschrift solcher Sprachen, die keine Schriftgeschichte haben. Bei Neger- und Indianersprachen schreiben die Beobachter häufig mehrsilbige Wortungeheuer als Wörter nieder, die neben dem Zeitwortsgedanken noch Fürwörter und Ähnliches enthalten, und geben das noch als besondere Eigentümlichkeit aus. An Trennung haben sie nicht gedacht! Dann wäre das Ergebnis und ihr Urteil aber wohl ganz anders geworden! Tatsächlich sind Namen wie mexikanisch Popokatépetl „Rauchberg" genau so beschaffen wie französisch „Mont Blanc", „Mont d'Or". Höchstens könnte die Zeitdauer einen Maßstab abgeben zum Vergleich der alten Formen mit den neuen. Aber den kann man an die verklungenen alten Formen ja nicht anlegen!

Man könnte den Spieß sogar umkehren und der alten Sprache vorwerfen, daß sie die Kräfte unnötig verschwende, da sie z. B. die Allgemeinbegriffe der Zahlform oder der Fallform in Verbindungen wie illi viri clarissimi, illorum virorum clarissimorum an jedem Gliede anfüge, wo die neuere Sprache sich mit dem einmaligen Ausdrucke begnüge, sei es mit einer Endung (engl. the large gates; of the rich countries).

Die Leistungsfähigkeit der neueren Sprachen beweist doch auch die Klarheit und Reichhaltigkeit ihres Satzbaus. Freilich haben die älteren Gelehrten die Ausbildung des Satzgefüges, die bei den neueren Sprachen von einfacher Nebeneinanderreihung äußerlicher Hauptsätze zur Schaffung verwickelter Nebensätze verschiedener Ordnung führt, bei solchen Wertbeurteilungen gar nicht in Betracht gezogen und damit einen Fall

außer Rechnung gesetzt, der sehr für die Trefflichkeit der neueren Sprachen in die Wagschale gefallen wäre.

Der Satzbau zeigt eben, worauf es ankommt: daß die Form Nebensache, der Inhalt Hauptsache ist. Denn unsere Nebensätze sind alle aus alten selbständigen Hauptsätzen entwickelt, und die feinen Beziehungen, die wir jetzt als Grund, Folge, Absicht und dgl. darin finden, werden ursprünglich gar nicht äußerlich angedeutet, denn die Konjunktionen, aus denen wir jetzt diese Beziehung herauslesen, bedeuteten früher etwas anderes, meist ganz Nebensächliches und bekamen ihren heutigen Sinn erst durch den Zusammenhang. Wir lesen hier also aus den Worten mehr heraus, als im Grunde darinsteht. Das gilt aber auch von einfacheren Wortverbindungen wie „Wagen zweiter Klasse", „Schloß des Königs". Daß hier das Kasuszeichen nebensächlich ist und entbehrlich, zeigen ja Fälle, die ein solches Zeichen verloren haben, wie „ein Stück Brot" (mhd. ein stücke brōtes), „die Stadt Göttingen" (älter diu stat ze Göttingen).

Umgekehrt wird ja ein sprachliches Bindemittel manchmal sogar sinnlos mitgeschleppt, wie in dem französischen sog. Teilungsartikel; denn hier ist der Artikel (il prend de la soupe — „er nimmt von der Suppe") auch da Vorschrift, wo von keinem bestimmten, genannten Gegenstand die Rede ist, wo wir Deutsche demgemäß artikellos sagen „Er nimmt Suppe".

Solche Betrachtungen kann man freilich nur anstellen, wo die ältere Form durch Schreibung festgelegt ist, in Schriftsprachen.

b) Mundart und Schriftsprache.

Die Schriftsprache arbeitet der mundartlichen Zersplitterung eines Sprachgebietes entgegen, setzt also die Ausgleichung, die der Verkehr schon mit sich bringt, für größere Strecken fort.

Schon die Anfänge der Schrift arbeiten in dieser Richtung vor, nicht nur dadurch, daß die Lautzeichen gewöhnlich einer fremden Sprache entnommen sind, sondern auch dadurch, daß die Schreiber manchmal selbst oder ihre Erfindung von einer Mundart zur andern wanderten. So bildeten sich zuerst örtliche Schreibsprachen heraus, die nur in einem Mundartgebiet herrschend wurden, wie das im alten Griechenland der Fall

war, aber auch im Althochdeutschen. Doch kam es bei uns schon im Mittelhochdeutschen zu einer gewissen Einheitssprache, die im Wesentlichen hochdeutsch, vor allem oberdeutsch war (elsässisch-schwäbisch-bayrisch); Niederdeutschland ging seine eigenen Wege bis zur Zeit Luthers.

In der neueren Zeit waren im Hochdeutschen selbst erst die Kanzleien der großen Fürsten und Städte ein Muster, später die großen Druckereien in Augsburg, Nürnberg, Ulm, Basel, Straßburg, Mainz. Luther bahnte da eine weitere Annäherung an, zunächst bei seinen Anhängern, den Protestanten, deren überwiegender Einfluß im Schrifttum während der nächsten zwei Jahrhunderte auch die Katholiken bedingungslos zum Anschluß zwang.

Luther vermied geschickt alle groben Eigenheiten seiner engeren Heimat und kam der Sitte der kaiserlichen und der sprachlich damit zusammenhängenden kursächsischen Kanzlei, aber auch den Eigentümlichkeiten seiner näheren Nachbarn im Osten und Westen möglichst entgegen. Er vertrat also das ganze schlesisch-sächsisch-thüringische Sprachgebiet, das Ostmitteldeutsche, als Einheit. Die schlesischen Schriftsteller schlossen sich ihm ohne weiteres an, und der Leipziger Buchhandel, die Universitäten Halle und Leipzig und Gelehrte wie Stieler und Gottsched vollendeten seinen Sieg. In Niederdeutschland wurde er maßgebend durch seine Bibelübersetzung, die übrigens auch auf die von Hause aus etwas anders gerichteten Oberdeutschen, wie Wieland und Bodmer, später noch auf Goethe und Schiller wirkte.

Goethe hat schließlich alle diese Strömungen und Bestrebungen in sich zusammengefaßt und ist der Mittelpunkt geworden für die deutsche Einheitssprache, die jetzt freilich wieder etwas mehr dem norddeutschen Einfluß zugänglich wird.

Diese Schriftsprache hat ihre Einheit allerdings erst auf dem Papier erreicht; in der A u s s p r a c h e dringen noch überall die mundartlichen Eigenheiten durch, nicht nur in der Tonführung, sondern auch in den Lauten. Nur selten trifft man auch auf mundartfreie Lautgebung, d. h. eine Aussprache, der man keine mundartlichen Züge mehr anmerkt. Sie ist vorläufig nur auf der Bühne vorhanden, und auch da nur im guten Schau- und Trauerspiel, im Leben nur bei Leuten, die das Schicksal vielfach im Lande umhergeworfen hat.

Hannover hat kein Anrecht, uns hier ein Muster zu geben, ebensowenig wie es früher Meißen hatte; vielmehr muß vorläufig jedes Deutsch für gut gelten, das die gröbsten landschaftlichen Züge abgestreift hat, also das Deutsche eines Berliners ebensogut als das eines Breslauers, Müncheners oder Wieners. Daß der Nordwesten Deutschlands im Anlaut „sp" und „st" spricht (in „spitz" und „Stein"), ist kein Vorzug, sondern ein mundartlicher Nachteil. Denn die Schrift, auf die man sich gewöhnlich beruft, entscheidet in dieser Hinsicht gar nichts.

Laut und Schrift.

Ursprünglich malten die Schriftzeichen die Dinge selbst ab, waren also Wortzeichen; später wurden sie — im Zusammenhang mit der lautlichen Abschleifung und mit ihrer eigenen Vereinfachung — zu Silbenzeichen, bei denen man lange noch von der Unterscheidung der vorhandenen Vokale absah. Erst nachdem einzelne Konsonanten verstummt waren und ihr Bild zum Vokalzeichen umgedeutet werden konnte, bildete das den Anfang zum Lautzeichen. Hier will jedes Zeichen schließlich einen einzelnen Laut wiedergeben.

Diese Lautschreibung ist aber nicht so leicht, wie es zunächst scheint, nicht nur, weil das Wort aus einem einheitlichen Lautstrom besteht, nicht aus abgehackten Einzellauten, die man allein bezeichnen will, sondern auch weil jede Sprache ihre eigentümlichen Laute besitzt, denen ein fertig übernommenes Alphabet nicht recht gewachsen ist. Ein Versuch, mundartliche Rede genau niederzuschreiben, wird jeden von diesen Schwierigkeiten überzeugen, zumal wenn er zu dieser Niederschrift noch das Alphabet einer ausländischen Sprache verwendet, wenn er also Oberbayrisch in englischer oder französischer Schreibung darstellen will.

Aber selbst, wenn diese Aufgaben alle gelöst sind, entstehen neue Verlegenheiten. Einmal bewirkt der Lautwandel, daß das unverändert bleibende Schriftbild dem Lautstand nicht mehr entspricht, die Zeichen also einen andern Lautwert bekommen; so bezeichnete unser ie früher die Verbindung „i+e" („i^{e}") in „lieben" und „Tier", während es jetzt langes „i" wiedergibt. Dadurch fallen aber manchmal zwei ursprünglich getrennte Lautformen zusammen, während ihr Schriftbild verschieden bleibt („Tier" — „mir"), und es entstehen Zweifel, welche Schreibung im einzelnen Falle angebracht sei, Zweifel, die nur der sprachgeschichtlich Unterrichtete oder der Kenner der Mundart beheben kann. Im heutigen Deutsch haben wir so als Dehnungszeichen bald „e" (in „ie"), bald „h" („Zahl"), das auch nur in Wörtern alt ist, die früher einmal lautbares „h" enthielten (wie „Stahl" mhd. stahel). Bei dem „h" spielten auch gelehrte Schrullen mit herein, wenigstens hinter anlautendem „r", wo man sinnlos die griechisch-lateinische Schreibung mit „rh" nachahmte, die unser Eigenname „Rhein" noch heute unveräußerlich mitschleppt.

Überflüssig wäre auch „h" in dem „th" der griechischen Fremdwörter; ebenso die Beibehaltung des griechisch-lateinischen „ph", für das wir einfach „f" schreiben könnten, so wie die Italiener es schon lange tun. Noch überflüssiger ist die Doppelheit von „f" und „v" („fallen" — „vier"), die nur in der mittelalterlichen Schriftgestalt ihren Grund hat, insofern das allgemein übliche „v" überall da durch „f" ersetzt wurde, wo es wegen der Nachbarschaft von „u" oder „n" schwer erkennbar war (vul = ful ‚faul'). Eine zukünftige Regelung der Rechtschreibung müßte gerade bei diesen Punkten einsetzen, die an sich keine Schwierigkeiten machen.

Eine gründlichere Änderung dagegen ist vorläufig noch nicht durchzuführen, schon deswegen nicht, weil selbst die Anhänger einer Besserung nicht unter sich einig sind.

Die einen sehen nämlich alles Heil in der geschichtlichen Grundlage. Sie wünschen Rückkehr zu der einfacheren Schreibung der früheren Jahrhunderte, bedenken aber nicht, daß z. B. die Anwendung der Dehnungsbezeichnung „ie" und die geschichtliche Scheidung der beiden „ſ"-Laute („auß" mhd. ûz, „Simß" mhd. simez, „Ameiße" mhd. ameize) der großen Masse des Volkes willkürlich vorkommen muß und große Anforderungen an das Gedächtnis stellt.

Die andere Richtung, die dem Grundsatz huldigt „Schreibe, wie du sprichst", würde auch nur Verwirrung stiften. Nicht nur, daß ein Wiener anders spricht als ein Ostpreuße, ein Hamburger anders als ein Münchener; sondern auch sonst unterdrückt nicht nur der Fluß der Rede unbewußt Laute, die man dann auch in der Schrift übergehen müßte („Frangfurt," „Stuggart"); sondern der verschiedene Zusammenhang spaltet die einzelnen Worte auch leicht in mehrere Lautformen, die man nun auch in der Schrift auseinanderhalten müßte („im Bamberg", „ing Göttingen" neben „in Danzig", aber auch für Norddeutsche wenigstens „das Grapp" = „Grab", aber „des Grabes").

Dieser Feinheiten Herr zu werden erforderte noch mehr Kenntnisse als das geschichtliche Verfahren, und dazu noch durchweg weniger verbreitete und ein gutes Ohr voraussetzende Kenntnisse.

Wir müssen uns daher mit einem langsamen Fortschritt begnügen und froh sein, wenn nur alle zehn bis zwanzig Jahre ein Teil des Überflüssigen oder Falschen beiseite geschafft wird.

Vergessen wir auch nicht, daß die heutige Schreibung die mundartlichen Unterschiede geschickt verdeckt und deshalb so lange gute Dienste leistet, als diese mundartlichen Unterschiede bestehen.

Großbuchstaben, Schriftart. Zwei Sonderfragen haben gerade in der letzten Zeit hier die Gemüter besonders bewegt und verdienen deshalb auch eine kurze Erwähnung: die der Abschaffung der Großbuchstaben und die Durchführung der lateinischen Schrift.

Die Verwendung der Großbuchstaben ist jung, erst nachlutherisch. Die ältere Zeit schrieb alles klein, ausgenommen höchstens die Eigennamen. Erst der Wunsch, die wichtigen Wörter hervorzuheben, gab diesen auch große Anfangszeichen, was sich gewöhnlich mit der Großschreibung der Substantive deckte. Manchmal erleichtert diese Großschreibung ja die Unterscheidung gleichlautender Ausdrücke („Gut" — „gut"), zumal

da unser Auge sehr am Schriftbild des ganzen Wortes hängt; aber sie führt anderseits auch zu vielen Zweifeln, besonders bei der Schuljugend, und erschwert dem Lehrer seine Aufgabe beträchtlich. Wenn man daher auch an der Großschreibung festhält, muß man doch im einzelnen großen Spielraum lassen und die Kleinschreibung immer da dulden, wo das Gegenteil nicht ohne weiteres auch dem Anfänger in die Augen springt. Besonders sollten auch die Aufsichtsbehörden hier möglichst weitherzig sein.

Von den beiden Schriftgattungen Latein und Deutsch ist die lateinische die ursprünglichere und ältere, und die eckige, deutsche erst im Lauf des Mittelalters daraus entwickelt, und zwar in ganz Westeuropa, in Frankreich also ebenso wie in Deutschland. Aber das romanische Sprachgebiet kehrte bei der Wiedererweckung des klassischen Altertums zu der hier bodenständigen lateinischen Rundschrift zurück, während in Deutschland der Buchdruck die eckigen Zeichen übernahm und volkstümlich machte.

Diese Eckschrift prägt sich zwar dem lesenden Auge vielleicht rascher ein, hat aber sonst ihre Schattenseiten: sie zwingt die Jugend — mit Einrechnung der Großbuchstaben und bei Unterscheidung von Druck- und Schreibschrift — zur Erlernung von 8 Alphabeten, während das Ausland nur ein Alphabet höchstens in doppelter Form (Druck- und Schreibschrift) lernen muß.

Namhafte Augenärzte haben sich auch in der Überzahl entschieden für die Rundschrift ausgesprochen. Wenn damit wissenschaftlich auch noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, so verdient dieser Standpunkt doch Beachtung, so sehr jeder Deutsche auch an der ihm lieben Form hängen mag, und so wenig man in dieser Frage sich nach dem Ausland zu richten braucht.

4. Folgerungen und Ausblicke.

Die bisherige Darstellung hat gezeigt, wie sich die Sprache rastlos vorwärts bewegt, als Ergebnis zersetzender und ausgleichender Kräfte, und was sich daraus an sich entwickelt. Muß der vernünftige und geschmackvolle Mensch diese Entwickelung ruhig über sich ergehen lassen? Oder darf er sie beeinflussen oder wenigstens beurteilen, das eine für besser und schöner halten als das andere?

a) Sprachrichtigkeit.

Die ganz alte Zeit war in der Frage der Sprachrichtigkeit nicht zurückhaltend und gab in dieser Hinsicht ihre Vorschriften, trotz der Enge ihres Gesichtskreises. So zog schon das griechisch-römische Altertum die Analogie der Anomalie vor und meisterte selbst einen Thukydides, und so setzte Gottsched und seine Schule mit Erfolg das Meißnische allem andern im Reiche vor.

Die geschichtliche Betrachtung lehrte auch hier Vorsicht, gab aber im Zweifelsfalle dem Alten und Überkommenen den Vorzug; so empfahl Grimm in seinem Wörterbuch noch die Bildungen „Boge“, „Brate“ an Stelle der jüngeren, aber schon ganz üblichen „Bogen“, „Braten“. Die geschichtliche Betrachtung also, die sich zur Aufgabe setzte, die Entwicklung vom Älteren zum Neuen aufzuzeigen, war mit ihrem Herzen auf der Seite des Älteren, wenigstens soweit es sich um Zeitgenössisches handelte.

Die nachfolgende Zeit wollte unparteiischer sein und allem Bestehenden sein Recht lassen: was üblich war, sollte richtig sein. Diese Feststellung der Üblichkeit ist aber im einzelnen Falle nicht leicht, weil eine Zählung nicht möglich und eine Schätzung des Tatbestandes immer willkürlich ist. Selbst eine „Deutsche Akademie“, wie sie so viele wünschen, könnte hier keinen Wandel schaffen und es jedenfalls nicht jedem recht machen.

Indessen hat in den allerletzten Jahren der schwedische Sprachforscher Adolf Noreen noch einen neuen Maßstab vorgeschlagen, den der Zweckmäßigkeit. Darnach soll immer das richtig sein, was mit der erforderlichen Deutlichkeit möglichst große Einfachheit verbindet. Die Mehrzahl „Stiefel“ wäre also weniger gut als „Stiefeln“, veraltete Wörter weniger als die noch üblichen; ausländische weniger als die einheimischen. Diese Auffassung verdient jedenfalls grundsätzlich alle Beachtung und wird in manchem Falle die Entscheidung erleichtern, wenn auch die vorgebrachten Beispiele dies nicht immer schlagend beweisen.

Die Denklehre (Logik), die man früher gern zur Hilfe rief, und von der auch heute vielleicht noch mancher das Heil erwartet, ist hier natürlich nicht zuständig; sie wird manches allzu wörtlich fassen, so z. B. die Häufung der Verneinung („Der glaubt niemand nichts“), und dem Bedeutungswandel also kaum Rechnung tragen, der solche Häufung eben an die Seite der einfachen Verneinung stellt.

Ein Vergleich mit einer fremden Sprache, so vor allem mit dem Latein, ist auch nicht zulässig; jede Sprache ist nur für sich maßgebend und muß für sich allein betrachtet werden; jede leistet auch im allgemeinen soviel als jede andere, wenn die eine auch da einen Vorzug aufweist, die andere dort.

b) Sprachschönheit.

Schwieriger zu entscheiden ist die in das Gebiet des Geschmacks fallende Frage, was sprachlich schön sei. Im großen ganzen hält man häufig nicht viel von seiner eigenen Mundart; noch weniger leicht erwärmt man sich für eine fremde Sprache, die man nicht versteht, aber auch nicht für eine, die schlecht gekleidete und schmutzige Leute reden. Aber diese Nebengefühle dürfen bei der Beurteilung eigentlich nicht mitsprechen.

Im allgemeinen klingt wohl keine einzige Sprache schön, außer höchstens, wenn sie langsam und mit Würde vorgetragen wird.

Im einzelnen spricht natürlich auch der Bau der Wörter mit, vor allem die Verteilung der stimmhaften und der stimmlosen Lautgebilde. Nach Bourdons Ermittelungen stände da das Italienische an erster Stelle, das Deutsche an letzter, und dazwischen kämen Kymrisch (das Keltische der Grafschaft Wales), Spanisch, Französisch, Ungarisch, Russisch.

Darnach hätten aber im Deutschen die Formen der Mundarten nicht selten den Vorzug vor denen der Schriftsprache („nit" vor „nicht", „Obs" vor „Obst").

An sich hat wohl die Sprache nicht die Aufgabe, schön zu sein. Und daß langsamer, kunstvoller, gesangartiger Vortrag sie verschönert, ist mehr Folge eines außerhalb der Sache liegenden Umstandes als in ihrem Wesen begründet. Und die glücklichen Menschen, deren Aussprache von Hause aus den Eindruck des Schönen macht, haben da eine Gabe von der Natur empfangen, die an sich eine ebenso große Ausnahme ist, wie jede künstlerische Befähigung.

Die Fremdwörter. Die Fremdwörter, die Noreen vom Standpunkt der Sprachrichtigkeit beanstandet, widerstreben auch dem Gefühl für Sprachschönheit. Die rein geschichtliche Betrachtung, die den Dingen ihren natürlichen Lauf lassen will, legt hier die Hände in den Schoß und hofft höchstens, daß die Sprache diesen Fremdkörper schon wieder ausstoßen werde, wenn er ihr nicht passe.

Natürlich kann eine Sprache, wie viele Beispiele zeigen, darunter auch das Neuenglische, auch dann noch leben, wenn sie halb oder ganz in fremdem Sprachgut aufgeht.

Aber manches im Menschen widerstrebt ihnen doch entschieden, vor allem der Stolz auf das eigene Volkstum, der sich von den Ausländern

zum Dank für seine Nachgiebigkeit gegen die fremden Sprachgewohnheiten nicht noch verspotten lassen will, sodann die Erkenntnis, daß dadurch eine beklagenswerte Kluft geschaffen werde zwischen den höheren und den niederen Volkskreisen, mehr als im romanischen Auslande, wo das Latein doch sozusagen einheimische Grundsprache ist, vor allem aber das Gefühl für die Sprachschönheit.

Trotz dem oft bestechenden Klange der Fremdlinge und der manchmal leichten Bequemlichkeit ihres Gebrauchs kann eine Sprache auch ganz ohne sie auskommen, wie schon die alten Griechen am besten bewiesen. Denn die damit erzielte und vielleicht auch bezweckte Abwechslung des Ausdrucks ist nicht nötig, vielleicht der Deutlichkeit eher nachteilig, der Vorzug des reicheren oder bestimmteren Inhalts der Bedeutung aber nur scheinbar und meist darauf gegründet, daß man den Begriff des Fremdwortes zur Grundlage seines Gedankens nimmt; denn bei vollständig deutscher Gedankengebung genügen die deutschen Ausdrücke mindestens ebenso gut als die fremden; gewöhnlich sind sie sogar eindeutiger und schärfer, weil sie der Sprachgebrauch besser in Grenzen einzwängt.

Rücksicht auf den Verkehr mit dem Ausland brauchen wir schon deshalb nicht zu nehmen, weil das Ausland das auch bei uns nicht tut, und weil die Zahl der „Weltwörter", der Fremdwörter, die in allen Ländern verstanden werden, doch nicht so groß ist, als man sich gewöhnlich vorstellt, und auch schon auf kleineren Gebieten wechselt. Zudem ist das heute Übliche vielleicht in ganz kurzer Zeit wieder verschollen, so daß wir Fremdwörter mitschleppen würden, die kein Mensch im Ausland mehr verstünde, wie wir das teilweise schon heute tun („Perron", „Garderobe").

Daß die Betonung der Fremdwörter dem deutschen Empfinden zuwiderlaufe, fällt weniger in die Wagschale, da wir doch auch Formen mit Endbetonung haben wie „Gebüsch", „Entgelt"; mehr schon die ungewöhnliche Vokalgebung, die der Volksmund sich daher auch gern durch Verstümmelung mundgerechter macht.

Daß die zur Verdrängung der Fremdlinge vorgeschlagenen Ersatzwörter manchmal ungeschickt und hölzern sind, verschlägt demgegenüber nichts. Eine Bewegung darf man nicht beurteilen nach dem Tun eines einzelnen ihrer Anhänger, zumal wenn es sich, wie hier, um Leute handelt mit den besten Absichten, aber geringen Sachkenntnissen, die einfach übersetzen oder in dem neuen deutschen Ausdruck alles das sagen wollen, was in dem festgewurzelten Fremdwort enthalten ist oder gar — teils gutmütig, teils hartnäckig — fälschlich in es hineingelegt wird.

c) Die Zukunft der deutschen Sprache.

Der ewige Wechsel alles Sprachlichen hält auch das heutige Deutsch in beständigem Fluß. Nun scheint diese Bewegung — zumal bei der Masse der heute zu schriftlicher Äußerung Gedrängten — auf den ersten Blick keine erfreuliche Richtung einzuschlagen, jedenfalls nicht in der geschriebenen

Sprache. Vor allem leiden darunter die Endungen not, besonders in der Deklination, weil mehr aus Scheu vor dem einmal Gedruckten denn aus wirklicher Unkenntnis feststehende Formen, hauptsächlich Titel, unverändert in jeden Satzzusammenhang übernommen werden, auch wo sie so gar nicht am Platze sind (in den „Neueste Nachrichten", Ball des „Deutscher Kellnerbund", Stelle aus „**Der** fliegende Holländer").

Dennoch kann der Fachmann auch dieser Erscheinung eine gute Seite abgewinnen, so sehr sie auch ihm anfänglich gegen das Gefühl geht. Er kennt den Reichtum des Deutschen besser als der Nichteingeweihte und weiß auch, daß er manchmal überflüssig verschleudert, manchmal mindestens planlos verwendet wird, so wenn die Zugehörigkeit zu einer begrifflichen Kategorie (der Mehrzahl, der Vergangenheit) bei zwei gleichen Wörtern ganz verschieden („die Pferde", die „Felder") oder bei einer verbundenen Gruppe auch noch mehrfach ausgedrückt wird („**die** reich**en** Städte" — engl. the rich towns).

Darum sieht er in der Vereinfachung der Flexion, der Erstarrung der Endungen („den Neueste Nachrichten"), der Durchführung schwacher Formen beim Zeitwort („scheinte" = „schien", „gedeihte" = „gedieh") ebenso eine Entlastung des Gedächtnisses, wie in der Abschaffung der alten Schachtelsätze und der Besserung der Wortstellung. Eine solche Vereinfachung erleichtert dem Deutschen auch seinen Kampf draußen in der Welt, um seine Stellung als eine der natürlichen Weltsprachen.

d) Die Weltsprache.

Das Übel der Vielsprachigkeit hat man schon frühe empfunden, und obwohl die Ausdehnung verschiedener natürlicher Sprachen, wie des hellenistischen Griechisch, des Lateins oder in neuerer Zeit des Französischen und Englischen, es milderte, auch schon früher künstlich zu heben gesucht. Die älteren Bestrebungen der Art beschränkten sich noch auf die Gelehrtenstube, die neueren dringen hinaus in die Welt, so vor einiger Zeit das Volapük, jetzt das Esperanto. Und doch sind auch diese Schöpfungen nur Kinder des Augenblicks, die der Zeitstrom wieder verschlingt.

Einzelnes ist an diesen Schöpfungen ja vernünftig ausgedacht: sie wollen einfach und sprechbar sein und einen leicht behaltbaren Wortschatz haben.

Aber tatsächlich sind das nur Nebensachen, die hinter den verbleibenden Schwierigkeiten verschwinden.

Zunächst muß der Deutsche beanstanden, daß nicht nur alles Regelwerk, sondern auch der Wortschatz überwiegend auf romanischem Grunde ruht, beim Esperanto jedenfalls zu zwei Dritteilen. Die Übung einer bestimmten Minderheit wird also der gesamten Welt als Lernstoff aufgenötigt.

Dazu kommt manches einzelne, weniger vielleicht in der Lautgebung, wo aber doch auch nicht alles so wunsch- und vernunftgemäß ist, daß zwei Angehörige ganz verschiedener Völker sich leicht verstehen könnten, als in mancherlei anderer Hinsicht, je nach dem Zweck, den man sich bei der Handhabung dieser Sprache setzt.

Soll nämlich die neue Sprache nur den wichtigsten Bedürfnissen des Verkehrs dienen, dann ist ihr Nutzen gering und durch bequemere Mittel ebenso leicht zu erreichen, z. B. durch eine Ziffernsprache.

Als völliger Ersatz der natürlichen Sprachen, was die neue Weltsprache ja werden will, hat sie aber mit vielerlei Hindernissen zu kämpfen. Zunächst sind in ihr die verschiedenen Begriffsgebiete (wie „Kopf", „wild", „gehen") ja nicht abgegrenzt, eine Übertragung aus einer natürlichen Sprache aber nicht angängig, weil sich die eine natürliche Sprache nicht mit der andern deckt, französisch tête also einen ganz andern Inhalt hat als deutsch „Kopf" oder englisch head, und gerade die üblichsten Ausdrücke (z. B. „wie geht es Ihnen?") in den einzelnen Sprachen ganz auseinandergehen (englisch: How do you do?). Besonders decken sich auch Zusammensetzungen und einfache Wörter häufig gar nicht („Bahnhof", franz. gare, engl. station), ganz abgesehen davon, daß selbst zwei Zusammensetzungen ganz verschiedene Wege gehen („Eisenbahn", franz. chemin de fer, engl. rail-way).

Wer soll in solchen Fällen des Widerstreits auch Regel und Richtschnur geben, wer hier das Sprachgefühl und den feststehenden Gebrauch der natürlichen Sprachen ersetzen? Ein Richter oder ein Gerichtshof würde es schwerlich jemand recht machen.

Wie soll man die neue Sprache auch lernen, wo doch das allein Geläufigkeit ermöglichende Vorbild einer festen Volksgenossenschaft fehlt? Kränzchen und Zeitschriften ersetzen doch für die Herausbildung eines Brauchs nicht den vielfältigen menschlichen Verkehr.

Aber wenn die Weltsprache auch fertig gebildet wäre, versagt sie ihre Dienste doch gegenüber dem einfachen Volk im fremden Land!

Und wenn sie selbst Gemeingut aller wäre, von Hoch und Niedrig, Reich und Arm, würden Laut- und Bedeutungswandel ihre Einheit wieder stören und alles landschaftlich auseinanderfallen, weil eben noch kein Verkehr da ist, der sie in der ganzen Welt gleichmäßig zusammenhielte.

Diese Bedenken teilen alle Sachverständigen.

Eher hat eine der vorhandenen großen natürlichen Sprachen ein Recht und eine Aussicht, Weltsprache zu werden, wenigstens für einen großen Teil der Welt. Hier sollte neben Englisch, Spanisch, Portugiesisch, Italienisch, Französisch, sowie schließlich Russisch auch das Deutsche in Betracht kommen können. Freilich ist ihm da das in vieler Hinsicht einfachere Englisch ein gefährlicher Wettbewerb. Das Gefühl, in seiner Muttersprache selbst eine Weltsprache zu sprechen, würdigt man erst im Ausland, wenn einem da der Einheimische auch mit Deutsch entgegenkommt.

Über Universitäten und Universitätsstudium.[1]

Von Professor Dr. Theobald Ziegler in Frankfurt a. M.

I.

In Italien haben die Städte-„Universitäten" durch ein Gesetz, das Kaiser Friedrich Barbarossa im November 1158 auf den Ronkalischen Feldern zugunsten der Scholaren in Bologna erlassen hat, zum erstenmal eine gewisse rechtliche Bestätigung und Form erhalten. Für uns aber ist die Universität zu Paris, wo sich ums Jahr 1200 durch die Anziehungskraft besonders hervorragender Lehrer aus den vorhandenen Dom- und Klosterschulen ein studium generale bildete, von besonderer Wichtigkeit, weil sie für unsere deutschen Universitäten Vorbild und Muster gewesen ist. Von Paris unterschieden sich die deutschen Universitäten, deren erste zu Prag im Jahre 1348, im eigentlichen Deutschland zu Heidelberg im Jahr 1386 ins Leben gerufen worden ist, nur dadurch, daß sie ausdrücklich gegründet, von Fürsten oder Städten als weltliche Anstalten mit klösterlich-klerikalem Anstrich gegründet worden sind. Die Wissenschaft, die auf ihnen getrieben und gelehrt wurde, war die scholastische, die man sich als eine recht lebendige, von Kämpfen aller Art bewegte und alle Gebiete des wissenschaftlichen Lebens umfassende vorstellen muß. Aber eines hat ihr freilich gefehlt, ohne das wir uns heutzutage eine Universität nicht denken können, — die Freiheit. Sie war an die Kirche und an kirchliche Tradition und Autorität gebunden; und so handelte es sich in ihr nicht um selbständiges Produzieren, sondern lediglich um logisch geordnete Reproduktion und Systematisierung des Überlieferten und dogmatisch Feststehenden. Die Dialektik hatte nur zu beweisen, was der Glaube glaubte; und auch sie war keine selbständige, dem Gang der Sache

[1]) Die Vorträge sind inzwischen in etwas erweiterter Gestalt in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" als deren 411. Bändchen bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen.

selbst entnommene, sondern die aristotelische, also ebenfalls eine traditionelle und auf fremde Autorität hin überkommene. Diese Rolle einer „Magd der Theologie" kann sich aber die Philosophie auf die Dauer nicht gefallen lassen; und so mußte es in der Scholastik selber zum inneren Widerstreit zwischen Glauben und Wissen und damit zur Selbstauflösung dieser mittelalterlichen Wissenschaft kommen. Auch wurde sie, weil sie nur scholae, non vitae diente und das Disputieren zur Hauptsache, die Scholastik dadurch zur Eristik wurde, ganz von selber immer schulmäßiger, unlebendiger und formalistischer.

War so die Scholastik von sich aus in Auflösung begriffen und reif zum Untergang, so kam nun neben und nach ihr im Humanismus ein Neues. Daß dieser auf den Universitäten verhältnismäßig rasch Eingang fand, hatte er den vielen Neugründungen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu danken. Er siegte übrigens nur so, daß neben dem alten scholastischen Betrieb, der bestehen blieb, in der Artistenfakultät auch Lehrstühle für die neue Wissenschaft der „Poeten und der Mathematiker", der eloquentia und der sapientia errichtet wurden und neben die Disputationen die Deklamationen (Redeübungen) traten. Als besondere Humanistenschule hat sich nur das Collège de France halten können.

Auch die Reformation ist ein Ring in der Kette der humanistischen Bewegung, andererseits aber auch etwas für sich und ein zum Humanismus Gegensätzliches. Doch hat Luther nicht den Gegensatz, der in seinem Verhältnis zu Erasmus in die Erscheinung tritt, sondern von vornherein die positive Seite betont, indem er schon 1518 den Humanisten Melanchthon nach Wittenberg berief und durch ihn alsbald eine Reform der Universitäten in die Wege leiten ließ. Allein durch den Sieg der Theologen über die Philologen kam zugleich auch die Orthodoxie obenauf, und auf katholischer Seite fiel der Universitätsunterricht in die Hände der Jesuiten; und so verknöcherten dort und verkamen hier die Universitäten, die in den kleinen deutschen Territorien überdies meist recht ärmlich ausgestattet waren. Vollends durch den dreißigjährigen Krieg sank das Niveau der deutschen Universitäten so, daß weder Spinoza noch Leibniz einen Ruf an eine dieser in Konfessionalismus gebundenen und erstarrten Anstalten annehmen

wollten und der Adel seine Söhne lieber auf besonderen Ritterakademien erziehen ließ, wo mehr und Nützlicheres zu lernen war als auf den überlebten Hochschulen.

Besserung brachte erst die Überwindung des Konfessionalismus, zunächst in Preußen. In Halle wurde 1694 die erste Universität gegründet, die im Prinzip wenigstens den Grundsatz der freien Forschung und Lehre anerkannt hat. Praktisch ist er freilich erst zur Wahrheit und durchgeführt worden von Friedrich dem Großen als dem König der Aufklärung, und so kamen Göttingen (1737) und Erlangen (1743) den preußischen Universitäten darin zuvor. Durch die Aufklärung und durch den beginnenden Aufschwung der Naturwissenschaften wurde die alte Artistenfakultät, die im Mittelalter nur Vorbereitungsschule gewesen war, die Trägerin der neuen und damit auch der reinen und freien Wissenschaft. In Göttingen trat dazu noch der Neuhumanismus und damit eine neue Wertung des Altertums und der Altertumswissenschaft: hier hat sich Fr. Aug. Wolf als erster einen studiosus philologiae genannt. Und in Jena hat dann die Rezeption der vom Geiste der Freiheit erfüllten Kantischen Philosophie vollends die von Spinoza vermißte libertas philosophandi zum Siege geführt.

Aber ganz moderne Universitäten waren doch erst die 1810 in Berlin und 1811 in Breslau gegründeten, diese letztere zugleich auch die erste simultane Hochschule mit zwei theologischen Fakultäten. Diesen beiden Universitäten hat Wilhelm v. Humboldt den Stempel seines Geistes aufgedrückt und sie dem Staate gegenüber, dessen Wirksamkeit er auch noch als Minister in möglichst enge Grenzen einzuschränken suchte, frei auf sich selber gestellt. Dadurch ist freilich das Verhältnis der Universitäten und der Wissenschaft zum Staat als ein umstrittenes in den Vordergrund gerückt und für die Folgezeit zum eigentlichen Problem der Probleme geworden; und faktisch hat immer mehr die Auffassung Hegels vom omnipotenten Staat über die freiere und losere Anschauung Humboldts gesiegt.

Endlich ist durch die Befreiungskriege auch ein neuer Typus des deutschen Studenten geschaffen worden. Die Gründung der Deutschen Burschenschaft hat die Studenten, die Opposition gegen die Reaktion aber bis 1848 auch die Professoren zu

Trägern des Gedankens eines einheitlichen und freien deutschen Vaterlandes werden lassen. Und die mutige Tat der „Göttinger Sieben" hat diese vollends zu Führern der politischen Bewegung gemacht: das Parlament in der Paulskirche war ein Professoren-Parlament. Im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts haben sich die Universitäten endlich auch noch mit sozialem Geist erfüllt. Und aus der Gleichstellung der Technischen Hochschulen mit den alten Universitäten und der Gründung besonderer Forschungsinstitute ergeben sich für das zwanzigste Jahrhundert neue Probleme, in deren Lösung wir noch mitten inne stehen.

II.

Den modernen Universitäten ist durch Wilhelm v. Humboldt die Aufgabe zugewiesen worden, Forschungs- und Lehranstalten zugleich zu sein. Diese Personalunion, die freilich einen gewissen Dualismus in sich schließt, hat sich bewährt, wenn auch nicht alle Professoren in gleichem Maße Forscher und Dozenten sind. Besondere Forschungsinstitute widersprechen somit der bisherigen Auffassung und sind eine Gefahr für die Universitäten, wenn diese durch die Beseitigung der Forschung aus ihrer Aufgabe und durch Verweisung derselben an besondere Anstalten wissenschaftlich degradiert werden sollten. Aber jene Institute sind auch ihrerseits gefährdet, weil sie, vom Lehren und Lernen, von Mitteilung und Kontrolle abgetrennt, leicht einseitig und unfruchtbar werden können. Auch hier gilt, nicht zu scheiden, was der Gang der geschichtlichen Entwicklung zusammengefügt hat. So sind die Universitäten allerdings nicht bloß um der Wissenschaft willen da, sondern sie dienen zugleich dem Leben, dem Vaterland und der Gesellschaft. Literis et patriae steht deswegen mit Recht über dem Kollegiengebäude der Straßburger Universität. Sie haben dem Staat seine Beamten und Lehrer, der Kirche ihre Geistlichen, der Gesellschaft ihre Ärzte heranzubilden und sie für ihren künftigen Beruf zu erziehen — aber nicht durch Routine und sofortige Einführung in die Praxis, sondern durch wissenschaftlichen Unterricht. So lehnen wir zwei extreme Anschauungen ab, und ab auch für Universitäten in deutschem Sinn das französische Faculté-Wesen und den amerikanischen Utilitarismus.

Der Vorwurf der Weltfremdheit, den man dieser Erziehung unserer Juristen namentlich durch Wissenschaft und auf wissenschaftlichen Instituten neuerdings vielfach macht, enthält einen berechtigten Kern, von dem noch zu reden sein wird, hat aber in der Hauptsache ganz wo anders seinen Grund: darin, daß so viele zu wenig studieren und deswegen der Sache ihrer Wissenschaft und ihres Berufs fern und fremd bleiben. So halten wir daran fest, daß die deutschen Universitäten durch Wissenschaft zum Beruf erziehen. Dadurch wird der Dualismus von Forschung und Lehre, von beruflicher und wissenschaftlicher Ausbildung überwunden, wenn auch ein letzter irrationaler Rest in dieser Doppelheit der Zwecke bleibt und immer bleiben wird.

III.

Die moderne Universität steht und fällt mit dem Begriff der akademischen Freiheit, die dreierlei in sich schließt: die Lehrfreiheit der Professoren, die Lern- und die Lebensfreiheit der Studenten. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei: das liegt nicht nur im Interesse der Professoren, damit sie sagen und schreiben können, was sie wollen, sondern ebenso auch in dem der Studenten. Zwischen ihnen und dem Professor besteht ein Vertrauensverhältnis; daher müssen sie glauben und glauben können, daß er die Wahrheit sagen darf und sagen will. Es liegt aber weiterhin auch im Interesse der Wissenschaft, deren Lebensnerv die Wahrheit ist, daß auf den Kathedern die Wahrheit gesagt werde. Und endlich ist auch Volk und Staat im ganzen daran beteiligt: es muß einen Ort geben, wo die Wahrheit ungescheut gesagt werden darf und zu dem wie der Student so auch das Volk das Vertrauen hat, daß sie da gesagt werde. Die Kirche hat dieses Vertrauen nicht, jedenfalls nicht mehr; an ihrer Stelle sind die Universitäten heutzutage so etwas wie das Gewissen des Volkes geworden. Der Staat aber braucht das unbestochene Urteil und die freimütige Kritik von Sachverständigen, wie sie von den Vertretern der Wissenschaft erwartet wird. Damit hängt die Forderung zusammen, daß die Wissenschaft „voraussetzungslos" sein müsse. Gegen diesen Begriff der Voraussetzungslosigkeit wird, namentlich von kirchlicher Seite, ein-

gewendet, das gebe es überhaupt nicht. Und es ist wahr, tatsächlich setzt jede Wissenschaft und jeder wissenschaftlich Arbeitende allerlei voraus, nimmt aus Nachbargebieten vieles auf Treu und Glauben hin an. Aber die Voraussetzungslosigkeit soll auch keine Tatsache sein, sie ist vielmehr ein Grundsatz und eine Forderung, ein Recht und eine Pflicht. Jede Voraussetzung kann falsch sein: sobald sich das herausstellt, muß man das Recht und den Mut haben, sie fallen zu lassen, und hat man die Pflicht, dies zu tun. In diesem Sinn ist die Wissenschaft an keine Voraussetzung gebunden und darf sich durch keine binden lassen.

Die Gefahr ist aber nun freilich vorhanden, daß sie und daß ihr Vertreter, der Professor, irren und Falsches sagen kann. Und tatsächlich ist das vielfach der Fall, wir irren alle hundertfältig: darin besteht der Subjektivismus dieser voraussetzungslosen Wissenschaft und ihre Gefahr. Aber diesem subjektiven Irrenkönnen steht das subjektive Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber: verantwortlich fühlt sich der Professor gegen die Wahrheit und verantwortlich vor seinen Studenten. Objektiv aber ist das Erforschen der Wahrheit ein kollektives Tun, wobei ein Mitarbeiter den andern kontrolliert und korrigiert. Und schließlich entscheidet auch hier — der Erfolg: der Irrtum ist wie das Böse kurzlebig; darin liegt die Vernunft auch in der Geschichte der Wissenschaft.

Die Lehrfreiheit ist aber auch von außen her gefährdet. In erster Linie durch die Kirche. Das trifft zunächst die theologischen Fakultäten und mit voller Wucht die katholisch-theologischen. Die katholische Kirche hat im Mittelalter die Wissenschaft tatsächlich beherrscht: daran will sie auch heute noch festhalten, weil sie an ein unfehlbares Lehramt glaubt. Diesen Machtanspruch, so anachronistisch er ist, hat sie wenigstens ihren theologischen Fakultäten gegenüber siegreich behauptet und durchgesetzt, zuletzt noch in besonders schroffer Form bei der Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg im Jahre 1903. Dazu kam dann am 1. September 1910 das Motuproprio des Papstes Pius X. und der Anti-Modernisteneid. Von ihm sind zwar die gegenwärtigen Dozenten der Theologie in Deutschland dispensiert worden; aber nur, weil sie sich ohnedies an seinen Inhalt gebunden erklärt

haben, und in einer mehr klugen als ehrlichen Rücksicht auf ihre eigenartige Lage inmitten einer vielfach protestantischen Umgebung. Aber da alle jungen Priester den Eid schwören müssen, so werden in zwei oder drei Jahrzehnten alle katholischen Theologieprofessoren ihn auch in Deutschland doch geleistet haben. Nun bringt er freilich nichts eigentlich Neues, aber er zeigt aller Welt, daß es für die katholische Wissenschaft keine Freiheit gibt und geben darf; und so sind durch ihn die katholisch-theologischen Fakultäten wirklich als Fremdkörper in unseren modernen Universitäten abgestempelt. Konsequent wäre daher ihr Ausscheiden aus der universitas literarum. Allein die Vorgänge in Straßburg bei Errichtung der dortigen katholisch-theologischen Fakultät haben gezeigt, daß allerdings Gründe vorhanden sind und Wert darauf zu legen ist, daß die Erziehung der katholischen Geistlichen nicht ganz von der aller übrigen Berufe losgelöst werde; das liegt im nationalen und staatsbürgerlichen Interesse. Einen Hauch des freien Geistes deutscher Wissenschaft und deutscher Universitäten verspüren doch auch die katholisch-theologischen Fakultäten: das beweist das immer wiederkehrende „Aufbrummen" (remurmurare) einzelner gegen den römischen Druck. Deshalb müssen wir sie, solange sie Glieder derselben bleiben wollen, dulden und tragen — trotz aller Inkonsequenz, im Dienste der geistigen Freiheit und im Dienste des Einheits- und Zusammengehörigkeitsbewußtseins unseres Volkes. Das gilt mit dem Zusatz: so wie die Dinge heute liegen! Sollte aber durch den Anti-Modernisteneid die Sache noch schlimmer, die Unfreiheit noch drückender, die Absonderung noch strenger durchgeführt werden, dann allerdings müßte das wertlos gewordene Glied am Körper unserer Universitäten schließlich doch noch extirpiert werden.

Ganz „voraussetzungslos" sind auch die protestantisch-theologischen Fakultäten nicht. Ihre Dozenten müssen die christliche Religion im protestantischen Sinn vortragen; wer also aufhört, Christ oder Protestant zu sein, der müßte freiwillig zurücktreten; tut er das nicht, so würde sich keine Regierung weigern, ihn in irgend einer Form zu suspendieren oder unschädlich zu machen. Allein auch die evangelische Kirche geht vielfach weiter und verlangt auch ihrerseits von den

Dozenten „die rechte Lehre", Orthodoxie, und der Staat gibt sich auch dafür her und setzt neben den liberalen Vertreter eines theologischen Faches einen orthodoxen „Strafprofessor". Weil aber hierfür keine Verabredungen bestehen, so kommt es hier weit öfter zu Lehrkonflikten, in denen die Kirche mit Hilfe des willigen Staates siegt, wenn nicht die öffentliche Meinung rechtzeitig mobil gemacht wird und stark genug ist, diese Entmündigung der theologischen Wissenschaft und ihrer Vertreter durch den Staat als Exekutor kirchlicher Ansprüche zu verhindern.

Tun deshalb Frankfurt und Hamburg nicht recht daran, um solchen Konflikten aus dem Wege zu gehen, bei ihren Universitätsgründungen von vornherein auf theologische Fakultäten zu verzichten? Doch nicht; denn sie machen sich dadurch wissenschaftlich arm und nehmen nicht teil an den geiststärkenden Kämpfen der Wissenschaft gegen die sie bedrohenden Angriffe der Kirche und des Glaubens, sie leben also von Vorteilen, die andere für sie erkämpfen müssen. Das ist zwar bequem, aber nicht ehrenvoll. Und die Konsequenz, daß auch die protestantischen Geistlichen losgelöst von der weltlichen Bildung in Predigerseminaren erzogen werden, wird man ohnedies weder in Frankfurt noch in Hamburg ziehen wollen.

Ganz anders steht es mit den konfessionell-katholischen Professuren in den philosophischen Fakultäten, wie solche zuerst in Breslau und zuletzt noch auf Grund eines besonderen Geheimabkommens in Straßburg eingerichtet worden sind. Abgesehen von der berechtigten Empörung über das Geheimnis, in das hier eine solche Verabredung sich gehüllt hat, ist sachlich diese Durchbrechung des Prinzips der Lehrfreiheit gerade für die philosophische Fakultät als Vertreterin der reinen Wissenschaft am wenigsten zulässig und erträglich. In ihr ist, wie schon Steffens seinen Kollegen in der philosophischen Fakultät zugerufen hat, „das wahre, innerste, unantastbare Heiligtum dieser Freiheit; wo sie unterliegt, sollen *wir* sie vertreten, *wir* sind vor allem zu den Rittern dieses Heiligtums bestellt". Eine konfessionelle Wissenschaft außerhalb der Theologie gibt es nicht, soll es nicht geben, weder in der Zoologie, noch in der Philosophie, weder in der Astronomie, noch in der Geschichte. Auch den Studenten schadet es nichts, wenn sie z. B.

die Geschichte der Reformation und Gegenreformation von einem Andersgläubigen vortragen hören. Ebensowenig ist freilich auch auf protestantischer Seite die Forderung einer Homogenität der theologischen Fakultät berechtigt: auch da ist die Mischung von Liberal und Orthodox für den Studenten und seine Erziehung zur gegenseitigen Duldsamkeit nur wertvoll.

Alle diese kirchlichen Ansprüche den Universitäten gegenüber kann nur der Staat befriedigen. Aber er glaubt gegebenenfalls auch von sich aus und direkt eingreifen zu müssen, wenn staatsnegierende und staatsfeindliche Lehren vom Katheder herab vorgetragen werden. Und in gewissen extremen Fällen wird ihm niemand das Recht dazu bestreiten. Allein darum werden wir doch nicht aufhören, die Selbstverleugnung von ihm zu verlangen, daß er in den Universitäten etwas erhalte und frei sich entwickeln lasse, was sich eventuell auch gegen ihn richten und durch Kritik ihm unangenehm werden kann. Die Hauptfrage aber ist hier die: wie die Professoren berufen werden. Die Fakultäten schlagen vor, und der Staat tut in der Regel gut, sich an ihre Vorschläge zu halten; denn sie sind die Sachverständigen. Doch muß er das Recht haben, sich gegebenenfalls über dieses Vorschlags„recht" hinwegzusetzen, dann nämlich, wenn „Anzeichen sittlicher oder intellektueller Degeneration in den Vorschlagslisten einer Fakultät auftauchen"; in diesem Fall wird er selber gegen die Fakultät zum Schützer der Lehrfreiheit und der Fakultätsminoritäten. Im allgemeinen hat dabei in den letzten Jahrzehnten der Staat — außer in Preußen bei den protestantisch-theologischen Fakultäten — seines Amtes gut gewaltet; nur freilich — die Tendenz ist da, die Professoren immer mehr zu Beamten zu machen und in die Grenzen der Wirksamkeit des Staates auch die Universitäten mit einzubeziehen; oder anders ausgedrückt: der Geist Althoffs hat im neunzehnten Jahrhundert immer mehr über den Wilhelm v. Humboldts gesiegt.

Auch lokale Zwischeninstanzen können die Freiheit der Wissenschaft gegen etwaigen Mißbrauch seitens der Fakultäten schützen. Aber sie bedeuten andererseits eben doch nur eine Abhängigkeit mehr; und daß das Lokale nicht im Sinne der Freiheit wirkt, das zeigen die Vorgänge im amerikanischen Oklahoma (s. B. J. Wheeler, Unterricht und Demokratie

in Amerika, 1910, S. 177 ff.). Daher ist Mißtrauen und Wachsamkeit auch bei uns gegen die für Hamburg und Frankfurt vorgesehenen Zwischeninstanzen Recht und Pflicht der Professorenschaft.

IV.

Beim Studenten gliedert sich die akademische Freiheit in die Lern- und in die Lebensfreiheit. Die erstere hat man spottend schon das Recht genannt, faul zu sein. Natürlich ist das nicht ihr Sinn und Zweck. Und ebenso minderwertig steht dem Nichtstuer der Brotstudent gegenüber, der fleißig ist, aber nur unter dem Zwang des Examens das Notwendigste arbeitet. Das Richtige an der Lernfreiheit ist vielmehr das, daß sich der Student seinen Studiengang selbst einrichtet, so wie er ihn individuell für sich braucht und für passend hält. Dabei ist freilich die Gefahr vorhanden, daß er fehlgreift und in Allotria und Dilettantismus sich selbst verliert. Deshalb empfehlen manche vorgeschriebene Studienpläne und Studienanweisungen, wie sie auf Technischen Hochschulen üblich und hier vielleicht notwendig sind. Für den Universitätsstudenten ist aber gerade das wertvoll, daß er — auf alle Gefahr hin — sich seinen Weg selber sucht. In der Schule hat der Schüler zwölf Jahre lang arbeiten und Aufgaben machen müssen; und ebenso muß der Beamte nach der Universitätszeit wieder Vorgeschriebenes erledigen und tun. Dazwischen fällt nun eine Art der Erziehung, die dafür sorgt, daß der Beamte freiwillig leistet, was er leisten muß, und aus eigener Initiative heraus und ohne auf Befehle von oben zu warten, von sich aus tut, was notwendig ist. Das soll er in der Freiheit des studentischen Arbeitens lernen. Der fleißige Student ist fleißiger als der fleißige Schüler und als der fleißige Beamte, weil er zu jeder Zeit auch nicht fleißig sein kann, der Arbeitspflicht also freiwillig sich unterzieht und sie in den eigenen Willen hineinnimmt. Aber der Student ist in dieser Freiheit doch nicht ganz verlassen und einzig nur auf sich selber angewiesen. Er hat ja zwölf Jahre lang in der Schule arbeiten gelernt und sich dadurch an das Arbeiten gewöhnt: das bringt er als Schutz gegen den Mißbrauch der Freiheit mit auf die Hochschule. Und am Schluß steht das Examen, nicht bloß als

Zwang, sondern als Anreiz und Sporn zum sich Konzentrieren, Zusammenfassen und Abschließen. Endlich helfen auch die Kommilitonen und die Lehrer dem Studenten das Richtige finden; der Professor bildet mit seinen Studenten eine Arbeitsgemeinschaft, in der es diesen an Rat und Mahnung, an Ermutigung oder Zurechtweisung nicht fehlt. Weil aber die Lernfreiheit anfechtbar ist und in ihrem Wert immer wieder bestritten wird, so kann sie in Wahrheit nur der Student selber schützen: so ist fleißig Studieren der wirksamste Schutz für die Freiheit und für das Recht, faul zu sein, könnte man parador sagen.

Was nun aber zum zweiten die Lebensfreiheit betrifft, so ist heute der Student rechtlich nicht freier als andere junge Leute seines Alters; er untersteht wie sie den Gesetzen, dem Gericht und der Polizei, höchstens daß man von der letzteren verlangt, daß sie ihm gegenüber Humor haben und Spaß verstehen soll. Ja er ist weniger frei als seine anderen Altersgenossen, weil er daneben noch nach den Disziplinarvorschriften seines Standes und seiner Universität sich zu richten hat; und wenn auch diese Disziplinargesetzgebung reformbedürftig ist und über kurz oder lang modernisiert werden muß, freiheitbeschränkend wird sie doch immer wirken: das liegt im Begriff der Disziplin.

Allein in diesem Äußeren besteht die Lebensfreiheit des Studenten überhaupt nicht, sie ist vielmehr eine innerliche und darum wesentlich von ihm selbst abhängig. Der Student braucht als Fremder in der fremden Stadt keine Rücksicht zu nehmen, keine geselligen Verpflichtungen anzuerkennen; niemand kümmert sich um ihn und kontrolliert ihn, und so kann er sich sein Leben einrichten, ganz wie er will. Das ist freilich für junge Menschen eine gefährliche Situation, zumal da der Übergang aus Elternhaus und Schule ein allzu plötzlicher zu sein pflegt. Und das üble Gerede vom sich Austoben- und sich Auslebendürfen der Jugend scheint dieser Ungebundenheit einen Freibrief auszustellen zu allen möglichen Erzessen. Trotzdem halten wir an ihr fest; denn der Gewinn ist nach zwei Seiten hin größer als der mögliche Schaden. Individuell kann auch die Sittlichkeit nur so, als ungezwungene und freiwillige, wahre Sittlichkeit sein und werden; im Strom des akademischen

Lebens bildet sich der Charakter des einzelnen durch die Notwendigkeit, Selbstzucht zu üben und das Steuer seines Lebensschiffleins in eigener Hand festzuhalten. Sozial aber ist es wertvoll und wichtig, daß gegenüber der vielfachen Unvernunft und Verkehrtheit unserer geltenden Sitte und Moral und gegenüber der Angst vor dem, was die Welt dazu sagt, der Student mit seiner vollendeten „Wurschthaftigkeit" und seiner goldenen Rücksichts- und Respektlosigkeit Kritik übt an dem, was gilt, bloß weil es gilt, und durch sein kühnes sich Hinwegsetzen und sein lustiges Verhöhnen der Philisterweisheit und der Philistersitte das sittliche Leben überhaupt in Fluß erhält. Die Studentenzeit ist ein Jungbrunnen, aus dem wir alle immer wieder den Mut des reinen und neuen Lebens schöpfen können. Hier hat daher — lange vor aller Frauen- und Mutterschutzbewegung — „die neue Ethik" und die neue Sitte ihren festesten Halt. So ist diese studentische Lebensfreiheit für den Einzelnen und für unser Volk im ganzen ein Großes, um dessen willen wir auch ihre Gefahren mit in Kauf nehmen müssen. Aber auch diesen gegenüber gibt es Schutzwehren. Die beste bringt der Student als sittlichen Fonds, als sittliche „Kinderstube" aus dem Elternhaus mit; und mit diesem bleibt er ja durch Briefverkehr und Ferienaufenthalt in beständiger Verbindung. Weiter kommt ihm die wissenschaftliche Arbeit zu Hilfe, die nicht bloß den Kopf angeht, sondern Willensbildung ist, zur Gewissenhaftigkeit, zum Ernstnehmen und zur Wahrhaftigkeit erzieht und dem Studenten einfach keine Zeit zum Liederlichsein und zum Exzedieren läßt. Faulheit ist auch hier aller Laster Anfang, Fleiß der beste sittliche Halt.

Endlich schützen sich auch die Studenten gegenseitig, und das führt auf das Korporationsleben. Früher lag hier ein erster Schutz in dem sogenannten Sittlichkeitsparagraphen, den viele studentische Verbindungen in ihre Satzungen aufgenommen hatten; heute ist es vor allem die Ehre, die freilich auch zum Fetisch und Moloch werden kann, aber als Korporationsehre die jungen Menschen doch zu einer wohltätigen Gehaltenheit und Besonnenheit nötigt und in ihnen eine Reihe sozialer Tugenden entwickelt, die aus der Eigenart des studentischen Lebens herauswachsen.

Über den Korporationspartikularismus und -egoismus hinaus, wie er unter den Studenten besonders stark ist, führt der Gedanke an die universitas magistrorum et studentium und an die Pflichten, die jeder Student gegen sie hat. Dieser Gedanke muß in einer richtigen Gestaltung der Gesamtvertretung Ausdruck und Verwirklichung finden. Zu diesem Zweck müssen derselben vor allem höhere, soziale und Bildungsaufgaben zugewiesen werden. Soll sie aber gar als studentisches Ehrengericht funktionieren, so empfiehlt sich ein Zusammenwirken von Dozenten und Studenten, wodurch dieser Vertretung die nötige Erfahrung und besonders auch die nötige Kontinuität gewährleistet würde. Es ist das Verdienst der „Freistudentenschaft", solche Fragen neuerdings in Fluß gebracht zu haben; doch hat sie durch das Aufwerfen des „Vertretungsprinzips" (ob sie eine Vertretung aller oder nur der bei ihr eingeschriebenen Nichtinkorporierten ist) sich alsbald wieder selber die alte partikularistische Schwierigkeit, eben nur eine zu sein neben anderen, geschaffen und in den Weg gestellt.

Jedenfalls aber — die Freiheit kann dem Studenten niemand schenken, er muß sie erwerben, muß sich selber frei machen und deswegen vor allem leben lernen. Dabei müssen immer wieder „Jünglinge gewagt werden, um Männer zu werden".

V.

Auch für das akademische Studium enthält das Verbindungsleben allerlei fördernde Momente, zumal wenn die Rückständigkeit des deutschen Studenten dem Alkohol gegenüber noch mehr, als dies erfreulicherweise schon jetzt der Fall ist, überwunden sein wird. Im Gegensatz zu einem öden und eintönigen „Fachsimpeln" sind die aus allen Fakultäten sich mischenden Korporationen, die Freistudentenschaft mit eingeschlossen, der Ort für den Erwerb allgemeiner Bildung, Debattierklubs, in denen in geistig angeregter Unterhaltung alle Fragen über Gott und Welt, über Politik und Staat, Kirche und Religion, Sittlichkeit und Kunst in absoluter Freiheit der Rede verhandelt werden können und sollen. Denn zur Bildung gehört gerade auch und vor allem Duldsamkeit gegen die abweichenden Anschauungen und Äußerungen anderer. Von dieser Duldsam-

keit machen nun freilich wieder die katholischen Verbindungen eine betrübende Ausnahme, indem sie ihre Angehörigen von vornherein schlechthin binden an gewisse traditionelle Anschauungen und ihnen das Recht der freien Meinung und der freien Rede verschränken. Damit erschweren sie dem einzelnen das Leben, wenn und weil die Zweifel doch kommen: und sie sollen kommen, das liegt im Wesen des Studenten als eines die Wahrheit suchenden, nicht gedankenlos sie hinnehmenden Menschen. Weil aber durch sie die Konflikte so schwer werden und der Bruch zugleich das Zerreißen menschlich schöner Beziehungen zu anders denkenden Komilitonen in sich schließt, so kommt mancher dazu, um ihn zu vermeiden, gegen alle studentische Art und Pflicht seine Gedanken zu verbergen, zu heucheln (man vergleiche den Roman von Hermann Wette „Krauskopf", besonders dessen dritten Teil). Endlich reizen diese Konfessionellen die andern dadurch, daß sie nur Katholiken aufnehmen und so die Andersgläubigen vom Verkehr ausdrücklich ausschließen. Deshalb ist der gegen diese konfessionelle Absonderung aufgenommene Kampf im „Hochschulstreit" der Jahre 1904 und 1905 so natürlich gewesen; aber weil mit falschen Mitteln geführt, mußte er ergebnislos verlaufen. Und da auch auf der Gegenseite die antisemitische Unduldsamkeit bestehen blieb, so herrscht nun eben auch bei den Studenten dieselbe Zerrissenheit wie draußen in unserem ganzen deutschen Volksleben, statt daß man auf Schule und Universität zu dem uns so notwendigen modus vivendi den Grund zu legen und dazu zu erziehen suchte.

Und kaum weniger schlimm ist, daß auch die politische Parteibildung — teilweise von außen her — in die Studentenschaft hineingetragen wird. Der Student soll noch kein Parteimensch sein, sondern vielmehr alle Parteien kennen lernen und an allen Kritik üben. Das wird dann später auch dem Parteileben unseres Volkes zugute kommen, wenn gerade die Führenden beizeiten einsehen lernen, daß jede Partei einseitig ist und das Ganze immer über der Partei steht.

Eine Zeitlang waren die sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigungen die Stätten, wo unsere künftigen Beamten, Geistlichen und Ärzte in freier Diskussion die neuen sozialen und sozialpolitischen Aufgaben kennen und durchdenken lernten.

Sie haben das Verdienst, daß sich unter uns das Verständnis und der Wille zum Sozialen so rasch eingebürgert hat und die leitenden Kreise sich verhältnismäßig so leicht dafür gewinnen ließen.

Über die Kunstpflege auf den Universitäten hat bekanntlich Nietzsche besonders hart geurteilt. So ganz, wie er übertreibend meint, fehlt es an der von ihm gewünschten „künstlerischen Zucht" freilich nicht. Im allgemeinen wird es damit auf den Hochschulen nicht schlechter, allerdings auch nicht besser bestellt sein, als im Volk überhaupt. Doch sind Anzeichen einer Besserung hier wie dort erkennbar; und gerade auf diesem Gebiet leistet vielleicht die Freistudentenschaft ihr Bestes, wenn sie nur nicht zu viel auf einmal will und treibt, und dadurch einem üblen Dilettantismus anheim fällt.

So heißt da, wo es sich um Allgemeinbildung handelt, die Forderung wie überall so auch für den deutschen Studenten: sich für alles Geistige lebhaft interessieren und ohne Enge und Engherzigkeit sich für alle Kulturgüter und Kulturaufgaben unseres Volkes offen und zugänglich halten. Dabei und damit den Geist der Innerlichkeit zu pflegen — man könnte ihn auch Idealismus nennen —, das ist seit Wilhelm von Humboldt doch immer wieder die Aufgabe unserer deutschen Universitäten; in den Dienst dieses Geistes werden sich auch die Neugründungen stellen müssen, wenn sie an den guten Traditionen deutscher Hochschulen festhalten wollen.

Was das Fachstudium betrifft, so gibt es dafür keine allgemeinen Regeln, keine allgemein anerkannte Methode, wie es im Mittelalter die syllogistische gewesen ist. An der stark ausgesprochenen Individualität des deutschen Professors und an dem notwendigen Individualismus alles akademischen Unterrichts scheitern alle Versuche zur Aufstellung einer „Hochschulpädagogik". Wir lernen von unseren Lehrern, von den guten, wie wir es machen sollen, von den schlechten, wie wir es nicht machen dürfen. In diesem Sinn ist das Buch von J. Ziehen, Aus der Studienzeit (1912) als eine Art Beispielsammlung und Erweiterung unserer Erfahrung über den engen Kreis des eigenen persönlichen Erlebens hinaus ein wertvoller Beitrag zu der einzig möglichen und brauchbaren Art von Hochschulpädagogik.

Die erste allgemein übliche Form des akademischen Unterrichts sind die Vorlesungen, die noch lange nicht veraltet sind, wie man oft schon behauptet hat, wenn nur das Ablesen und das Diktieren vollends ganz unterlassen wird. Ihr Wert liegt darin, daß der Vortragende mit seiner Persönlichkeit für das eintritt, was er lehrt, und dadurch in lebendigen Rapport mit seinen Hörern kommt. Auch das Nachschreiben ist besser als sein Ruf, und als ein Auslesen des Wesentlichen und Wichtigen kein bloß mechanisches und geistloses Tun. Doch muß auch dabei der Professor von sich aus nachhelfen. In den Seminar- und sonstigen Übungskursen, im Klinik- und Laboratoriumsbetrieb, worauf heute immer mehr das Hauptgewicht des akademischen Unterrichts fällt, nimmt der Student an der Forschung oder bei der Medizin auch schon an der Ausübung der ärztlichen Kunst selbsttätig teil. Durch dieses Zusammenarbeiten mit dem Professor entsteht jenes enge Verhältnis zwischen diesem und seinen Studenten, worin nicht zum wenigsten Segen und Gewinn unserer Universitätsbildung besteht. Um aber einen solchen engeren Verkehr zu ermöglichen, darf die Zahl der Teilnehmer an diesen Übungen keine zu große sein. Und doch ist das bei der gegenwärtigen Überfüllung unserer Hochschulen nur zu sehr der Fall. Unter ihr leidet der akademische und vor allem der medizinische Unterricht schwer; deshalb ist der Jubel über den drei- oder viertausendsten Studenten so unbeschreiblich töricht. Je mehr Studenten bei Demonstrationskursen, desto mangelhafter ist deren Erfolg, desto schlechter der Unterricht. Geholfen werden kann hier gründlich nur durch die Gründung neuer Universitäten und durch eine energische Vermehrung der Lehrstellen. Womit zugleich auch die berechtigten Wünsche der Extraordinarien nach intensiverer Heranziehung zu den Aufgaben und Arbeiten der Universität und Fakultät erfüllt werden können; auch eine etwas weniger monarchische Gestaltung der großen Universitätsinstitute, ihre Zerlegung in möglichst selbständige Abteilungen würde hierfür von Vorteil sein.

Endlich gehört hierher auch die Ausländerfrage, die neuerdings (1912) durch den Klinikerstreik in Halle auch für die Universitäten brennend geworden ist, aber allerdings am schwersten die Technischen Hochschulen trifft. Ausländern das

Studium bei uns zu erschweren läge nicht im Interesse der geistigen Machtstellung Deutschlands und des Völkerfriedens; und praktisch müßten es unsere Neuphilologen büßen, die auf den Besuch auswärtiger Universitäten angewiesen sind. Aber gewisse Vorzugsrechte beim Belegen der Arbeitsplätze sind den deutschen Studenten allerdings einzuräumen; nur müssen sie diese dann auch wirklich benützen, nicht bloß belegen. Und die Forderung genügender, tunlichst gleichwertiger Vorbildung, vorweg der Kenntnis und Beherrschung der deutschen als der Unterrichtssprache muß an die Fremden allerdings gestellt und jede Begünstigung derselben — etwa im medizinischen Studium die Zulassung zum Besuch der Kliniken ohne Erstehung eines bei uns oder in ihrer Heimat üblichen Vor- oder Zwischenexamens (des Physikums) — aufs strengste vermieden werden. Endlich müssen sich die fremden Studenten deutscher Sitte und Art soweit wenigstens anpassen, daß sie durch Abweichen davon kein Ärgernis erregen. Umgekehrt hat freilich auch der deutsche Student die Pflicht, den Ausländern seinerseits das Deutschtum von seiner besten Seite zu zeigen.

Dem Professor aber bleibt der seinen Unterricht beeinträchtigenden Überfülle gegenüber kein anderer Ausweg, als der eines numerus clausus bei der Aufnahme in seine Übungen, eine Härte gegen die Studenten, die den Staat schließlich doch zur Vermehrung der Stellen, der Institute und der Universitäten zwingen wird.

Ein Problem des Universitätsunterrichts bildet auch das Verhältnis der wissenschaftlichen Arbeit zu der Praxis des künftigen Berufs. Bei den Medizinern ist dasselbe freilich längst schon zugunsten der Teilnahme an der Praxis gelöst, und ebenso erkennen es Naturwissenschafter, Juristen und Theologen ohne weiteres als ihre Aufgabe an, den Studenten schon auf der Hochschule in diese einzuführen und ihn durch Praxis für die Praxis zu schulen. Nur die philosophische Fakultät als Vertreterin der reinen Wissenschaft sträubt sich dagegen, erklärt: „Schulamtskandidaten kennen wir nicht unter unseren Zuhörern, wir kennen nur Studierende der Philologie" und verweigert der Pädagogik den ihr gebührenden Platz innerhalb der Fakultät oder läßt sie im Nebenamt nur so nebenbei besorgen. So werden von ihr vielfach junge Leute

entlassen, die nur die eine Hälfte ihres künftigen Berufs — das docere quid, nicht auch die andere, ebenso wichtige, das docere quem — kennen gelernt haben. Demgegenüber sind für alle Universitäten ordentliche Professuren für Pädagogik zu verlangen, die pädagogischen Lehraufträge an Philosophen oder Philologen oder gar an experimentelle Psychologen genügen nicht.

Worüber beim akademischen Unterricht am meisten zu klagen und was als wirkliche Lücke zu bezeichnen ist, das ist der Mangel des mündlich und schriftlich Sichausdrückenkönnens. Jenem wird nicht bloß in den Studentenverbindungen, sondern einigermaßen auch in den Seminarübungen abgeholfen, wo dem Studenten die Zunge gelöst wird durch die Pflicht, Vorträge zu halten, Rede zu stehen und zu debattieren. Auch besondere Redeübungen, wie sie einst Fr. Th. Vischer gehalten hat, können nützlich werden. Dagegen fehlt es — außer bei den Juristen — an Gelegenheit und Nötigung zu schriftlichen Ausarbeitungen fast ganz; nur im „Stift“ zu Tübingen wird noch immer in jedem Semester ein wissenschaftlicher Aufsatz gefordert. Diesem Übelstand könnte dadurch begegnet werden, daß jeder Student wie bei den Juristen der Meldung zum Examen einige vom Professor (oder seinem Assistenten) zensierte Arbeiten beizulegen hätte; oder auch in der Weise, daß von den Bewerbern um Stipendien solche Arbeiten gefordert würden; wodurch gleichzeitig auch unser mehrfach im Argen liegendes Stipendienwesen gebessert würde und die Stipendien weniger an Unwürdige und nicht in so kleinen Portionen verabreicht würden.

VI.

Unter allerlei aktuellen Einzelproblemen tritt die heikle Frage des Kolleggelds voran. Die Doppelbezahlung des deutschen Professors durch Studenten und Staat ist historisch begründet. Ist sie aber auch gegenwärtig noch berechtigt und notwendig? Ein Teil der Kosten für die immer teurer werdenden Universitäten wird dadurch auch heute noch auf die Studenten übergewälzt; doch ließe sich dasselbe auch durch Einziehung des Kolleggelds für den Staat und Erhöhung der staatlichen Professorengehälter aus diesen Einnahmen erreichen. Mehr

besagt der Grund, daß durch diesen beweglichen Faktor seines Einkommens der Professor noch einmal unabhängiger gestellt wird vom Staat, von Regierung, Landtag und politischen Parteien: so hängt das Kolleggeld wirklich mit dem innersten Wesen deutscher Universitäten, mit der Lehrfreiheit ihrer Dozenten zusammen. Freilich müßten dann die Professoren auch auf Titel und Orden verzichten: das erstere ist in Straßburg der Fall, das letztere nirgends. Aber auch nicht alle Bedenken, die gegen das deutsche System vorgebracht werden, sind durchschlagend. Daß das Verhältnis des Studenten zum Professor dadurch aus einem Vertrauensverhältnis in ein Geld- und Geschäftsverhältnis verwandelt werde, widerlegt sich schon durch den Hinweis auf den Hausarzt und widerspricht aller Erfahrung. Die großen Einkommensunterschiede zwischen den einzelnen Professoren würden sich — bei den konsultierenden und operierenden Medizinern oder den gutachtenden Juristen — doch einstellen, wenn auch, trotz alles Idealismus, gewisse Unzuträglichkeiten hier allerdings gelegentlich stärker empfunden werden mögen, als dies äußerlich zutage tritt. Was aber entscheidend gegen die Sitte des Kolleggelds spricht, ist das, daß dadurch der Professor in den Verdacht kommt, als ob er aus Rücksicht auf dieses Einkommen allerlei tue oder unterlasse, was im Interesse der Universität und des akademischen Lehrbetriebs besser nicht getan oder nicht unterlassen würde, und daß hier allerlei vorliege, was sich als Universitäts-Kapitalismus und -Mammonismus bezeichnen lasse. Zur Beseitigung und Fernhaltung einer solchen häßlichen Nachrede ist schließlich die Abschaffung des Kolleggelds — auf alle Gefahr hin — doch zu fordern. Nur müßte sie dann gleichzeitig an allen Universitäten deutscher Zunge, und sie müßte radikal, nicht wie in Preußen durch eine halbe Maßregel, durchgeführt werden. Die preußische Regelung — Einziehung der Hälfte von dem die Höhe von 3000 resp. 4500 Mark übersteigenden Kolleggeld — zeigt übrigens, daß unser deutsches System wirklich nur noch als rudimentäres Gebilde in unsere Zeit hereinragt und reif ist zum völligen Abbruch. Den Privatdozenten müßte das Kolleggeld natürlich belassen bleiben; denn sie sind lediglich Privatlehrer und nehmen überdies das große Risiko auf sich, das die akademische Laufbahn für den

einzelnen in sich birgt. Deshalb darf für sie auch kein Anciennitätsprinzip Geltung haben, und dürfen sie keine Rechte für sich fordern als das einzige der venia legendi, damit ihnen keine Pflichten auferlegt und keine Beschränkungen über sie verhängt werden. Sie sollen ganz frei bleiben. Ob sie diese Freiheit bei dem Anwachsen der großen Institute, der notwendigen Vermehrung der Assistentenstellen und der monarchischen Verfassung dieser Institute auf die Dauer werden behaupten können, ist freilich eine andere Frage.

Auch an den langen Universitätsferien nimmt man vielfach Anstoß; und das mit Recht, sie sind wirklich zu lang geworden; wobei sich die Schuld zu gleichen Teilen auf Studenten und Professoren verteilt. Aber die Professoren brauchen sie zur wissenschaftlichen Arbeit, der Student dagegen kann sie nicht ausnützen, wie er sollte, will es oft auch nicht. Und so muß man seinetwegen auf eine Verkürzung bedacht sein, die durch Teilung des Studienjahrs in drei Trimester ohne Beschwerung des Professors herbeigeführt werden könnte, während neben kurzen Unterbrechungen an Weihnachten und Ostern die drei Sommermonate Juli, August und September für die Ferien bestimmt würden. Daß aber die konservativen Universitäten von sich aus eine solche radikale Umgestaltung werden vornehmen wollen, ist wenig wahrscheinlich; auch hat sie ihre Schwierigkeiten, so lange das bewegliche Ostern bestehen bleibt.

Am Eingang und Ausgang der Universität stehen Examina, dort das Abiturientenexamen, hier Staats- und Doktorprüfung. Einzelne Kategorien werden allerdings auch ohne Reifezeugnis einer neunklassigen höheren Lehranstalt in die sogenannte kleine Matrikel aufgenommen; und der einzelne Professor hat dann noch einmal das Recht, Hospitanten zu seinen Vorlesungen zuzulassen, deren Beruf eine gewisse Garantie gibt für den Ernst ihres Vorlesungsbesuchs. Dabei machen die Frauen ohne Beruf und ohne Examen Schwierigkeit: um der Konsequenzen und der Mißbräuche willen bleiben sie von den eigentlichen Universitätsvorlesungen doch wohl am richtigsten ausgeschlossen.

Immatrikuliert werden seit 1901 alle Abiturienten neunklassiger höherer Lehranstalten, also auch Oberrealschüler.

Das ist als Ausnahme nur zu begrüßen: man soll den Übergang von einem Bildungsweg zum andern nicht unnötig erschweren, nicht bureaukratisch fragen, wie einer die nötige Vorbildung erworben hat, sondern lediglich, ob er sie besitzt und was er weiß. Aber der Zweck der Oberrealschulen ist nicht der, auf das Universitätsstudium vorzubereiten, sondern normalerweise sind sie die Vorbereitungsanstalten für die Technischen Hochschulen, für Großhandel und Industrie. Deshalb sollen sie auch nicht aus falschem Ehrgeiz möglichst viele Schüler von sich aus auf die Universitäten schicken wollen; denn das ist für beide Teile kein Glück und kein Gewinn. Da unser akademisches Studium heute noch lateinisch, zum Teil auch griechisch fundamentiert und orientiert ist, muß der Durchschnitt der Realschulabiturienten dabei ins Hintertreffen kommen. Ganz verfehlt ist demgegenüber die Forderung, daß die Universität selber durch Einführung von elementaren lateinischen und griechischen Kursen die Lücken dieser ungeeigneten Vorbildung ergänzen solle; das würde die philosophische Fakultät nur wieder auf den Stand der mittelalterlichen Artistenfakultät herabdrücken, würde ein Scheinwissen erzeugen und dem Gymnasium gegenüber ein Unrecht sein, als ob die Universität nach Art der Pressen und Schnellbleichen in 2 oder 4 kurzen Semestern zu leisten vermöge, wozu die Schule neun Jahre schwerer, ehrlicher Arbeit nötig hat. Den Prüfungskommissionen beim Abiturientenexamen aber ist, vollends bei der gegenwärtigen Überfüllung unserer Hochschulen, zuzurufen: Landgraf werde hart! Nach diesem Grundsatz zu verfahren ist für viele die beste Barmherzigkeit.

Auch Frauen werden rite immatrikuliert. Doch ist das Frauenstudium heute kein Problem mehr, sondern eine Tatsache. Die Unkenrufe gegen dasselbe sind verstummt, weil sich die prophezeiten übeln Wirkungen nicht eingestellt haben. Freilich haben sich auch die übertriebenen Erwartungen, die man zunächst schon für das akademische Studieren und Leben daran geknüpft hatte, nicht erfüllt. Das Frauenstudium droht da und dort schon Modesache und von den jungen Studentinnen weniger ernsthaft genommen und betrieben zu werden als in der ersten Generation. Und daß die Frau mehr reproduktiv als selbständig ist, läßt sich wie in der ihr immer schon offen

stehenden Musik, so nun auch im wissenschaftlichen Arbeiten und Leisten aus den gemachten Erfahrungen doch wohl schon jetzt mit einiger Sicherheit erkennen. Die Schwierigkeiten, die das Frauenstudium heute noch bedrängen, liegen aber vielmehr jenseits der Universität in der Frage, was aus den studierenden Frauen, wenn ihre Zahl, allem Anschein nach, rasch und erheblich anwachsen sollte, werden soll, und diese Frage gehört nicht hierher.

Das am Schluß des Universitätsstudiums stehende Staatsexamen ist ein wissenschaftliches Examen; daher sind in der Mehrzahl Universitätsprofessoren die Prüfenden. Das hat seine Bedenken, wenn der Professor allzusehr nach dem Inhalt seiner Vorlesungen fragt und der Student meint, er müsse notwendig beim examinierenden Professor gehört und an dessen Übungen teilgenommen haben. Und dennoch liegt es nicht im Interesse der Studenten, die Professoren von den Prüfungskommissionen auszuschließen: das Staatsexamen ist in der Hauptsache ein wissenschaftliches Examen, der Praktiker, dem die Wissenschaft ferner steht, muß sich daher auf bestimmte Teilgebiete vorbereiten; versagt der Student gerade hier, so kann jener nicht, wie der Professor, vom einen zum andern springen und sich nach dem Wissen oder Nichtwissen des Studenten richten; daher fällt dieser beim Praktiker leichter und häufiger durch als beim Professor, der freilich die nicht eben leichte Kunst des Examinierens verstehen und sie richtig zu handhaben gewillt sein muß. Beim Doktorexamen spielt die leidige Geldfrage wieder eine Rolle. Hier aber wäre es unrichtig, die Bezahlung von Gebühren ganz zu beseitigen; sie ist ein erster Schutz gegen das Herandrängen der vielzuvielen gänzlich Unberufenen. Auch der Druck der vielen wertlosen Dissertationen wird beanstandet — nicht mit Recht, weil sonst die Kontrolle gegen allzu nachsichtige Verleihung des Doktortitels verloren gehen würde. Dieser darf als einzige von der Universität zu vergebende Würde nicht käuflich sein und nicht durch zu geringe Anforderungen degradiert werden: das liegt im Interesse unserer Universitäten und ihres Rufes unter uns und draußen bei anderen Völkern. Auf Mißbräuche anderer Art weist der Name „Doktorfabrik“ hin, wobei es sich um gewisse Kärrnerarbeit im Dienst und für die wissen-

schaftlichen Zwecke eines betriebsamen Professors, also um wertlose Detailarbeiten der Doktoranden und um mißbrauchte Menschenkraft handelt.

Endlich noch ein Wort über die Universitätsausdehnung. Heute hält es der Professor nicht mehr unter seiner Würde, seine Wissenschaft zu popularisieren und an der Volksbildungsarbeit im engeren Sinn des Worts teilzunehmen. Freilich kann man fragen, ob die Universitätsprofessoren hierbei die richtigen Vortragenden sind und nicht häufig zu hoch und über die Köpfe ihrer Hörer weg dozieren. Vielleicht muß daher der Weg in Etappen zerlegt werden, die volkstümlichen Hochschulkurse sich in erster Linie auf das Niveau der bildungseifrigen Volksschullehrer stimmen und an diese sich wenden: und erst diese geben dann, in der Fortbildungsschule vor allem, die ihnen mitgeteilten Resultate der Wissenschaft in einer allgemein zugänglichen Form an das eigentliche Volk weiter. Auch die Studenten beteiligen sich seit etlichen Jahren durch Elementarunterrichtskurse für Arbeiter an dieser Volksbildungsarbeit: daß sie dabei den lateinischen Hochmut ablegen und zur Überbrückung der leidigen Kluft zwischen Hand- und Kopfarbeitern beitragen, ist der Hauptgewinn dieses erfreulichen sozialen Tuns. Zugleich gewinnen sich durch diese Arbeit ihrer Angehörigen die Universitäten einen Teil der Popularität zurück, die sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf politischem Gebiet besessen, auf ihm jedoch allmählich verloren haben.

Daß aber das Alte überhaupt noch nicht veraltet ist, das beweisen die neuen Zweige am alten Stamm deutscher Universitäten, die ihrer Verwirklichung mit raschen Schritten entgegengehenden Pläne zu Universitätsneugründungen in Frankfurt, Hamburg und Dresden. Von ihnen erwarten wir allerlei sachliche Neuerungen und Reformen, wie sie sich an solche Neugründungen noch immer angeschlossen haben, und wünschen ihnen dazu Ideen und Gedeihen — zur förderlichen Weiterentwicklung der freien deutschen Wissenschaft, zum Heil unseres Volkes und seines Ansehens im Kreise der anderen Nationen und zum Fortschritt in wahrhaft humaner Bildung und in allgemein menschlicher Kultur.

Über englische Staats- und Gerichtsverfassung.

Von Professor Dr. A. Mendelssohn Bartholdy in Würzburg.

I.

Das Zweiparteiensystem: Entstehung, Theorie, Wirklichkeit.

Hier soll vom englischen Staatswesen in Gegenwart und Wirklichkeit die Rede sein, von politischer Praxis mehr als von Staatstheorien. Die Überschriften der Vorträge wollen das schon ausdrücken: Zweiparteiensystem, Bureaukratie und Gerichtshoheit, Homerule, Wahlrechtsproblem und zuletzt die Gegner der herrschenden Regierungsform — das sind Zustände und Gebilde, von denen im täglichen politischen Leben jetzt in England viel gesprochen wird, an denen die praktischen Staatsmänner mit lebhaftem Bemühen arbeiten, die aber in einem Buch über die englische Verfassung oder gar einer über den Nationen schwebenden allgemeinen Staatslehre nur kurz und nebenher behandelt werden.

Nicht einer von den fünf Vorträgen ist dem Thema gewidmet, das für den Theoretiker in nächster Gedankenverbindung mit dem englischen Staatswesen steht: der parlamentarischen Regierungsform. Ich stehe hier nicht, um die empirische Methode für politische Untersuchungen gegenüber abstrakt-konstruktiven Systemen zu verteidigen oder anzugreifen. Ich meine einfach, daß wir gerade von England aus Büchern und Zeitungen, aus der ganzen politischen Literatur des 19. Jahrhunderts so viel allgemeine und starre und deshalb in vielen Stücken falsche oder falsch gewordene Vorstellungen überkommen haben, daß ein Versuch unbefangener Betrachtung, rein sinnlichen Ansehens und Beschreibens, zuerst nötig ist. Wie das so Gesehene in hergebrachte Systeme zu fassen ist, das bleibe eine Sorge künftiger Zeit.

Der unbefangene Beobachter sieht aber in England zuerst und überall das Zweiparteiensystem. Die parlamentarische

Regierungsform kann man jahrelang, sogar mit den neuesten Laternen suchen und begegnet ihr nicht. Die wichtigsten Änderungen der Reichsverfassung gehen in England nicht anders vor sich als in einer Autokratie; die Befragung des Parlaments ist, wenn sie überhaupt erfolgt, eine leere Form. Aus den letzten Jahren, die ja von vielen Engländern als eine Zeit überstürzter Reformen und schwerer Erschütterungen der Reichsgrundlagen angesehen werden, stellen sich drei Beispiele großer organischer Änderungen dar: die Gründung der südafrikanischen Union, die Neuformung der indischen Verwaltung und die capitis deminutio des Oberhauses in der Parlamentsakte. Daß in der südafrikanischen Verfassung die parlamentarische Regierungsform keinen eigenen Paragraphensitz hat, will bei der umschreibenden Art der englischen Verfassungsgesetzgebung natürlich gar nichts sagen; niemand zweifelt daran, daß im Parlament der Kapstadt die politischen Gewalten zwischen dem König, dem Kabinett und den beiden Häusern des Parlaments ebenso verteilt sein sollen und verteilt sind wie im Parlament von Westminster; auch daß die Figur des Generalgouverneurs dazukommt, der zugleich Vertreter der englischen Regierung ist, ändert daran wenig. Aber ich spreche nicht von der parlamentarischen Regierungsform in Südafrika, sondern von ihrer Geltung in England selbst. Als die Verfassung von Südafrika dem Unterhaus und dem Oberhaus vorgelegt wurde, da war das wohl dem Schein und der Form nach eine Vorlegung zur Beratung und Abstimmung, zur Annahme, Änderung oder Ablehnung; in Wirklichkeit wußte aber jedermann, daß kein Tittelchen an diesem, ohne jede Mitwirkung des englischen Parlaments zustande gekommenen Gesetzgebungswerk geändert werden durfte und daß auch von einer Ablehnung gar nicht die Rede sein konnte. Bei dem zweiten Beispiel, der indischen Verwaltungsänderung, trat das noch deutlicher hervor, weil hier die Person des Königs vor dem Parlamentsrecht stand. Der König hatte bei der Krönungsfeier in Delhi den indischen Fürsten und dem Volk die Verlegung der Hauptstadt von Kalkutta nach Delhi und die damit zusammenhängende Aufhebung der vielberufenen Curzonschen Bengalen-Politik verkündigt; bis zu der Feier war das ein sorgfältig gehütetes Geheimnis zwischen König,

Ministerpräsident, Staatssekretär und Vizekönig. Das englische Parlament besprach später die Wahl der Plätze für die neuen Regierungsgebäude und nebenher auch die politischen Folgen des ganzen Plans; aber daß vom Königswort nichts abgebrochen werden dürfe, das war so selbstverständlich, daß es kaum der Erwähnung wert schien. Will man aber dieses Beispiel nicht gelten lassen, weil es sich eben um die englische Herrschaft in Indien und um einen reinen Verwaltungsakt handle, der natürlicherweise nicht dem Plenum der Volksvertreter zustehen könne, so kommt als merkwürdigstes und mächtigstes Beispiel schließlich die Parlamentsakte, das Gesetz, das die innere Verfassung des englischen Mutterlandes selbst und zwar an ihrem Haupt so gründlich abgeändert hat, als das ohne Revolution oder Eroberung überhaupt möglich ist. Weder die Drohung mit der „Königlichen Prärogative", dem Pairsschub, durch die man zum Gesetzwerden der Parlamentsbill kam, noch die Stärkung der Kabinettsherrschaft und das konservative Referendumsprogramm, die als nächste Folgen des Verfassungskampfes sich gezeigt haben, sind als liebe Freunde oder Anverwandte der parlamentarischen Regierungsform anzusehen!

Dagegen tritt dem Beschauer der englischen Politik das Zweiparteiensystem schon im Äußerlichen überall entgegen. Der Sitzungssaal des Unterhauses, mit den berühmten Front Benches und dem einzigen Mittelsitz des Sprechers, drückt es deutlich genug aus. Die Reihe begabter Politiker und Staatsmänner, die England unbekümmert geopfert und vergeudet hat, nur weil sie ihre Überzeugung nicht in allem und jedem dem Parteiprogramm unterzuordnen wußten, ist ein anderes Zeugnis für die Zauberkraft dieser dualistischen Formel. Dabei ist gewiß der Verzicht auf die Eigenart, den das Schwören auf eines von zwei starren Parteiprogrammen vom einzelnen politisierenden Bürger fordert, nichts dem Engländer Natürliches. Im Gegenteil hat es in England von jeher mehr Fanatiker der politischen Überzeugung gegeben als anderswo; das ist heute, in der Zeit der Frauenstimmrechtsunruhen, eine Binsenwahrheit. Das Zweiparteiensystem hat diese englische Eigenart gegen sich, wie es die Kompliziertheit des modernen Lebens, die natürlichen Zersplitterungen und Kreuzungen der

rein politischen, der wirtschaftlichen, der religiösen, der Rassenfragen gegen sich hat.

Daß es dieser Gegnerschaft so fest standhält, das mag zunächst an seinem Alter liegen. Das Zweiparteiensystem ist älter als die Kabinettsregierung, älter als das Repräsentativsystem, und schließlich fast zweihundert Jahre älter als das erste wirkliche Wahlrecht, das England gehabt hat. In der letzten Zeit Karls II. und während der Revolution keimt es; im Parlament von 1661, dem Kavaliersparlament — heute würden es die Liberalen das Toryparlament nennen — ist es in voller Entwicklung, und in den nächsten hundert Jahren sieht man schon, fast ebenso wie man es heute im Rückblick auf die letzten hundert Jahre des Unterhauses als Wahrzeichen des englischen Parlamentarismus findet, das „Pendeln des Zeigers", die regelmäßige Abwechslung der zwei großen Parteien in der Mehrheit und in der Regierung, und im Kleinen das Abbröckeln der Regierungsmehrheit während der Session und den wachsenden Widerstand im Land, der sich bei den Nachwahlen so drastisch zu äußern pflegt.

Man glaubt, eine Gesetzmäßigkeit in dieser Entwicklung müsse sich nachweisen lassen. Aber in Wirklichkeit fehlt jede Erklärung für die Entstehung und für die Kraft, die alles andere beherrschende und niederzwingende Kraft des Zweiparteiensystems. Vielleicht gibt es keinen stärkeren Ausdruck für das Dunkel, in dem diese Wurzeln der englischen Politik liegen, als die einfache Tatsache, daß die Schwesterparlamente von Irland und Schottland vor der Union mit England das Zweiparteiensystem nicht gekannt haben.

War es ein guter Instinkt, der die Engländer vor den andern Völkern leitete?

Wir empfinden die Nachteile der Parteienvielheit so stark und hören, besonders in den Zeiten der Stichwahlen, so laute Klagen darüber, daß wir e contrario sehr leicht die Vorzüge des englischen Wesens zu erkennen vermögen. Unter ihnen ist einer unvergleichlich groß: die heilsame Zucht, die für eine Autoritätspartei in der Oppositionsstellung und für die Partei der Reformer oder Umstürzler im Regieren liegt. Alles andere tritt demgegenüber zurück, gegenüber dieser gleichen Möglichkeit für die „Rechte" und die „Linke" zur Regierung zu

kommen — und eine gegnerische Regierung zu bekämpfen und zu stürzen.

Die Juristen finden Ähnliches in der englischen Gerichtsverfassung zu loben, die bei vielen Absonderlichkeiten und Mängeln doch eine gute und hohe Justiz in sich trägt, weil sie den einen großen Vorzug hat: das Zusammenarbeiten aller Diener des Rechts, besonders aber der Richter und Anwälte, eng zusammenhängend mit der Art der Richterlaufbahn. Daß der Richter Anwalt — nicht nur Staatsanwalt, sondern auch Verteidiger und Parteivertreter im Zivilprozeß und vielleicht auch eine Zeitlang Prozeßberichterstatter einer großen Zeitung gewesen ist, das hilft ihm bei der Ausübung seines Amts ungefähr so, wie es einem Minister hilft, daß er Oppositionsführer und einem Oppositionsführer, daß er Minister war.

Das Parlament ist aus einem Gericht erwachsen, in dem zwei Gegner mit gleichen Waffen einander gegenüberstanden. Das soll für die zwei großen Parteien heute noch gelten, und wenn sich Hindernisse aus noch so natürlichen Gründen dagegen einstellen, so weiß heute noch das Zweiparteiensystem sie zu beseitigen; das Volk versagt nicht, wenn an seinen Sinn für „fair play", für gleiche Chancen der beiden Kämpfer appelliert wird. In dem Feldzug der Liberalen gegen das Oberhaus hat die Parteilichkeit des Oberhauses, so wie es zusammengesetzt war zu Gunsten der Konservativen, dem Oberhaus bei den Wählern mehr als alles andere geschadet; man fand, die Liberalen hätten nicht die gleiche Möglichkeit, wirklich zu regieren, wenn sie im Unterhaus die Mehrheit hätten, wie sie im gleichen Falle den Konservativen gegeben sei. Im Eifer das auszugleichen, hat man, weit übers Ziel schießend, die neue Parlamentsakte geschaffen. Auf der andern Seite hat jede konservative Partei gegenüber der radikalen bei der Wählerschaft mit dem natürlichen Nachteil zu kämpfen, daß Versprechungen einer besseren Zukunft das Privileg der Reformer zu sein pflegen. Indessen kann kein Kenner der letzten englischen Wahlkämpfe darüber zweifelhaft sein, daß auch diese Ungleichheit zwischen den beiden Parteien überwunden worden ist und auch die beharrendsten Tories nie um ein Schlagwort verlegen waren, mit dem sie eine radikale Verlockung der Massen zu übertrumpfen wagen könnten.

So hält sich eine starke Natur, wie sie der englische Staat und sein Zweiparteiensystem sicherlich haben, gegen Schwächen und Krankheiten. Ob man nicht auch an ihr heute deutliche Zeichen des Verfalls sieht, das sollen die nächsten Vorträge erkennen helfen. Die Angriffe auf das Zweiparteiensystem sind in den letzten Jahren nicht nur an Heftigkeit gewachsen, sie sind auch viel kräftiger geworden, und die großen Staatsmänner, die England auch heute noch neben den Parteiführern und den Berufspolitikern aller Arten hat, stehen in scharfem Kampf gegen die Regierungsform, zu der das System geführt hat. Freilich stehen auch immer wieder politische Denker auf, die, von jedem eigenen Vorteile und Vorurteile frei, doch dieses alte dualistische Wesen der beiden Wappenmänner des britischen Reichs rühmen und verteidigen, und in ihm etwas sehen, was den Staat der ewigen Natur selbst gleichsetzt. Ich denke an die Worte, die Meredith im „Egoist" einen verständigen Landarzt zu dem räsonnierenden Gutsherrn sagen läßt: „Times are bad, you say, and we have a Ministry doing with us what they will. Well, sir, and that being so, and opposition a manner of kicking them into greater stability, it is the time for wise men to retire within themselves, with the steady determination of the seed in the earth to grow. Repose upon nature, sleep in firm faith, and abide the seasons. That is my counsel to the weaker party."

II.

Bureaukratie und Gerichtshoheit.

Im Deutschen liegt in der Verbindung der beiden Worte nichts Unnatürliches. In England gewöhnt man sich heute wieder daran, sie als Gegensatz zu hören und zu gebrauchen; man sieht die Richter und die Verwaltungsbehörde als natürliche Gegner, und während die Hoheit der Gerichte über das niedrige Verwaltungswesen lange Zeit unantastbar aufgerichtet zu sein schien, gewinnt es heute mehr und mehr den Anschein, als spiele sich ein Kampf ganz unsicheren Ausgangs zwischen zwei fast gleich starken Gegnern ab, deren jüngerer zudem noch im Rücken durch politische Sympathien gestärkt wird.

Jahrhunderte lang haben die hohen Richter nicht nur im Gericht als eigene Könige geherrscht, sondern auch im Staat obenan gestanden. Die Geschichte der englischen Lordkanzler ist die Geschichte der inneren Politik bis ins 19. Jahrhundert hinein. Heute noch macht sich die Personalunion zwischen dem Oberhausgericht und dem House of Lords als politischer Körperschaft vielfach bemerklich, bald wohltätig, wenn etwa die hohen Richter zur Justizgesetzgebung mit ganz anderem Gewicht ihre Meinung äußern können, als das auf dem Kontinent denkbar wäre, bald unheilvoll, wenn unpopuläre Gerichtsentscheidungen herhalten müssen, um das Volk oder wenigstens die Gewerkschaften gegen das politische Oberhaus aufzusteifen, oder wenn unter den Folgen einer parteiischen Verirrung des Oberhauses in politicis die Stellung der law lords zur Gesetzgebung mitleiden muß.

Man erklärt sich die Eigentümlichkeiten des englischen Staatswesens gern mit der konservativen Art der Engländer, mit ihrem Hängen an alten Formen. Das ist oberflächlich; die deutsche Art wurzelt — das dürfen wir hier zumal am Main und Rhein sagen — ebenso tief in der Geschichte als die englische; unsere Kultur ist — wenn wir sie nur nicht so oft aus mißverstandenem Patriotismus für ein kaum vierzigjähriges Wesen in den Kinderschuhen ausgeben möchten! — ebenso alt, und wir haben politisch mehr erlebt als die Engländer in ihrem festgebauten und wohlabgeschlossenen Staatshaus. Weshalb haben wir aber in Deutschland, und überhaupt auf dem Kontinent, nur eine dunkle Überlieferung von Schlechtigkeit des Prozesses und Hilflosigkeit der Richter, ein Zerrbild des gemeinrechtlichen Verfahrens, und, nur wie um den Kontrast zu verschärfen, hier und da einmal eine Anekdote wie die vom Müller von Sanssouci? Man kann nicht antworten: weil wirklich unser gemeiner Prozeß und unsere Reichskammer- und Reichshof-Richter und -Räte seit der Rezeption so grundschlecht, so undeutsch waren. Der Vergleich mit England zeigt, wie oberflächlich auch dieses Argument wäre. Denn in England ist — ohne Rezeption —, in höchst eigennationaler Weise, der Prozeß bis vor ganz kurzer Zeit so schlecht gewesen, und auf der Richterbank haben so unfähige und auch feile, ungerechte, grausame Richter gesessen, wie sie

nur irgend ein kontinentaler Staat in der schlimmsten Zeit gehabt hat. Nicht die besseren Männer und ganz sicher nicht das ideale Verfahren sind der Grund dafür, daß sich den Engländern ihre Richter immer als ein Stück ihres Nationalstolzes dargestellt haben; aber daß unter diesen Richtern immer wieder Männer gewesen sind, die dem Staat in seinem widerrechtlichen Machtwillen Widerstand geleistet haben, an denen sich der Glaube des Volks an die Souveränetät des Rechts über politische Willkür aufrecht halten konnte, das war es. In England ist das Gefühl dafür wach geblieben, daß Justitia und ratio status von Natur feindliche Mächte sind, und daraus ist die Erkenntnis gekommen, daß man die Gerichte als Bollwerke der Freiheit, die ein Recht des einzelnen ist, stützen und erhalten müsse.

Als ein Beispiel dafür, wie in der englischen Geschichte sich von alters her das Richteramt mit politischen Aufgaben verband, zitiere ich, was Masterman in seinem kurzen Abriß der englischen Verfassung über die Justices of the Peace sagt:

„Die Entwicklung des Friedensrichteramts hat zur Vorherrschaft der Landedelleute in der englischen Lokalverwaltung geführt. Sie hat zugleich endgültig eine Schranke gegen Königswillkür aufgerichtet. Denn der Friedensrichter hat zwar seine Ernennung der Krone verdankt, aber sein ganzer Vorteil ging zusammen mit dem des Bezirks, den er verwaltete. Richelieu hat den Grund zur Autokratie in Frankreich gelegt, indem er die Verwaltung aus der Hand der Landmagnaten nahm und sie in die Hand von Intendanten legte, die von der Zentralregierung hinausgeschickt waren. Hätten die Tudors ein ähnliches bureaukratisches System geschaffen, so hätte der Landadel nie die Erziehung im Verwaltungswerk bekommen, die ihn zur Führerschaft im Kampfe gegen die Stuartkönige fähig machte. Derselbe Stand, der unter dem Namen der Grafschaftsherren, der knights of the shire, bei der Entwicklung des Parlaments im 14. Jahrhundert bestimmt hatte, nahm nun die Bürde der Lokalverwaltung auf sich, und hundert Jahre später sind es wieder die englischen shire-Abgeordneten, die in der vorderen Reihe beim Vorrücken der Parlamentsherrschaft stehen.“

Die Geschichte zeigt freilich auch die Gründe dafür an, daß in der neuen Zeit die hergebrachte Vormachtstellung der Gerichte starken Stürmen ausgesetzt sein würde. Heute ist schon der Eindruck eines einfachen Beobachters der, daß in England auf der Straße, in den Zeitungen, im Parlament die Verwaltung das Wort hat; die Gerichte muß man in ihrem abgeschlossenen Stadtviertel suchen, wenn man sie finden will; außer dem Temple-Bezirk hört man nur Klagen über sie, Angriffe auf ihre Weltfremdheit und ihre Befangenheit in den Bildungsidealen vergangener Zeiten, das gleiche Lied, wie es bei uns in den letzten Jahren so beliebt war. Auch drüben will man die Richter fühlen lassen, daß sie nur Staatsbeamte sind wie andere auch, nicht Herren im Staat, man rechnet ihnen ihre Arbeitsstunden nach, möchte ihre Gehälter beschneiden, sucht die alte Regel des Unterhauses, daß keine Kritik am Richter geübt werden darf, es sei denn in der Debatte über einen Antrag auf Absetzung des Richters, wieder und wieder zu durchbrechen.

Es ist kein Zufall, daß mit dem Oberhaus ein gutes Stück Gerichtshoheit fallen mußte. Unter dem Zeichen des Zweiparteiensystems wurde der Kampf gegen die Lords siegreich zu Ende geführt; das Zweiparteiensystem hatte aber schon vorher dem Oberhaus das innere Recht auf seine Macht genommen, indem es den richterlichen Geist verdarb, der die Beschlüsse eines solchen Senats lenken muß. Von den besten unter den Pairs, von den Unabhängigen, wie von den alten Staatsmännern der großen Parteien, von den Rosebery und Grey, Morley und St. Aldwyn, Loreburn und Balfour, York und Haldane konnte man sagen, daß sie „in a judicial spirit" tagten; aber so respektvoll man ihre Reden anhörte, schließlich gaben doch nicht sie, sondern wie im Unterhaus die Partei-Einpeitscher bei der Abstimmung den Ausschlag. Das war das Ende des alten Oberhauses.

Und wie es im Parlament mit dem Ansehen der Richter und ihrem Einfluß abwärts geht, so ist's auch im Volk. Zwischen den Gewerkschaften und den höchsten Gerichten besteht eine Art Kriegszustand. Die Juristen haben in ihren Urteilen kaum die Mißstimmung darüber zu verhehlen gesucht, daß den Gewerkschaften das besondere Privileg der

Exemtion von der passiven Parteistellung gegeben wurde, und die Gewerkschaften haben ebenfalls aus ihrem Herzen gegenüber den Richtern keine Mördergrube gemacht. Sie wollen den Austrag wirtschaftlicher Kämpfe überhaupt nicht durch Rechtssprüche, sei es eines ordentlichen Gerichts, sei es eines Schiedsrichters (und hätten sie ihn selbst gewählt). Sie sagen offen, daß ihnen das Durchkämpfen, wo sie nicht mit den Arbeitgebern zur unmittelbaren Einigung gelangen, lieber ist als schiedliche Entscheidung, selbst wenn sie im Kampf unterlägen. Sie, und mit ihnen viele Radikale, wollen den Staat auf die einfache Vollziehung eines Mehrheitswillens durch die Verwaltungsorgane bringen; sie weisen den Versuch eines Minderheitsschutzes im Wahlrecht fast leidenschaftlich zurück; sie haben in ihrer Vorstellung von der Demokratie, wie sie sie wünschen, keinen Platz für Gerichtshoheit; die Bureaukratie nimmt ihn ein.

III.

Zentralisierung oder Devolution. Homerule.

Seit den beiden großen Unionen, mit denen das 18. und 19. Jahrhundert für England begonnen wurde, vereinten England, Schottland und Irland eine Staatsangehörigkeit, ein Parlament und eine Regierung. Das Band war ein verfassungsrechtliches, ein juristisch-politisches. Die alten Nationen sind getrennt geblieben; sie hüten und pflegen heute eifriger als vor hundert oder zweihundert Jahren ihre Eigenart, die besondere Kultur und Religion, das eigene Recht und die Sprache, das eigene Wappen und Wahrzeichen, das eigene Blut. In hundert Schlachten haben sie nebeneinander gekämpft, aber sie haben darüber nie vergessen, wie sie sich untereinander bekriegt und, wo es eben anging, der Sieger den Unterlegenen bedrückt haben.

Das ist das populäre Schlagwort für Homerule: Ireland a nation. Der Nation, dem Volk gebührt die Selbstregierung. Das ist der Eckstein der Homerule-Verfassung, die Irland im Jahr 1914 erhalten wird, wie es in der ersten Vorschrift der Bill geschrieben steht: On and after the appointed day there shall be in Ireland an Irish Parliament consisting of

His Majesty the King and Two Houses, namely, the Irish Senate and the Irish House of Commons. In Irland wird das irische Parlament die gleiche Gewalt, die gleiche Vereinigung aller Gewalten haben, wie sie das Parlament von Westminster in England hat. Nicht der König und nicht sein Generalgouverneur in Dublin hat die Exekutive, sondern der Ausschuß der Parlamentsmehrheit, das Ministerium. Das Kabinett wird in Irland wie jetzt in Großbritannien Gesetzgebungsinitiative und Verwaltung, Leitung der Parlamentsgeschäfte und Staatspatronage in der Hand haben. Dieses Parlament und diese Regierung werden nationalirisch sein.

Freilich sind zwei Vorbehalte zu machen, von denen der eine, in der Homerule-Vorlage kaum erwähnt, große Bedeutung hat, während vom anderen viel Lärm um nichts gemacht wird.

Der erste Vorbehalt ist, daß es keine eigene irische Staatsangehörigkeit geben wird. Das ist einer von den merkwürdigen Widersprüchen im englischen Staatswesen: der Nationalismus, der Rassengegensatz führt zu Homerule, aber unter Homerule werden nicht etwa die Iren allein, sondern alle in Irland ansässigen Briten das Wahlrecht und die Staatsbürgerschaft haben. Das neue Irland wird ein Territorialreich, kein Nationalstaat sein.

Der zweite Vorbehalt ist feierlich bekräftigt im § 41 der Vorlage: Reichsrecht bricht Landesrecht. Auch in Zukunft wird das Parlament von Westminster Gesetze für Irland geben können, wenn es will. Aber das ist in England nichts als ein Schein. Auch für die selbständigen Kolonien gilt derselbe Grundsatz; aber man weiß, daß, wenn von ihm Gebrauch gemacht werden sollte, die Kolonien das einfach ignorieren und zuletzt sich vom Mutterland losreißen würden. Mit Irland wird es ebenso gehen. Aber das englische Parlament wird gar nicht auf den Gedanken kommen, die Probe zu machen. Unter den Argumenten der vernünftigen Leute, der politischen Geschäftsleute für Homerule stand obenan das Bedürfnis des Reichsparlaments nach Entlastung von den Angelegenheiten, die nur einen Reichsteil angehen und die deshalb einem großen Teil der Abgeordneten „böhmische Dörfer" sind. Die Entwicklung ist der deutschen gerade entgegengesetzt. Wir zentralisieren, wir perhorreszieren gerade

als praktische Leute die „Kleinstaaterei", und niemand denkt daran, daß das Reich eine Materie, die es einmal geregelt hat, wieder den Einzelstaaten überlassen möchte. In England sind es ebenso die praktischen Leute, die sagen: man kann Großbritannien nicht von London aus regieren; wir brauchen Regierungen in Irland, Schottland, Wales; nur im Herzen eines Landes versteht man seine Bedürfnisse.

Auch hierfür ist der Fall des Oberhauses ein bedeutsames Zeichen: das Oberhaus war eine typisch englische Kammer, und der Kampf hat dem Nationalitätenhaß der Iren und Schotten die Waffen gegen das House of Lords geschärft, man möchte fast sagen vergiftet.

Wie stark der Devolutionsgedanke ist, das kann man aber auch an dem kleinen Katalog der dem Westminster-Parlament vorbehaltenen Gesetzgebungsmaterien und der vorbehaltenen Dienste (reserved Services) sehen. Zehn Materien sind dem irischen Parlament entzogen: Krone und Statthalterschaft, Krieg und Frieden, Heer und Flotte, Verträge mit dem Ausland, Titelwesen, Staatsangehörigkeit und Hochverrat, Überseehandel und Schiffahrt, Seewahrzeichen, Münze, Maß und Gewicht, Marken und Muster-, Urheber- und Patentrecht. Nur in den beiden letzten ist für das Innere des Großbritannischen Reichs der Wille zur Einheit dokumentiert. Aber gerade an diesen Ausnahmen zeigt sich die Größe und Weite der Regel: die ganze Gesetzgebung des Innern, ob politisch oder wirtschaftlich oder kulturell oder juristisch, ist dem irischen Parlament und seinem Kabinett überlassen. Freilich kommt die Religionsklausel der Homerule-Bill dazu. Aber man weiß, daß heute eine Kirche, die auf Bedrückung der Andersgläubigen ausginge, ihren Vorteil nicht in der Gesetzgebung, sondern in der Patronage, in der Verwaltung und in den wirtschaftlichen Organisationen sucht; dagegen helfen keine papiernen Bürgschaften und Klauseln. Auch das Verhältnis von Kirche und Staat ist keineswegs zentralistisch geregelt. — Die Gruppe der „vorbehaltenen Dienste" ist ebenfalls sehr klein und schon in der nächsten Zukunft fast zum völligen Verschwinden bestimmt. Da sind die Dienste der großen neuen Sozialgesetze, dann das öffentliche Sparkassenwesen, der Dienst der älteren irischen Anleihen und die Steuererhebung, die irische Polizei

und schließlich die ganze Landreform; aber die Polizei kommt nach sechs Jahren von selbst unter irische Aufsicht, und Sparkassenwesen und Sozialgesetzgebung kann sich das irische Parlament durch einfache Resolution aneignen. Die Landreform bleibt allein übrig. Sie ist aus Reichsmitteln bestritten; die Sicherheit für das großbritannische Geld, das im irischen Boden steckt und erst allmählich amortisiert werden kann, verlangt hier dringend, daß die Verwaltung nicht rein irisch wird. Aber die aufrichtigsten Freunde der Landreform beklagen das doch; sie sagen: das Parlament von Westminster wird sich in Zukunft überhaupt nicht mehr mit irischen Dingen beschäftigen wollen; das irische Parlament darf es nicht; so fällt der „vorbehaltene Dienst" zwischen zwei Stühle, und Geld für ihn zu bewilligen, wird niemandem mehr einfallen. Das englische Parlament sollte ja durch Homerule von den irischen Sorgen und Lasten befreit werden!

Diese Entlastung schien so wünschenswert, daß sie von Großbritannien um den teuern Preis der Homerule-Finanzvorschriften erkauft werden mußte.

Daß Irland nicht zahlungsfähig wäre, wenn ihm die staatliche Selbständigkeit, die mit der Selbstverwaltung verbundene Selbsterhaltung zugeteilt würde ohne einen Reichszuschuß, das ergibt sich aus dem irischen Etat der letzten Jahre. 1910 hat die englische Verwaltung von Irland den Staatsschatz 12,3 Millionen Pfund gekostet, und 10,8 Millionen sind ihm aus Irland zugeflossen, darunter nur anderthalb Millionen Einkommensteuer und nicht einmal eine ganze Million Nachlaßsteuer — England brachte an diesen beiden Steuern zusammen im gleichen Jahre rund 60 Millionen Pfund auf! Irland müßte mit großen Anleihen seine Wirtschaft beginnen; die junge Regierung könnte sich dem Drängen des Volks nach einer Reihe kostspieliger Neuerungen nicht entziehen, und müßte auch alle alten Lasten, besonders die Alterspensionen, weiter tragen. Zwischen der Gefahr des Bankerotts, einer ungesunden Anleihepolitik und einer das Volk in den ersten Jahren überfütternden Finanzwirtschaft soll das System durchführen, das in der Homerule-Bill für das finanzielle Verhältnis Irlands zum großbritannischen Staatsschatz aufgestellt ist: Großbritannien zahlt an Irland eine Staatspension;

England nimmt alle Einkünfte Irlands nach wie vor ein und zahlt dafür eine Pauschalsumme an die irische Regierung, die diese unter ihrer eigenen Verantwortung ausgibt. Irland kann Anleihen nicht auf seine natürlichen Reichtümer und sein eigenes Einkommen aufnehmen, sondern nur auf die Pauschalsumme, die vom großbritannischen Staatsschatz an Irland geschuldet ist.

Diese Summe, in der Vorlage technisch „transferred sum" genannt, besteht aus drei Bestandteilen: zum ersten den Kosten der irischen Verwaltung, die jetzt vom Reich und künftig von Irland geführt wird, ein für allemal berechnet auf die Zeit, zu der die irische Verfassung in Kraft tritt; zum zweiten einem festen Zuschuß, den Großbritannien an Irland — als Hochzeitsgeschenk bei der Ehescheidung, wie die Spötter sagten — zunächst in der Höhe einer halben Million, vom zehnten Jahr an aber nur noch in der Höhe von 200000 Pfund zahlt; zum dritten den Erträgen der neuen Steuern, die Irland sich auferlegt, und der Zuschläge zu Reichssteuern, die es beschließt. Nur dieser letzte Teil ist unbestimmt, und er wird noch unsicherer dadurch, daß die Summe, die durch Herabsetzung der Reichssteuern in Irland dem Staatsschatz entgeht, von der transferred sum abgezogen wird. Die Berechnungen liegen in der Hand einer neuen anglo-irischen Finanzkommission, des Joint Exchequer Board. Diese Behörde wird auch, wenn Irland einmal wirtschaftlich auf eigenen Füßen stehen kann, das konstatieren, und dann soll ein eigenes Parlament zur Neuregelung der Finanzen zwischen Irland und dem Reich einberufen werden. Auch dieses jetzt noch eng geknüpfte Band wird sich lockern, wenn die Optimisten unter den Homerule-Anhängern recht behalten.

Dann soll auch die Devolution nicht auf Irland beschränkt bleiben. Zwei der einflußreichsten Kabinettsmitglieder, Sir E. Grey und W. Churchill, haben sich vor anderen dafür eingesetzt, daß „Home Rule all round" gegeben und die letzte Konsequenz aus dem Argument der Überlastung des Westminster-Parlaments gezogen wird. Was Irland jetzt erhält, das sollen Schottland und Wales nicht mehr lange entbehren, und dem alten House of Commons bleiben nur die Reichsangelegenheiten — einen großbritannischen Minister des

Innern, der Justiz, des Unterrichts kann es dann nicht mehr geben.

Freilich ist dann auch das Zweiparteiensystem zum längsten an der Herrschaft gewesen. Selbst wenn in den Parlamenten von Irland und Schottland sich, wie in England, zwei annähernd gleichgroße Parteien gegenüberträten und in der Regierung ablösten, könnten diese Parteien doch nicht dieselben sein, wie die alten Gegner des Westminster-Parlaments. Schon die irischen Abgeordneten, die nach der Gewährung der Selbstregierung — anders als Gladstones Entwurf es wollte — noch im großbritannischen Parlament sitzen werden, passen nicht in das alte System; diese vierzig outsider, die keinem Einpeitscher folgen und keinem Parteiwahlfonds ihr Mandat verdanken, werden ganz von selbst die Totengräber des Westminster-Parlaments sein.

IV. und V.

Das Wahlverfahren und die Reformen.

Das Wahlverfahren hat sich in seiner Wirklichkeit, ich möchte fast sagen, seiner unbekleideten Körperlichkeit sehr deutlich bei der Wahl von Exeter im Dezember 1912 dargestellt, die vom Zufall besser zu einem Schulbeispiel gestaltet worden ist, als es die Phantasie eines Staatstheoretikers vermocht hätte.

Zunächst war bei den allgemeinen Wahlen, die damals stattfanden, jeder einzelne Sitz, der zwischen konservativer Opposition und liberaler Regierungspartei wechselt, von besonderer Bedeutung, denn die Regierung hatte das Parlament aufgelöst, um sich gegenüber dem Oberhaus und vor allem vor dem Gewissen des Königs ein neues klares Mandat zur Durchsetzung der Parlamentsbill bei den Wählern zu holen. Obgleich über die Unterredung, die der Premierminister vor der Auflösung mit dem König hatte, keine amtlichen Mitteilungen gemacht worden sind, läßt sich aus späteren Unterhauserklärungen der Regierung und aus dem ganzen Gang der Pairsschub-Aktion ziemlich sicher schließen, daß der König dem Minister damals die Gewährung jedes zur Durchsetzung der Parlamentsbill im Oberhaus notwendigen Pairsschubs

versprochen hat für den Fall, daß die Regierung im vollen Besitz des Vertrauens der Wählerschaft aus den Generalwahlen hervorgehe. Eine entschiedene Schwächung der Regierungsmehrheit hätte, auch wenn noch eine Mehrheit für Regierungspartei, Arbeiterpartei und Iren übrig blieb, genügt, um die Verfassungsänderung zu hemmen.

Nun hatten bei der Auflösung des Parlaments die Liberalen ohne Labour party und Iren genau so viele Sitze wie die Konservativen, 274. Begreiflicherweise verfolgte jedermann den in England über mehrere Wochen verzettelten Gang der Wahlen mit ihrem wechselnden Glück in aufgeregter Spannung; die Lust an einer neck-to-neck race, die im Volk sitzt, kam hinzu; der Preis — die Verfassung selbst in ihrer alten Größe — konnte nicht höher sein. Nur wenige Wahlkreise wechselten die Partei; unter diesen wenigen aber waren einige mit sehr knappen Mehrheiten, und unter diesen Exeter, wo der Liberale den Sitz dem Konservativen mit 4786 gegen 4782 Stimmen abnahm. Schließlich hatten die Liberalen im Parlament 273 Abgeordnete gegen 272 Oppositionelle. Der Sieg war für die Regierung klar, und seine Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben. Die vier überzähligen Liberalen von Exeter aber konnten stolz darauf sein, daß sie das Zünglein an der Wage gewesen, in der das Schicksal des Staates lag, und sie konnten mit Schadenfreude auf die 53000 Wähler des Distrikts Romford und zumal auf die 19000 Konservativen dieses Kreises herabsehen, deren Stimmen bei der gleichen Wahl gar nichts gegolten haben. Aber wenn solcher Hochmut und solche Schadenfreude in Exeter geherrscht hat, so ist ihr die Vergeltung auf dem Fuß gefolgt in Gestalt einer Wahlanfechtungsklage, die selbst unter ihresgleichen noch durch das, was sie aufdeckte, einen üblen Ruf bekommen hat, was viel heißen will. Die Wahlprüfung ist in England gerichtliches Verfahren — sehr gegen den Wunsch der Richter — und für die Zuschauer im Land dadurch besonders spannend gestaltet, daß die Angreiferrolle im Prozeß mehrfach wechseln kann; hat nämlich der Angreifer dem gewählten Gegner so viel Stimmen abgenommen, daß er nach den offiziellen Wahlziffern nicht mehr die Mehrheit hat, so ist es nun die Aufgabe seines Anwalts, dem unterlegenen Kandidaten Wahl-

stimmen zu nehmen, bis er wieder in die Minderheit kommt, und dieses Spiel setzt sich fort, bis einer der Anwälte, der eben beim Angreifen ist, kein Material mehr gegen Wähler seines Gegners hat. So ging es in Exeter nach anderthalb Wochen dieses aufregenden Rennens dem Anwalt des liberalen Siegers, und der Gerichtsspruch gab also dem Konservativen, der einen Wähler mehr für sich hatte, das Mandat, mit der Folge, daß nun die Opposition im Unterhaus wieder um einen Kopf stärker war als die Regierungspartei ohne ihre Alliierten. Aber das böse Zeichen der Exeter-Wahl ist nicht die Erinnerung an diesen tragikomischen Mehrheitswechsel in einer so wichtigen Schicksalsfrage des englischen Staatswesens, sondern der im Anfechtungsprozeß klar zutage getretene Umstand, daß die Entscheidung an den Stimmen einer ganzen Reihe käuflicher und sehr billig käuflicher politischer Analphabeten gehangen hatte, Analphabeten in dem Sinn, daß sie vom Programm der Kandidaten nichts wissen und nichts wissen wollen, daß sie vollkommen unfähig waren, zu irgendeinem Gesetzentwurf ja oder nein zu sagen, geschweige denn ein Votum über die Verfassung selbst abzugeben, und daß sie deshalb die allerbesten Werkzeuge in der Hand derer waren, die in England die Wahlen „machen", schlimmer als irgend ein Präfekt oder Banus oder Landrat auf dem Kontinent: die Parteiagenten mit ihrem canvass. Das ist kein kleines Übel in einem Staat, der vom „Willen des Volks" regiert wird, nicht nur nach dem Wunsch und der Meinung der Radikalen, sondern auch nach dem feierlichen Bekenntnis der Konservativen. Aber es gibt dafür, daß mit dem Ausdruck dieses Volkswillens etwas nicht in Ordnung ist, sicherere Anzeichen als eine einzige Wahl oder Wahlanfechtung; Anzeichen, die mir auch noch mehr sagen als Statistik und Morrison-Bell'sche Wahlkarten, aus denen man die grobe Unregelmäßigkeit der Wahlkreiseinteilung sehen kann. Ich meine die Nachwahlen, und ganz besonders die aus der Zeit der Licensing Bill und der Insurance Bill.

Daß die Nachwahlen im ganzen gegen die Regierung zu gehen pflegen, ist einfach eine Folge des starren Zweiparteiensystems und hat nicht viel zu sagen. Aber während der jetzt noch andauernden Herrschaft der Liberalen, also seit

1906, hat die Regierung zweimal einen förmlichen Sturm von ungünstigen Einzelwahlen auszuhalten gehabt, und dieser Sturm setzte jedesmal ein, wenn die Regierung Entwürfe brachte, die nicht nur von allem, was gut und gesund und ehrenhaft ist in der liberalen Partei, sondern auch von den Unabhängigen im Parlament und im Land aufs dringendste gewünscht und befürwortet wurden, die aber gegen eine finanzkräftige und gut organisierte Interessentengruppe gerichtet waren. Das war zuerst die Sanierung des Schanklizenzwesens und dann die Kranken-, Mutterschafts- und Arbeitslosenversicherung.

Im ersten Fall hat die Regierung zurückweichen müssen; das Oberhaus ging, in unbegreiflicher Verblendung und zu seinem eigenen Untergang, mit den „Bierwählern" von Peckham gegen die Licensing Bill, obgleich Männer wie Rosebery, Balfour of Burleigh, Loreburn warnend sprachen und die Regierung fast alle Unabhängigen für sich hatte. Am Oberhaus hat sich das hart gerächt; die Wähler der Nachwahlen aber, die mit ihrem Spritvotum die konservative Parteileitung zum Widerstand im Oberhaus aufgesteift hatten, warten noch darauf, daß eine gesunde Wahlreform solchem Wesen für die Zukunft steuert. Daß beim Versicherungsgesetz die Regierung, als die Nachwahlen gegen sie liefen, stark geblieben ist, daran sind jene unwürdigen Wähler ganz unschuldig; sie haben sich, wie dort vom „Trade", so hier von den Ärzten und einigen unzufriedenen Angestelltenorganisationen und Versicherungsvereinen gegen das Gesetz aufhetzen lassen, dessen Wohltaten sie jetzt schon dankbar genießen; aber der Mann, der die soziale Versicherung für England durchgesetzt hat, läßt sich nicht einschüchtern; er kennt, guter Demokrat und geschickter Demagog der er ist, seine englischen Wähler.

Daß das englische Wahlrecht zur Änderung reif ist, wird von der Regierungspartei nicht weniger als von der Opposition, und von den Gemäßigten beider Parteien ebenso wie von den Radikalen behauptet. Die Regierung hatte neben Homerule und Trennung von Kirche und Staat in Wales als dritte große Programmforderung die Wahlreform aufgestellt, und daß sie damit nicht durchdrang, das lag nicht an der Opposition — die übrigens, einer alten Tradition

gemäß, nicht die vorgeschlagenen Änderungen an sich bekämpfte, sondern nur die Verbindung einer gerechteren Wahlkreiseinteilung mit der Wahlrechtsvorlage forderte —, sondern an dem Dazwischenkommen der Frauenstimmrechtsfrage; der Sprecher hat aus technischen Gründen die Amendements, die eine Frauenwählerklausel in das Gesetz hineinbringen wollten und denen nach feierlichem Versprechen des Ministerpräsidenten freie Bahn gelassen werden mußte, für unzulässig erklärt; das war der Anlaß zur vorläufigen Zurückziehung der Vorlage.

Sie wollte das Wahlrecht zunächst vereinfachen. Jetzt ist es für die Landesteile nicht nur, sondern auch in jedem Land für die städtischen und die ländlichen Bezirke verschieden, überall aber äußerst formalistisch, besonders in den Begriffen des Eigentums und der Innehabung eines Grundstücks oder einer Wohnung und in der Festsetzung des Wertes, den dieses Grundstück haben muß, damit der „Bewohner" wahlberechtigt wird; und dieser Formalismus wird noch dadurch begünstigt, daß die Wählerlisten nur einmal im Jahre aufgestellt werden, und daß die Eintragung der Wähler meist eine Art von Prozeß zwischen den Parteiagenten bildet, da jeder Agent dem angemeldeten Wähler der andern Partei sein Stimmrecht abzustreiten sucht — die eigentliche Wahlschlacht wird sehr oft bei dieser Registrierung geschlagen. Schließlich kam dazu, daß jeder überall wahlberechtigt war, wo er die Qualifikationen des Gesetzes erfüllte; wer in jedem Wahlkreis Grundeigentum oder eigene Wohnung hat, darf auch in jedem Wahlkreis wählen und dazu vielleicht auch noch in der Universität, der er angehört hat, und die ihn in einem der Colleges als Mitglied weiterführt.

Dem wollte die Vorlage abhelfen, indem sie eine einheitliche Qualifikation für das Reich, für Stadt und Land einführte (Ansässigkeit oder eigene Wohnung im Bezirk, sechs Monate vor der Eintragung), die Registrierung fortlaufend das ganze Jahr hindurch vor sich gehen ließ und das Pluralstimmrecht abschaffte; wer in mehreren Bezirken wahlberechtigt war, sollte sich einen davon wählen können, aber dann nur in diesem stimmen dürfen. Ein allerdings ziemlich unbestimmtes Versprechen der Regierung wollte dieser Reform die Neueinteilung der Wahlkreise folgen lassen. Jetzt haben die

irischen Wahlkreise durchschnittlich 42000 Wähler, die Kreise des Vereinigten Königreichs durchschnittlich 67000; in England hat der Distrikt Durham 15956 Einwohner, der Distrikt Romford hat 312864.

Gewiß würde jede Reform, die den Formalismus des Wahlrechts mindert, dadurch zugleich den Einfluß der Parteiagenten auf die Wählerschaft schwächen und insofern gut wirken. Aber die Erfahrungen, die der englische Staat in den letzten zwanzig Jahren mit seinen Wählern gemacht hat, gebieten drastischere Besserungsmittel. Es fehlt nicht an ihnen, und drei werden in diesen Tagen besonders lebhaft empfohlen: das Proportionalwahlverfahren, das Frauenstimmrecht und das Referendum.

Mit dem Proportionalwahlverfahren wird in Irland unter der Homerule-Bill ein Versuch gemacht werden. Der ganze Senat und die Abgeordneten der großen Stadtwahlkreise Dublin und Belfast werden in einer Proportionalwahl, deren System die Regierung im Verordnungsweg bestimmen wird, gewählt werden. Daß damit die Ungerechtigkeit der Wahlkreiseinteilung beseitigt und die Stimmengleichheit der Wähler erreicht wird, ist außer Frage. One man, one vote, und zugleich one vote, one value ist die einleuchtende und für Irland nun siegreiche Parole der Proportionalisten. Aber für die Schäden des englischen Wahlsystems ist dieses Mittel kein heilungbringendes. Das Proportionalsystem ist geeignet für einen Staat, dessen Wählerschaft, durch und durch politisch gebildet und geweckt, gegenüber den Parteien und ihrer starren Organisation selbständig und kritisch sich zu verhalten weiß. In England ist ohnehin die Macht der Maschine über den einzelnen viel zu groß; dem arbeitet aber das Proportionalwahlverfahren mit seinen mehr oder weniger offiziellen, parteiamtlichen Listen noch in die Hand.

Auch die Vorkämpfer des Frauenstimmrechts — und unter ihnen sind die besten Köpfe nicht nur der Radikalen, sondern auch der Konservativen — sehen in ihrer Forderung nicht nur ein Gebot der Gerechtigkeit, sondern ebenso eine Verheißung besserer Wahlzustände. Sie sagen: die Frauen sind praktischer als die Männer; sie sehen mehr auf das, was geschieht, als auf die Konstruktion des Geschehnisses; sie haben

die ärgsten sozialen Mißstände, das härteste Elend am eigenen Leib gespürt und werden es ehrlicher mit der Abstellung meinen als die Männer. Vor allen Dingen aber: die Frauenstimmrechtsfrage steht in England tatsächlich gegen das Zweiparteiensystem, liegt im Kampf mit ihm, hat ihm schon einige Niederlagen bereitet, obgleich sie selbst noch nicht gesiegt hat. Aber das sind die Hoffnungen der Anhänger; das böseste Argument der Gegner ist, daß da, wo Frauenstimmrecht besteht, sich von diesen erhofften Wirkungen nichts gezeigt hat, und daß in England selbst, wo den Frauen bisher die politische Betätigung und der soziale Dienst offen stand, sie nur spärlich davon Gebrauch gemacht haben. Von einer Wahlreform verlangen wir größere Sicherheiten.

Gibt sie das Referendum? Die Volksabstimmung über einen Gesetzentwurf wird in einem Staat, der parlamentarische Regierung und echtes Zweikammersystem hat, immer ein unvergleichliches Mittel zur Lösung von Konflikten beider Häuser bilden. So hat Lord Balfour of Burleigh in der „Reference to the people Bill" das Referendum vorgeschlagen, und so hätte es zum Segen des englischen Staats und zur Erziehung des Volks angenommen werden und wirken können, wenn nicht einstweilen das Zweiparteiensystem noch jeder Besserung entgegenstünde. Aber auch das Einkammersystem, zu dem England durch die Parlamentsakte übergegangen ist, wird sich auf die Dauer dem Referendum nicht entziehen können. Es wird nicht dabei bleiben können, daß das einzige Recht des Wählers (und aller Wähler, also des Volks) zum Ausdruck seines politischen Willens im Schreiben eines von Parteiagenten diktierten Namens besteht. Gerade die Sozialgesetzgebung wird zur Politisierung der Massen sehr viel tun, und dadurch, ob ihre Schöpfer das wollen oder nicht, zur Verwirklichung dessen, was jeder englische Politiker im Munde führt, der Souveränetät des Volks. Dagegen wird schließlich auch das letzte und kräftigste Argument der Gegner des Referendums, das Argument vom „fremdländischen" Charakter dieser Einrichtung, nicht aufkommen können.

Freilich stellt das Referendumsproblem den Gesetzgeber vor eine Wahl, bei der er seine demokratischen Beteuerungen einer harten Prüfung unterworfen sieht, der Wahl zwischen

einem Abstimmungssystem, bei dem möglichst viele Wähler ihre Stimme abgeben, ohne zu wissen, was sie damit tun, und einem System, bei dem im großen und ganzen nur die Volksgenossen abstimmen, die wissen, was sie damit wollen; und das sind, je nach der politischen Bildung des Volks, vielleicht nur halb oder viertel so viele als die Abgeordnetenwähler des heutigen England. Aber wenn das vielgebrauchte Wort vom Willen des Volks Wahrheit werden soll, dann kann der Ausgang dieser Verfassungskonflikte nicht zweifelhaft sein.

Freilich ist dann die Zeit der Parteiherrschaft auch in England vorbei. Aber daß sie ewig dauern würde, das haben nur die glauben können, die — in England selbst oder auf dem Kontinent — im parlamentarischen Wesen von Westminster zugleich den Ursprung und das ewige Vorbild einer Staatsverfassung erblickten. Daß das eine Täuschung war und daß England in sehr vielen Stücken ein unerfahrener Neulingsstaat im Vergleich zu den alten Nationen des Kontinents ist, das wissen wir heute. Woran das Zweiparteiensystem stirbt? Ist es die jetzige Regierung, die, zumal durch die Parlamentsakte, ihm das Grab gerüstet hat? Ist es die konservativ-parteiische Mehrheit des Oberhauses, die durch ihr Verhalten die Parlamentsakte heraufbeschworen und das herrschende System erschüttert hat? Sind es die Wähler selbst, die sich zu lange mit einer Scheinherrlichkeit von Volksregierung zufrieden gaben und aus der Staatsbürgerpflicht sich circenses, Wahlrennen zurecht machten?

Ein mutiger Staatsmann, der sich vom Stern des Referendums führen läßt und auf die politische Erziehung des Volks vertraut, kann den Weg aus allen Schwierigkeiten und Übeln der Gegenwart finden.

Troubadours und Minnesang.

Von Professor Dr. Matthias Friedwagner in Frankfurt a. M.

Die Zeit, da der Minnesang blühte, war zugleich die glänzendste des Rittertums in Frankreich wie in Deutschland, und sie fesselt daher auch die Aufmerksamkeit weiter Kreise, deren Interesse sonst selten bis ins Mittelalter hinaufreicht. Der kriegerischen Tüchtigkeit gesellten sich damals zuerst feinere Formen zu, und die Kunst verschönte den geselligen Verkehr wie die Wohnsitze des Adels. Aber mehr und früher als im Norden entwickelte sich, von glücklichen Verhältnissen begünstigt, im Südwesten und Süden Frankreichs, den das provenzalische Sprachgebiet umfaßt, diese eigenartige und neue Kultur, deren Freiheit und Selbständigkeit gegenüber der Kirche auffällt, und deren Grundzug man nach dem Charakter der Dichtung, die jene Zeit beherrscht, frauenhaft genannt hat. Vornehme Frauen traten schon vor der Mitte des XII. Jahrhunderts aus der beschränkten Öffentlichkeit, die ihnen bis dahin verstattet gewesen, in einen größeren, freieren Kreis von Standesgenossen und wurden zum Mittelpunkte des geselligen Lebens, das nun seine werbende Anziehungskraft mehr und mehr entfaltete, so daß der Glanz und die Leidenschaft des Waffenspiels und Kampfes auch die Ritterschaft nicht mehr so vollständig fesselten und erfüllten wie bisher und noch späterhin im Norden des Landes. Wie dort der Sieg im Turnier, so brachte im provenzalischen Süden nun die Kunst in Dichtung und Musik besonderen Ruhm und Zeichen der Frauenhuld; selbst Könige und Fürsten warben darin um den Beifall der adeligen Welt. Es mag dieser Wandel in den Sitten und zum Teil auch in den Anschauungen überraschen, da doch der kriegerische Gedanke, den Orient mit Waffen zu überziehen und das heilige Land zu erobern, gerade und zuerst in Südfrankreich Wurzel geschlagen; aber noch hundert Jahre später vereinigte Richard Löwenherz († 1199), ein nach Ursprung

und Charakter südfranzösischer Fürst, eine sprichwörtliche Kampfeslust und Tapferkeit mit der Kunst des Minnesangs, die vom Anbeginn an den Namen seines Urgroßvaters Wilhelm IX. von Poitiers geknüpft erscheint und in dessen Geschlechte seither eifrigste Förderung und selbst Pflege gefunden hatte. Die Verfeinerung der Lebensformen und das gesellschaftliche Hervortreten der Frauen haben anscheinend nicht verweichlichend gewirkt, und wir ahnen auch die Äußerlichkeit der Bildung jener Kreise schon aus der gekünstelten Gestalt, in der ihre Dichtung zumeist auftritt, wo wahre Empfindung und Natürlichkeit ihres Ausdrucks nicht allzu oft begegnen. Und doch darf man vielleicht von einer besonderen Kultur des Minnesangs sprechen, die, auf italienischen Boden verpflanzt, sich zur eigentümlichen Art der Renaissance entwickeln konnte.[1])

Der Minnesang tritt um den Anfang des XII. Jahrhunderts in den Dichtungen des genannten Grafen Wilhelm von Poitiers und Herzogs von Aquitanien (geb. 1071, gest. 1127) in Erscheinung. Wenn auch vielleicht noch nicht bewußte „aristokratische Standespoesie", zeigt er doch bei diesem ersten Troubadour bereits eine mehr und mehr ausgebildete Kunstform mit bisweilen schon recht gesuchten Reimen, dabei aber wieder echt volksmäßige Anklänge, die in der Lyrik der ältesten deutschen „Minnesinger", zwei Menschenalter später, sogar stärker hervortreten. Hat man für den deutschen Minnesang volkstümlichen Ursprung zuerst allgemein vorausgesetzt, dann mit gewissen Einschränkungen geleugnet,[2]) so wird er für die Troubadourpoesie der allerersten Zeit mit guten Gründen festgehalten und mit den uralten Maifesten und Frühlingsliedern in Verbindung gebracht. Allerdings ist eine Art „Feudalisierung" hier wie dort bald vollzogen. Das damit gegebene System läßt eine rechte Weiterentwicklung kaum mehr zu, und so tritt frühzeitig eine Art Versteinerung ein, die neue Gedanken — von Empfindungen im eigentlichen Sinne wird man oft nicht sprechen können — zu hemmen schien und schließlich in der unendlichen Variation der Musik und des Strophenbaues fast die einzige Möglichkeit selbständiger Betätigung offen ließ. So ist denn der Minnesang in welschen wie in deutschen Landen etwas ganz anderes geworden als

die landläufige Vorstellung glauben läßt, in welcher der Held der Verdischen Oper sich vordrängt. Was könnte auch die Einbildungskraft romantischer anregen als dieser „Troubadour"? Aber die Forschung hat längst und vielleicht hier und da mit unnötiger Grausamkeit den schönen Zauber von Ritterlichkeit und Liebe zerstört. Sie zeigt uns sehr oft statt Liebe nur ein Dienstverhältnis, statt Minnesold meist nur Lohn in Form von Versorgung oder Geschenken, und der Sänger, aus dessen Herzen die Liebe so heiß zu quellen schien, verliert mit der ihm angedichteten Schönheit, Jugend und Tapferkeit auch die ritterliche Gestalt, und ein vielleicht schon bejahrter, verheirateter, kindergesegneter Bürgersmann oder ein armer Schlucker niederer Herkunft, dem Gott die Gabe des Singens und Dichtens oder nur die letztere von den beiden gegeben, oder gar ein Mönch, der nicht einmal die Kutte abgelegt, aber die Weltfreude vorzog, kommt unerwartet zum Vorschein und tritt beherzt an seine Stelle. Doch fehlte es an Abenteuern sicherlich nicht, und mancher junge Troubadour mag durch die Schönheit einer Dame, ihre Freundlichkeit oder Koketterie verführt, echte Liebe in seine Lieder hineingedichtet haben, bis ihm die Zeit des ewigen Harrens und Hoffens oder der Vertröstungen zu lang geworden. Nicht immer liebeleer, aber doch meist hoffnungslos sangen auch die jüngsten, begabtesten und schmucksten unter ihnen, weil der Standesunterschied eine wirkliche Annäherung erschwerte und selbst der bloße Verdacht für beide Teile nicht ohne Gefahr blieb. Ist auch die Geschichte vom Herzen des getöteten Troubadours, das ein eifersüchtiger Gatte seiner Ehefrau zu essen gegeben, nur ein schauriges Märchen, so hinderte doch kein Gesetz die grausame Bestrafung der schuldigen Gattin oder ihre Verstoßung, wofür oft schon leichtere Gründe genügten, und der Kühnheit eines Geliebten drohte Schlimmeres als der Zweikampf, selbst wo Standesgleichheit einen solchen zugelassen hätte. So schwindet bei näherer Betrachtung viel von der Romantik, welche jene ferne Ritterzeit sagenhaft umwoben; aber wie es eine starke Übertreibung war, vom Minnesang kurzweg als Ehebruchsdichtung zu sprechen,[3]) so scheint doch auch die ernüchterte Auffassung von einem bloßen Dienst- oder Lohnverhältnis des Troubadours (Minnesingers) zu der besungenen Herrin

nicht immer ganz zutreffend zu sein oder doch oft nur die äußere Seite solcher Beziehungen zu berühren.

Was an der Sitte des Minnesangs ja so sehr überrascht und geradezu, wie man es genannt hat, ein kulturgeschichtliches Problem darstellt, ist sowohl der Gegenstand wie die Form der Liebesbeteuerungen. Diese Minne wendet sich fast ausnahmslos[4]) an verheiratete vornehme Frauen, deren Gatten und Hofgesellschaft trotz mehr oder weniger versteckter Widmung um die Huldigung des Dichters wissen, ihm Beifall spenden und unter Umständen einen weniger steifen Verkehr sogar begünstigen; der Minnesinger tritt aber in eine Art Dienstverhältnis (Vasallität) zu seiner Dame, der nun auch, gleichzeitig oder nacheinander, andere in Formen sehnsüchtiger Liebe und Ergebenheit huldigen können. Aus solcher eigentümlichen Huldigung gewann die adelige Frau bei Standesgenossen erhöhtes Ansehen und im Auslande Ruhm, so daß oft nicht nur ein Wettstreit der Dichter um die hohe Gönnerin, sondern auch umgekehrt stattfand. Aus den religiösen oder gesellschaftlichen Anschauungen des früheren Mittelalters konnte eine so eigenartige Sitte sich nicht ohne weiteres entwickeln, auch ist die hochgesteigerte Verehrung der göttlichen Jungfrau nicht eine Voraussetzung, sondern erst eine Folge davon gewesen.[5]) Ob, wie man vermutet hat, Einfluß aus dem Maurenlande gewirkt, ist nicht unmöglich, aber schwer nachweisbar. Nach neuerer Ansicht scheint sich die ganze Entwicklung der Gesellschaft, aus welcher der Minnesang wie ein natürliches Produkt erwuchs, zum Teil wenigstens als eine Folge des im Süden noch geltenden römischen Erbrechts ergeben zu haben, welches darin die Frau höher als anderwärts stellte, daß sie unabhängig vom Ehegatten Land und herrschaftliche Macht erben und vergeben konnte und so Herrin ward über ihren angefallenen Familienbesitz, Lehensherrin über ihre Vasallen. Die von mehreren berühmten Troubadours (Bernart von Ventadorn, Peire von der Auvergne, Peire Rogier) besungene Vizegräfin Ermengarde von Narbonne hatte fast ein halbes Jahrhundert (1143—92) unabhängig von ihrem Gatten — sie war zweimal verheiratet — die Regierung über das von ihrem Vater ererbte Land geführt, und der Ruf ihrer Tugend war nicht geringer als der ihrer

Schönheit und ihrer Freude am Minnesang.[6]) Über alle Frauen ihrer Zeit aber erstrahlte der Ruhm der englischen Königin Eleonore von Poitiers (geb. 1124, gest. 1204), deren Tugend zwar nicht so gesichert scheint, deren Schönheit aber schon ums Jahr 1160 selbst einen (ungenannten) deutschen Minnesänger, wohl einen der ersten in unserem Lande, zu dem Ausspruche hinriß, er gäbe um den Preis ihrer Liebe alle Länder vom Meer bis an den Rhein hin:[7])

Waer diu werlt alliu mîn
von dem mere unz an den Rîn,
des wolte ich mich darben,
daz diu Künegîn von Engellant
laege an mînen armen!

Von ihrem Vater hatte sie die südwestlichen Länder Frankreichs zuerst dem französischen Könige Ludwig VII. und nach der Scheidung ihrem zweiten Gemahle Heinrich II. von England mit in die Ehe gebracht, aber immer selbständig verwaltet. Als Enkelin des ältesten Minnesängers und Mutter von Richard Löwenherz fast naturgemäß eine Gönnerin der Troubadours, kann sie als der Typus einer schönen und sangesfrohen Fürstin jener Zeit gelten. War der Minnesang aber schon vom Anbeginn, selbst nach seinem volksmäßigen Ursprung, mehr ehefeindlich, da höchst selten ein Mädchen freiend umworben wurde und nie die eigene Frau besungen erscheint, und haben Graf Wilhelm wie seine Enkelin den Ruf der Troubadourdichtung als „Ehebruchspoesie" wenn nicht begründet, doch bestärkt, so geht die neuere Meinung wohl nicht fehl, daß neben römischem Recht auch römische Dichtung in der Liebesauffassung Ovids Grundlagen für den provenzalischen Minnesang gegeben haben.[8]) Erschien dem Troubadour aber die gefeierte Dame als Herrin, so konnte er sich als ihren Vasall fühlen, sobald er als eine Art Hofdichter in ihren Dienst getreten war und dafür Lohn in irgendeiner Form empfing. Sie zu feiern ward ihm jetzt nicht nur Bedürfnis, sondern gesellschaftliche Pflicht, und mit der Verbreitung seiner Lieder stieg ihr Ruf, der vor allen anderen Vorzügen ihre Schönheit und höfische Bildung (*cortesia*) betraf. So wurde die höfische Dichtkunst des Minnesangs in Verbindung

mit der nie fehlenden Musik des Vortrags zur besonderen Kunst in der ritterlichen Gesellschaft und wurde hier auch zur bloßen Unterhaltung gepflegt. Sein eigenartiger Charakter erklärt sich wenigstens zum Teil aus dem fast feudal gewordenen Verhältnis des Dichters zur Herrin, wenn auch Ursprung und ursprüngliches Wesen des Minnesangs im Lande, wo er aufkam, nicht auf dienstliche, sondern Liebesbeziehungen hinweist.

Es ist nun allerdings für die Beurteilung des provenzalischen Minnesangs und nicht etwa erst in Zeiten seines Verfalls, sondern in seiner Blüte wichtig, die auffallende Tatsache hervorzuheben, daß gerade die berühmtesten Troubadours aus dem niederen, besitzlosen Adel, dem Bürgerstande oder den ärmsten Volksschichten stammen. Der innige Bernart von Ventadorn, den wir heute vielleicht am höchsten bewerten dürfen, war eines Schloßknechts und einer Dienstmagd Sohn, was ihm ein bei Frauen weniger glücklicher, bürgerlicher Minnesänger spottend oder doch in unpassendem Scherze vorhielt, und Giraut von Bornelh, der „Meister der Troubadours, der beste von denen, die vor und nach ihm waren," wie die älteste, kurze Lebensbeschreibung meint, war gleichfalls von niederem Stande und ließ den Ertrag seines tiefsinnigen Dichtens und weniger gelungenen Singens den armen Verwandten und der Kirche seines Heimatstädtchens zukommen. Marcabrun, der Findling, und Guillem Figueira, der Schneider und Schneiderssohn, im Leben und Dichten Sonderlinge, sind zwar für sich zu beurteilen; aber es ist nicht ihre Herkunft, was sie von den übrigen scheidet. Der Beruf als Troubadour stellte sie auf die gleiche Höhe mit den ritterlichen Minnesängern ihrer Zeit. Sie alle lebten, wenn auch nicht ohne hohes Selbstbewußtsein, mehr oder weniger von ihrer Kunst und übten sie, obgleich zunächst von Begabung und Neigung dahin gewiesen, in gewissem Sinne berufsmäßig aus, weshalb sie mit den Spielleuten *(joglars)* leicht verwechselt werden konnten. Der Wettbewerb vornehmer Herren (und auch einiger hochgestellter Frauen) adelte ihren Stand, mochte ihnen aber kaum immer willkommen sein und wie Dilettantismus erscheinen. So hatte sich das ursprüngliche Verhältnis bereits umgekehrt. In Deutschland gehören die Minnesänger, und

zwar in der ganzen Zeit, da diese Kunst blühte, in überragender Zahl dem Dienstadel der Ministerialen an,[9]) welcher in Bezug auf die Ehe nicht als ebenbürtig galt, und es tritt hier die Frauenhuldigung von Anfang an in den „Formen des deutschen Lehensdienstes" auf, wie für die Troubadours in Südfrankreich die dort herrschenden feudalen Verhältnisse bestimmend waren. Dies erklärt vielleicht zum großen Teile die von den meisten Dichtern beklagte Unnahbarkeit der Herrin und die Aussichtslosigkeit auch wirklich empfundener Liebe. Von dieser Regel aber mögen immerhin Ausnahmen zuzugeben sein. War nun die dichterische Verherrlichung von Mädchen so gut wie ausgeschlossen, die Liebe zur eigenen Frau ganz gegen das herrschende Vorurteil und daher auch unmöglich (Wolfram von Eschenbach steht da in stolzer Einsamkeit), so mußte sich eine besondere Art der Minne herausbilden, die dem Wesen des „Frauendienstes" entsprach. Dieses oft auf gegenseitige Berechnung gegründete, aber in poetische Formen gekleidete Verhältnis könnte man Vernunftliebe nennen, die in der Vernunftehe, wie sie allgemein in den Kreisen der hohen Aristokratie jener Zeit üblich war, einen Schein von wirklicher Wahlfreiheit des Herzens einer vornehmen Dame vorspiegeln konnte.[10]) So ward daraus mangels einer wirklichen Leidenschaft nur ein geselliges Spiel, das allerdings ernste Wendungen nehmen konnte und dann zum Bruch oder Ehebruch führte, meist aber ebenso vernünftig geendet ward, als es begonnen hatte. Doch sind Fälle von wahrhafter Ergebenheit und rührender Treue über das Grab hinaus nicht unerhört, und mehr als einer entsagte dann für immer dem Sange. Pons de Capduelh liebte „aus Liebe" und besang Frau Azalais, die Gattin des Herrn von Mercuer, und als sie starb, nahm er das Kreuz, fuhr über das Meer und fand dort den Tod, wie seine Lebensbeschreibung ebenso schlicht wie romantisch berichtet. Ein solches Verhältnis nahm der Gatte daher nicht leicht übel, ja mancher suchte zu vermitteln, wenn der Troubadour mit der Kündigung drohte. Fiel doch auf den ganzen Hof, wo ein berühmter Sänger weilte, ein Abglanz von dessen Ruhm; auch war die Feindschaft und der Spott des Gekränkten zu fürchten. Die vielgefeierte Vizegräfin Maria von Ventadorn († 1219 als Gattin

Ebles V.) suchte ihres ungeduldig auf Minnesold drängenden Troubadours Gaucelm Faidit, obgleich er greulich sang und auch sittlich im übelsten Rufe stand, nur in aller Güte los zu werden, wobei eine Freundin ihr mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben soll, indem diese ihn scheinbar abzuziehen suchte und ihn veranlaßte, jener von selbst zu entsagen.[12]) Als er die List erkannte, hätte er der Vizegräfin schon ein Abschiedslied geschickt gehabt, und nun ließ sich diese nicht mehr erweichen ihm seine „Untreue" zu verzeihen. Der Vizegraf Barral von Marseille wäre dem närrisch eingebildeten Minnesänger Peire Vidal, dem Sohn eines Kürschners, so zugetan gewesen, daß er bei seiner schönen und vielbesungenen Frau Azalais dessen Fürsprecher ward, als sie durch ihre Zurückhaltung den Dichter sich entfremdete; freilich hatte der Vizegraf noch kurz vor seinem Ende von dieser Frau sich getrennt und wohl schon früher keine große Eifersucht empfunden.[11]) Und Markgraf Bonifaz II. von Montferrat, der einst den Troubadour Raimbaut von Vaqueiras inmitten des Hoffestes traurig sah und dessen Neigung kannte, legte nach der alten Nachricht, die wir davon haben, bei seiner (verheirateten) Schwester ein freundliches Wort für ihn ein, das diese nun allerdings zu wörtlich nahm, ohne daß aber dem Dichter daraus schlimme Folgen erwuchsen, obgleich er nur eines armen Ritters Sohn war. Wie der Markgraf mit einer delikaten Mahnung an den Verliebten sich begnügte, so schien dem Vizegrafen Eble III. von Ventadorn (einem Ahnherrn des Gatten der oben genannten Maria) die kühle Behandlung des auch ihm teuren Sängers der Liebe Bernart eine hinlängliche Strafe, indessen die Frau Vizegräfin schlechter wegkam und eingesperrt wurde.

Mögen auch in den erst später, aber doch noch im XIII. Jahrhundert (und wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte desselben) entstandenen Troubadour-Biographien manche der erzählten Abenteuer erfunden, novellistisch aufgeputzt oder erst nachträglich aus den Liedern selbst erschlossen worden sein, so lag bei Standesgleichheit trotz Furcht vor Verstoßung der Frau oder Zwangsmittel eifersüchtiger Gatten immerhin eine wirkliche Buhlschaft nicht ganz außerhalb der Sitten der Zeit. Bertran de Born, den jedermann aus Uhlands Gedicht kennt,

sagt in einem Sirventes,[13]) er halte eine Dame erst dann für alt, wenn sie keinen Ritter mehr habe, der ihr den Hof macht; wenn sie mit zwei Geliebten sich begnüge oder mit niederen Männern umgehe oder endlich anfange geschwätzig zu werden. Freilich ist Bertran wegen seiner bösen Zunge nicht weniger bekannt als durch seine leidenschaftlichen Lieder. Arnaut Daniel,[14]) der um 1180—1200 dichtete, meint, er finde unter tausend Frauen nicht zwei, die nicht schöne Versprechungen machten und dann durch Verrat beleidigten. Kann man hierin vielleicht nur die Klage des mit Listen hingehaltenen Hofdichters hören, so hatte der Troubadour Peire von Maensac, ein armer Ritter in der Auvergne — wenn man sonst den alten Lebensbeschreibungen jenes Maß von Zutrauen schenken dürfte, das ihnen Diez, Chabaneau und viele andere vor N. Zingarelli[15]) nicht verweigerten — bei der Gattin des Herrn Bernart von Tierci mehr Glück, denn sie ließ sich von ihm „stehlen" und entführen, und er verteidigte sie mit Hilfe des Delfins gegen den Gatten und die Kirche in heftigem Kriege und „war ein gewandter Mann von angenehmer Unterhaltung." Schlimm hingegen soll es dem Minnesänger Gausbert von Puysibot, dem Sohn eines Schloßherrn in der Dordogne, ergangen sein. Weltliche Lust trieb ihn aus der Klosterschule fort, und er besang ein Edelfräulein — das war die Ausnahme und sollte sich rächen! — welches ihn nur als Ritter und Gatten lieben zu können erklärte. Als er aber beides geworden war und einmal nach Spanien reisen mußte, betrog sie ihn mit einem englischen Edelmann, deren es dort manche gab, und sank, von diesem verlassen, noch viel tiefer. Und da der Gatte sie unerwartet an solchem Orte fand, führte er sie in ein Kloster und „ließ das Dichten und Singen". Nur der Schluß dieser Tragödie erinnert daran, daß wir kein gestriges Ereignis vor uns haben. Will man der alten schlichten Erzählung den Glauben versagen, so stößt man auf das Lied eines vornehmen Troubadours, den die Gräfin von Dia geliebt und als Dichterin besungen, den Grafen Raimbaut von Aurenga (Orange), der sich da nicht mit Unrecht rühmt, von der Liebe genug zu wissen, um darüber dichten zu können:[16]) „Selbst die besten Frauen lassen sich gewinnen; bei ihnen müßt ihr euch

auf Verleumdung, schlechten Gesang und Prahlereien legen; ihr müßt den gemeinsten Weibern Ehre erzeugen und sie den andern gleichstellen ..., damit werdet ihr zum Ziele kommen." Er selbst, meint er, liebe aber die Frauen wie seine Schwestern, was ihm schwer zu glauben ist. Und der älteste Troubadour, gleichfalls ein großer Herr, war nach seiner Biographie, die der Chronist W. von Malmesbury ausführlicher erzählt, „einer der feinsten Menschen von der Welt und einer der größten Verführer von Frauen, tüchtig in der Führung von Waffen und immer in galante Abenteuer verstrickt ..." Als er seine Gattin verstoßen und die Vizegräfin Amalberga entführt hatte, soll er die Exkommunikation des Bischofs von Angoulême lachend mit den Worten zurückgewiesen haben: „Eher wirst Du Deines Schädels fliehendes Haar mit dem Kamme kräuseln, ehe ich mich von der Vescomtessa trenne!"[17]) Ein mehrere Menschenalter später lebender Ordensmann, der Mönch von Montaudon, ein Minnesänger, kennt nichts so Unsympathisches wie einen Ehemann, der seine Frau zu sehr liebt, und drückt damit die herrschende Ansicht seiner Zeit aus, daß Liebe in der Ehe lächerlich sei. So hat denn auch keine der zwanzig Trobairitz, wie die Minnesängerinnen in provenzalischer Sprache hießen, ihren Gatten besungen. Aber allzuviel darf man aus solchen Stellen nicht schließen. Die völlige Harmlosigkeit des Minnesangs geht andererseits daraus ebensowenig hervor. So schwanken denn begreiflicherweise die Ansichten zwischen „pflichtmäßigem Dienstlied" und „Ehebruchsdichtung" hin und her, weil die Grenzen für uns nicht mehr sichtbar und die biographischen Quellen unsicher sind oder gänzlich versagen.

Je nach der einen oder anderen Auffassung ist nun der Inhalt der Minnelieder als jedes realen Hintergrundes bar erklärt oder, wenn dazu noch andere Nachrichten fehlen, geradewegs und ohne die nötige Vorsicht als Quelle für die Biographie der Troubadours benutzt worden. Die Wahrheit scheint auch hier in der Mitte zu liegen.[18]) Für die „Irrealität des Inhalts" des deutschen Minnesangs werden mancherlei sehr beachtenswerte Gründe vorgebracht und ihm sogar der provenzalische als an Erlebnissen reicher gegenübergestellt, obgleich auch hier „erlebte Grundlagen" auf ein kleinstes

Maß eingeschränkt zu werden pflegen. Das Hauptinteresse wäre schließlich ja doch der Melodie des Lieds, nicht dem Texte und dessen Inhalt zugewendet worden.[19])

Gewiß ist die musikalische Seite der Liebeslieder bisher zu wenig berücksichtigt worden. Daran trug die zumeist fehlende Überlieferung der Musik (wie im deutschen) oder die Unsicherheit der Entzifferung (wie im provenzalischen und französischen Minnesang) die Hauptschuld. Jetzt, wo der Schlüssel zu dieser Schatzkammer gefunden worden zu sein scheint, wird wohl auch die Veröffentlichung der erhaltenen Singweisen eine weniger einseitige Beurteilung der Minnelieder als Ganzes mit sich bringen. Dieser hohen Bewertung der Melodie gegenüber dem Texte scheint nun freilich entgegen zu stehen, daß gerade die ältesten provenz. Liederhandschriften (zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts) keine Angaben über die Arie enthalten, und daß uns heute etwa 3000 Liedertexte, aber nur 259 Melodien dazu überliefert sind. Jedes Liebeslied aber hatte seine besondere, eigene Singweise. Nur wenige unter etwa 30 Handschriften bringen auch die Musik der einzelnen Lieder, und selbst da sind die eingezeichneten Linien für die Noten größtenteils unausgefüllt geblieben. Wenn uns nun ein Kenner[20]) versichert, daß die Arien der Troubadours und nordfranzösischen Trouvères in ihrer Gesamtheit von einer „oft staunenerregenden Natürlichkeit und Singbarkeit“ sind und „an spontaner Eingebung, an gesunder Melodik, an intimer Kongruenz der musikalischen Sprache mit den zugehörigen Liedertexten und einer ... oft scharf ausgeprägten Individualität bis heute einzig dastehen“, so wundert sich jeder, daß erst Handschriften aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts diese Musik mitteilten, die meisten aber überhaupt davon absahen, während doch gerade das Fehlen solcher Melodien in den viel älteren und zahlreicheren Handschriften damit erklärt wird, daß „um die Wende des XIII. Jahrhunderts von Paris aus die mehrstimmige Motett-Komposition die minderwertigen älteren Melodien verdrängte.“[21]) Hierin liegt ein noch ungelöstes Rätsel, wenn man nicht seine Erklärung darin suchen will, daß in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, als man zuerst die einzelnen Lieder sammelte und liebevoll aufzeichnete, mehr ihre literarische als ihre musikalische Seite

berücksichtigt wurde.[22]) So wäre denn die Erhaltung der Musik überhaupt eine wunderbare Sache, ein Spiel des Zufalls gewesen, weil die Zeit, die sie uns überliefert hat, für ihre naive Schönheit schon gar kein Verständnis mehr gehabt hätte. Vielleicht dürfen wir aus der Veröffentlichung dieser seltenen Reste die Lösung mancher bis jetzt offen gebliebenen Fragen oder eine ganz neue Wertung des Minnesangs erwarten. Glaubt doch J. B. Beck, von dem uns diese Kenntnis der Troubadour-Melodien erschlossen ward, daß die Poesien der provenzalischen Minnesinger „zum großen Teile von Liebe und Leidenschaft motivierte und eingegebene, in Gedichtform zum Ausdruck gebrachte Herzensempfindungen" seien, was die bisherige Auffassung fast allgemein bestritten hat.

Bei aller Wichtigkeit der musikalischen Seite der Lieder aber wird man doch immer wieder auf die begleitenden Texte zurückkommen. Die alten Lebensnachrichten erwähnen zwar oft die besondere Sangesgabe eines Troubadours oder die Schönheit der von ihm ersonnenen Arien, auch öfters die Unfähigkeit, die Lieder selbst in Musik zu setzen oder vorzutragen, aber alle diese Angaben verweilen doch immer nur kurz bei der Musik, während einzelne Abenteuer und ihre Beziehung zum Inhalt der Lieder ausführlich erzählt werden. Das mag ja dem individuellen Interesse der Sammler solcher Lebensnachrichten näher gelegen sein als die Musik, weil sie diese einfach wegließen. Aber es spricht doch wieder dafür, daß der Text der Lieder auch in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts schon als sehr wichtig, als gar nicht nebensächlich wie etwa das Libretto einer Oper oder anderer Musikdichtungen betrachtet wurde. Daß eine Komposition gerade diesem oder jenem Gönner gewidmet wurde, wissen nur wenige Eingeweihte; mehr und weiter wird sein Name durch die Beziehungen bekannt, die aus dem Inhalt des Textes hervorgehen. Daher ist trotz aller Geheimnistuerei mit Versteckamen die Dame, der die Widmung galt, meist zu erraten gewesen. War der Troubadour ein „dienender Sänger", so konnte er ihren Ruf außerhalb des Hofes am ehesten auf diese Weise verbreiten. Den Texten kommt also neben der Musik eine sehr große Wichtigkeit zu, wenn sie „Dienstpoesie" sein wollten.

Ist es aber so sicher, daß der Minnesang schon in seiner Frühzeit „Dienstlieder" im Sinne der späteren Troubadours geschaffen? Man nimmt es an, und die ziemlich künstliche Art schon der ältesten „Verse" und „Kanzonen" steht in auffallendem Gegensatz zur schlichten, wenn auch nicht kunstlosen Form der übrigen Dichtungen, so daß man bei dieser Lyrik an gelehrten Einfluß der Lateinschulen denken möchte, die allein eine solche Übung in der Aufstellung und Überwindung von Schwierigkeiten vermitteln konnte.[23]) Aber wir wissen ja nicht, ob Wilhelm von Poitiers, der öfters als Erfinder des Minnesangs genannt wird, nicht schon Vorgänger hatte, und ob nicht bereits längere Zeit vor und neben ihm an die Ausbildung dieser Kunst Geduld und Mühe verwendet worden war. Schon seinen Vorfahren war gelehrte Bildung und, wenn man so sagen darf, wissenschaftliches Interesse nicht fremd, und der Großvater, Herzog Wilhelm VII., wird uns als Freund alter Handschriften und ernster Studien geschildert. Freilich, Minnesänger der ersten Periode wie Cercamon, Marcabrun, Bernart von Ventadorn, Peire von Auvergne, Peire Rogier, die aus niederen oder bürgerlichen Ständen kamen und zum Teil gelehrte Kenntnisse zeigen, möchten wohl für nicht aristokratischen Ursprung dieser Poesie sprechen (deren letzte Wurzeln ja, wie eingangs erwähnt worden, bis zum Volksliede reichen). Aber nicht nur der älteste bekannte Troubadour ist ein großer Herr, auch die Zeitgenossen der genannten niedrig geborenen Sänger: Prinz Jaufre Rudel von Blaia, Graf Raimbaut III. von Aurenga und andere sind berühmte Dichter, und von Bernarts Gönner Eble III. von Ventadorn wissen wir, daß er der Sohn des Vizegrafen Ebles II. gewesen *qui usque ad senectam alacritatis carmina dilexit.*[24]) Obgleich von dessen Dichtungen nichts erhalten geblieben, sind sie uns doch und gerade durch Marcabrun und Bernart bezeugt und brachten ihm die Gunst seines Lehensherrn Wilhelm von Poitiers, des Troubadours, ein. Und von dem Sohne des genannten Ebolus (II.) Cantator oder von diesem selbst lernte Bernart nach eigenem Bekenntnisse die Kunst des Minnesangs, die er dann mit so großem Erfolge ausgeübt, nicht als Angestellter, als „dienender Hofdichter", als dichtender Beamte, sondern als echter Sänger

von Gottes Gnaden, der sich die Freundschaft des Herrn, dem seine armen Eltern in Niedrigkeit gedient, und die leidenschaftliche Liebe seiner Herrin gewonnen. Als Hofdichter im späteren Sinne, als berufsmäßig lebender Sänger kann also Bernart von Ventadorn trotz seiner niedrigen Herkunft und Armut noch nicht unbedingt gelten. Er dichtet aus innerem Triebe, und seine frühesten Lieder haben wohl eine „erlebte Grundlage", obgleich oder gerade weil er seine Erlebnisse zu verschleiern liebt.

Auch Erwägungen allgemeiner Art könnten zu der Annahme aristokratischen Ursprungs des Minnesangs führen. Wenn Könige, Herzoge, Fürsten und Grafen in so bemerkenswerter Zahl, wie sie uns bezeugt sind, und nicht erst in der späteren Zeit den Minnesang pflegten, so darf man fragen, ob es wahrscheinlich ist, daß sie darin als Nachahmer einer neuen Kunst, die soviel niedereren Kreisen entstammte, auftraten. Gönnerschaft und Selbstbetätigung sind doch immer zwei verschiedene Dinge gewesen. In keiner anderen Kunst oder Dichtungsart als im Minnelied oder höchstens noch im Streitgedicht sehen wir ihre Beteiligung. Man hat den Eindruck, daß die vornehmen Dichter sich hier auf eigenem Boden fühlten, und daß die Damen, an solche Huldigung rasch gewöhnt, diese ermutigten, auch wo sie von weniger hohen Stellen ausging. Durch Begabung und bessere Vorbildung konnte es dann selbst armen Dichtern gelingen, sich an die Spitze zu bringen und dadurch die ganze Richtung der Kunst zu bestimmen. Diese blieb zwar auch dann noch wesentlich aristokratisch, aber jetzt durch die Frauen, denen sie galt, und die sie förderten, in einigen Fällen auch selbst ausübten. Und da bei den etwa zwanzig bekannten Dichterinnen ein „feudales Dienstverhältnis" ausgeschlossen blieb, sie zudem vornehmen Standes waren, wie die Gräfin von Dia, Gattin des Grafen von Poitiers, die Gräfin von Forcalquier, Maria von Ventadorn, Isabella und die anderen, soweit sie näher bekannt sind,[25]) so darf man wohl annehmen, daß sie als Aristokratinnen sich zum Minnesang als dem ureigenen poetischen Gebiete ihres Standes, gleich adeligen männlichen Troubadours, berufen fühlten, aus Freude an dieser Kunst und wohl auch aus Liebesneigung. Die starke und selbst

grobe Sinnlichkeit der älteren höfischen Minnelieder, seien sie das Werk hoher Herren oder niedrig geborener Dichter, ist für die Frage des Ursprungs nicht minder wichtig, und einige Trobairitz, wie die Gräfin von Dia, stehen wenig hinter ihren leidenschaftlichen Standesgenossen zurück[26]) und übertreffen sie oft an Innigkeit und poetischer Begabung. Beatrix von Romans besingt sogar eine „Freundin" und könnte die provenzalische Sappho genannt werden. Ist hier in dieser höfischen Frauenlyrik nichts von Dienstlob und Konvention, sondern echtes Gefühl, selbst sündige Neigung, so braucht man nicht erst die altdeutschen Frauenstrophen, die schwerlich weiblichen Minnesang bedeuten, zum Vergleich heranzuziehen.

So scheint es also vielleicht natürlicher und den Verhältnissen mehr entsprechend, wenn der Ursprung des provenzalischen Minnesangs nicht oder doch nicht vorwiegend bei untergeordneten und in irgendeiner Form dienenden Personen, seien es Spielleute oder Männer mit gelehrter Bildung oder Dienstmannen im ritterlichen Sinne, gesucht wird, sondern (immer den Volksgesang als älteste Anregung vorausgesetzt) im höheren Adelsstand,[27]) der bei seinem Liebeswerben keine unübersteiglichen Schranken sozialer Verschiedenheit fand und auf Erhörung hoffen durfte, im Notfall auch entschlossen war und die Macht besaß, die Geliebte zu entführen und zu verteidigen wie Graf Wilhelm. Aus der Unterordnung des liebenden Mannes konnte dann, in niederere Kreise übertragen, eine gesellschaftliche, feudale Unterordnung werden, aus der galanten Selbstbescheidung, der poetischen Vasallität eine wirkliche, ein Dienstverhältnis. Damit wird dann die Liebe zu einem dichterischen Schein, und verstandesmäßige Huldigung, aber in den Formen des älteren, echten Minneliedes, tritt an ihre Stelle. Diesen inneren Zwiespalt finden wir zum Teil wohl selbst beim berühmten Giraut de Bornelh. Er hat als echter Dichter auch wirkliches Gefühl mit schlichtem Ausdruck verbunden, aber öfters gibt er nur Gedanken über die Liebe, und an Stelle der Leidenschaft erscheint die Psychologie. Wer so geistreiche Selbstgespräche über seine Gefühle zu führen weiß, ist doch meist schon über die Gefahren und Schmerzen der Liebe hinaus. So nehmen denn auch seine Lieder mehr und mehr eine Richtung zum Moralischen. Sein

als Drohung ausgesprochener Entschluß, „zum gelehrten Beruf zurückzukehren und nicht mehr ans Singen zu denken",[28]) kann unter solchen Umständen nicht überraschen. Auch wundern wir uns nicht, wenn seine Geliebte in ihrer leichten Art „anderen Sinnes ward, weil adelige, hochgeborene Lügner und Betrüger sich (bei ihr) einschmeichelten".[29]) Auch Arnaut de Maruelh soll durch König Alfons II. von Aragonien bei der Geliebten, einer Gräfin von Beziers, verdrängt worden sein,[30]) woraus wieder hervorzugehen scheint, daß die vornehmen Troubadours meist wirkliche („reelle") Absichten hatten, was ihnen Giraut in einem Liede offen zum Vorwurf macht.[31]) Bei dem Verfalle der Sitten des Adels ist denn auch die weibliche Sittsamkeit nicht mehr so strenge, und derselbe Giraut von Bornelh klagt über die Ritter, „die sich dem Frauendienste widmen, nachdem sie mit den Händen blökende Schafe eingefangen und Kirchen und Reisende beraubt hatten".[32]) Die Minnelieder waren also gewiß sehr oft nur Panegyrikus, Fiktion oder gut deutsch gesagt: Lügendichtung; daran ist nicht zu zweifeln. Aber nicht immer und wohl auch nicht vom Anbeginn. Wieweit man den Liebesbeteuerungen eines Minnesängers Glauben schenken darf, war gewiß schon für die Zeitgenossinnen schwer zu entscheiden und ist für uns unmöglich, wo nicht besondere Gründe, wie hohes Alter oder ausdrückliche Berufung des Sängers an einen Hof die Wahrhaftigkeit der Gefühle anzuzweifeln gestatten.

Jedenfalls ist aber die fast gelehrt zu nennende Form, in der die Liebeserklärungen auftreten, ein starkes Hindernis gewesen, natürlich zu sein. Nur wenige haben diese Hemmung durch echte Dichternatur überwunden. Diese kunstvoll gebauten Strophen mit so häufig wiederkehrendem gleichen Reim, die Pflicht, welche die Dichter sich leider auferlegt, immer neue Formen zu schaffen, haben aus dem Dichten eine harte Arbeit gemacht, und saure Wochen oder Monate vergingen, ehe die Kanzone fertig wurde. Da war die Inspiration längst verflüchtigt. Nicht aus der Stimmung des geweihten Augenblicks, sondern aus pedantischer Reimstecherei heraus entstanden die meisten Lieder, eine lange Vorbereitung und Zusammenstellung der nötigen Reime mußte wohl immer vorangehen, ehe die Gedanken und Gefühle ihren sprachlichen Ausdruck finden

konnten. Ist unsere Sprache auch viel ärmer an passenden Reimen als die alte provenzalische, so reicht sie doch für den Bedarf eines Sonettes aus; aber auch hier ist es nur sehr geschickten Dichtern gelungen, die Form ohne Vergewaltigung des Gedankens oder Verrenkung des Satzbaues zu bewältigen. Ein Sonett ist aber ein Kinderspiel gegen gewisse Kanzonen; Petrarca mit all seiner formalen Kunst reicht nicht an gewisse Troubadours heran. Unter der gesuchten Künstlichkeit der Form erstarren aber dem Dichter die flüchtigen Gebilde seiner Phantasie, die heißen Gefühle ertragen die hohe Spannung nicht für die Dauer von Tagen oder Wochen, und so wird aus dem Lied im besten Falle eine unendlich feine Ziselierarbeit, die Gedanken müssen die Empfindung vertreten: ein kaltes Kunstwerk, oft nur Formeln, die nicht vom Herzen kommen können und daher auch immer kalt lassen. Einige Troubadours rühmen sich dazu noch der absichtlichen Unverständlichkeit ihres Ausdrucks. Diese gekünstelte Form ist zum Ruin der Poesie auch bei jenen nicht zahlreichen Minnesängern geworden, die als wirkliche Dichter geboren waren. Oft finden wir also nur Geschicklichkeit, nicht wahre Kunst. Das Große, Bedeutende, Ergreifende fehlt fast durchaus in jener Dichtung, die mit den schlichtesten Mitteln ganz andere Wirkung erzielt hätte. Wie einfach, ja volksmäßig ist dagegen Goethe oder Heine! Deshalb ist Bernart von Ventadorn ein größerer Dichter als der seiner Zeit so hoch gepriesene Giraut von Bornelh oder Arnaut Daniel, der einst einem Dante so bedeutend erschien,[33]) daß er ihn (Purgatorio XXVI, 140 ff.), den „besten Schmied seiner Muttersprache", provenzalisch sprechen läßt, als wäre das geliebte Toscanisch seiner nicht würdig! Was Walther von der Vogelweide über die anderen Minnesänger hebt, ist schon die Natürlichkeit der Sprache, deren schlichte Natur auch den übrigen deutschen Lyrikern des Mittelalters das bloße Spielen und Glänzen mit Reimschwierigkeiten eher versagte. Wäre nicht der provenzalische Minnesang von der Gunst des Rittertums, dessen feinste Blüte er darstellt, nach Nord und Süd, Ost und West getragen worden und dadurch fast zu universeller Bedeutung gelangt,[34]) so könnte man bisweilen die Vergessenheit begreifen, in welche er in vergangenen Jahrhunderten, wo

der Inhalt der Literatur alles, die Form wenig galt, geraten mußte und auch geriet.

Die Tätigkeit der Troubadours begrenzte sich aber nicht auf das aristokratische Minnelied. Viele kehrten sich, zeitweise oder für immer, unbefriedigt oder enttäuscht davon ab, um im Dienste eines Fürsten, einer politischen oder moralischen Idee oder zur Belebung religiöser Stimmungen in Zeiten eines Kreuzzuges ihre Hilfe zu leihen. Mancher hat hier, vom steifen Zwange der Kanzone befreit, im Sirventes oder anderen Gattungen sein Bestes geleistet, und Walther von der Vogelweide ist durch seine Spruchdichtung volkstümlich geworden. Wo die Minnesänger am Leben des Volkes Anteil genommen, seine Gefühle und Stimmungen sich zu eigen gemacht haben, wo sie Übergriffe des Adels oder der Kirche geißelten, in Zeiten des moralischen Verfalls und der im Namen der Religion verübten Gewalttätigkeit, wie in den schrecklichen Albigenserkriegen, Sitte und Menschlichkeit predigten, da wurden sie Vorkämpfer einer neuen Zeit. So haben sie an der Entwicklung der Kultur mannigfachen Anteil, und ihre Bedeutung ragt über rein literarisches Interesse hinaus. Sie zeigen mit der Verherrlichung des Weibes (wenngleich zunächst nur in der Aristokratie) in einem Zeitalter der Rohheit, mehr als ein halbes Jahrtausend vor dem Beginn der Frauenbefreiung, ein modernes Ideal, das mit dem der Suffragetten allerdings nichts gemein hat. Kulturkämpfer in diesem Sinne sind die Troubadours nicht gewesen.

Anmerkung: Den Inhalt der fünf unter obigem Titel im Freien Deutschen Hochstift 1913 gehaltenen Vorträge auf wenige Seiten des Berichts zusammenzudrängen, ist nicht leicht und würde kein getreues Bild davon geben können. Ich ziehe es vor, hier eine kleine Auswahl von Werken und Aufsätzen anzugeben, in denen man verläßliche Belehrung findet, und behandle dafür einige wichtige Fragen des Minnesangs, wo die Forschung selbst noch uneins ist, etwas ausführlicher.

Literatur.

Friedr. Diez, Die Poesie der Troubadours, 2. Aufl. von K. Bartsch, Leipzig 1883; Leben und Werke der Troubadours, 2. Aufl. von K. Bartsch, ebenda, 1882.

Paul Meyer, Encyclopaedia britannica unter Provençal litterature.

Alfr. Jeanroy, Les origines de la poésie lyrique en France, 2. Aufl. Paris 1904. La poésie provençale du Moyen-Age, Revue des deux mondes 15. I. und 1. X. 1899; 1. II. 1903.
A. Restori, Letteratura provenzale, Mailand 1891, französisch von A. Martel, 1894.
Alb. Stimming, Die provenz. Literatur, Gröbers Grundriß der roman. Philologie II, 2, Straßburg 1897.
Hermann Suchier, Geschichte der französischen Literatur (mit A. Birch-Hirschfeld), 2. Aufl. Leipzig 1913, S. 58 ff.
P. Savj-Lopez, Trovatori e poeti, Mailand 1906.
J. Anglade, Les Troubadours, Paris 1908.
H. J. Chaytor, The Troubadours, Cambridge 1912.
A. E. Schönbach, Die Anfänge des Deutschen Minnesangs, Graz 1898.
Konr. Burdach, Walther v. d. Vogelweide, Leipzig 1900.
Ed. Wechßler, Das Kulturproblem des Minnesangs, Halle I, 1909.
H. Morf, Die romanischen Literaturen, in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart" 1909, S. 153 ff. u. a.

1) Vgl. Wechßler a. a. O. S. 50 ff.

2) Schönbach S. 15 ff.

3) Vgl. A. Pätzold, Ausgaben u. Abhandlungen von Stengel XCV, S. 4.

4) Über einige Ausnahmen vgl. Oskar Schultz (-Gora), Die prov. Dichterinnen, Progr. von Altenburg, 1888, S. 2, A. 7; U. A. Canello, Arnaldo Daniello, Halle 1883, S. 14.

5) Wechßler, S. 434 ff.

6) Diez, Leben und Werke der Troub. S. 79 ff.

7) Minnesangs Frühling, 4. Aufl. S. 3 und 225.

8) Wechßler, S. 70; W. Schrötter, Ovid und die Troubadours, 1908, S. 37 ff.

9) Schönbach, S. 95 ff.

10) Wechßler, S. 72.

11) Diez, Leben, S. 128.

12) Diez, Leben, S. 295; Chabaneau, C., Les Biographies des Troubadours en langue provençale, Toulouse 1885, S. 36, 41.

13) Stimming, Bertran de Born, Halle 1879, S. 138, 2.

14) Vgl. Canello, Lied IV, 13 fl.

15) Vgl. Diez, Leben, S. 495, Chabaneau S. 5, A. 1, S. 58. Zingarelli, Studi medievali I, 309 ff.

16) Diez, Leben, S. 58.

17) Diez, Leben, S. 3 ff., Chabaneau S. 6—7.

18) Schönbach, S. 121 ff.

19) Schönbach, S. 119 ff.

20) J. B. Beck, Die Melodien der Troubadours, Straßburg 1908, S. 192 ff.

21) Beck, S. 39.

22) Vgl. G. Gröber, Roman. Studien II, Heft IX, 623.

23) Wechßler, S. 97 ff.

24) Diez, Leben, S. 16, Chabaneau S. 8.

[25—26]) Schultz(-Gora), S. 6—7.

[27]) W. Küchler in Behrens' Zeitschrift für franz. Sprache u. Literatur XXXVII[2], 187.

[28]) Ad. Kolsen, Sämtliche Lieder des Gir. de Bornelh, Halle 1907, I. Band, Lied 39, VII.

[29]) Kolsen, Lied 25, II; noch deutlicher Tenzone 59, III.

[30]) Chabaneau S. 12—13.

[31]) Kolsen, Lied 59, S. 381.

[32]) Kolsen, Lied 65, III.

[33]) Vgl. K. Voßler, Die göttliche Komödie, Heidelberg 1908, II, 1, S. 82 ff.

[34]) Auf den nordfranzösischen, italienischen, katalan. und portugies. Minnesang einzugehen, fehlt hier der (begrenzt dargebotene) Raum.

Aus der jüngeren Romantik.

Von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Erich Schmidt in Berlin.

II. Vortrag: Grimms Märchen.[1])

Wie milde Feen im Märchen haben an der Wiege der deutschen Altertumswissenschaft auch Poesie und Vaterlandsliebe weihend gestanden, und wir freuen uns dieses Segens gerade beim Jubiläum einer unschätzbaren und unveraltbaren Gabe. Nach Herders, um nur einen zu nennen, bahnbrechendem Vorgang hatte die Frühromantik durch Dichtung und Forschung in die Vergangenheit hineingeleuchtet; nun kam während schwerer Prüfungen unseres Volkes eine jüngere, national begeisterte Romantik empor, die an einem Orte, der nach Eichendorff selbst die prächtigste Romantik ist, in Heidelberg, ihren Sitz aufschlug. Von hier entsandten die Liederbrüder Achim von Arnim und Clemens Brentano seit 1805 den Knaben mit dem Wunderhorn, hier breitete ihr feuriger Freund Joseph Görres 1807 den bunten Schatz „teutscher Volksbücher" aus, hier schuf sich diese frische Jugend, unter dem Zuruf auch schwäbischer und bayrischer Gesinnungsgenossen, 1808 in der „Zeitung für Einsiedler" ein eigenes bekenntnisfrohes und wehrhaftes Organ, und als gute Kameraden leisteten von Cassel her die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm Gefolgschaft.

Auch ihnen war aus der Seele gesprochen, was der adlige Märker Arnim die Sehnsucht nach dem goldenen Vließ deutscher Volkspoesie nannte, sie vor jedem anderen Genossen traten

---

[1]) Erich Schmidt wurde vom Tode ereilt, bevor er die Absicht seinen Lehrgang für unser Jahrbuch zu bearbeiten ausführen konnte.

Nur den vorliegenden Vortrag hat er noch zur Jahrhundertfeier der Grimmschen Märchen druckfertig gemacht, so daß die deutsche Rundschau ihn zu dieser Feier am 15. Dezember 1912 bringen konnte.

Als letzte Erinnerung an die Frankfurter Vortragstätigkeit des Dahingeschiedenen wird er auch an dieser Stelle unsern Mitgliedern willkommen sein.

in den Dienst seiner überschwenglichen Losung: „Wir wollen allen alles wiedergeben, was in vieljährigem Fortrollen seine Demantfestigkeit bewährt hat."

Schon keimte der Plan eines weiten geselligen Unternehmens, „Der deutsche Sammler", das alle Überlieferungen und Bräuche in deutschen Landen zu einer umfassenden Volkskunde vereinigen sollte. In jener Einsiedlerzeitung schrieb Jakob Grimm, sich in Mythus, Heldensage, Märchen versenkend, das Programmwort: „In unserer Zeit ist eine große Liebe für Volkslieder ausgebrochen und wird auch die Aufmerksamkeit auf die Sagen bringen." So bilden gleich Wilhelms stilgerecht übertragenen „Altdänischen Heldenliedern" die erst 1816 ausgesandten „Deutschen Sagen" ein Glied des großen Heidelberger Ganzen, das vom Wunderhorn begeisternd und verjüngend, aber auch sehr willkürlich eröffnet worden war. Sie dagegen wollten, ganz abgesehn von Jakobs schroffer Unterscheidung zwischen Popular- und Kunstdichtung, als Philologen und Liebhaber zugleich in treuer Andacht die Volksseele nach ihrem schönen Wort wie ein brütendes Vöglein nicht stören, die zarte Eihaut solcher Gebilde nicht verletzen. Sie unterschieden triftig die für wahr gehaltenen, an wirklichen Orten und historischen Namen haftenden Sagen von den ungebundenen Phantasiespielen der Märchen, die vorher ihren aufs schönste belohnten Eifer beschäftigt hatten; sind doch die Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen" eine Frucht der Romantik, der in aller volkstümlichen Weltliteratur nichts an die Seite gesetzt werden kann. Auf zahllosen deutschen Weihnachtstischen liegen sie Jahr und Jahr. Wie viel ärmer wären unsere unmündigen Tage, wenn die Mutter als berufenste Erzählerin nicht aus diesem Quickborn schöpfen könnte! Darum haben auch, was keinem andern Gelehrten widerfahren ist, die Kleinen das letzte Bett der Brüder Grimm dankbar mit Kränzen geschmückt und bei der Enthüllung des Hanauer Denkmals als Rotkäppchen, Hänsel und Gretel, Aschenputtel, und wie sie alle heißen, einen lieblichen Reigen aufgeführt.

In der Sammlung von Märchen waren romanische Länder auf verschiedene Weise längst vorausgeeilt, der großen orientalischen Behälter zu geschweigen. Die Piacevoli notti des Mailänders Straparola brachten um 1550 manche volksmäßige

Nummer, und der mit derbem Humor wirkende Neapolitaner Giambattista Basile, ein Liebling Brentanos, gab 1637 im Pentamerone deren fünfzig ausdrücklich, wie alte Weiber sie den Kindern erzählten. Und in Frankreich ließ gegen Ende des großen 17. Jahrhunderts Charles Perrault acht Märchen ausgehen unter dem noch immer nicht ganz aufgeklärten Titel Contes de ma mère l'oye, so die auch uns allen vertrauten vom Daumerling, Blaubart, Gestiefelten Kater, Rotkäppchen, Dornröschen . . . Er gab sie nicht in reinem, einheitlichem Stil, sondern mit ironischen Lichtern und literarischen Anspielungen, wußte jedoch wiederum den echten Kinderton zu treffen, wenn er etwa ganz einfach anhob: Il estoit une fois un Roi et une Reine qui estoient si faschez de n'avoir point d'enfans, si faschez qu'on ne sçauroit dire.

Aber diese schlichtere Bahn, von der gleich die Gräfin d'Aulnoy moralisierend und zimperlich für vornehme Kinder aus Louis' XIV. überfeiner Zeit abwich, wurde bald verlassen, seit Frankreich dem mittelalterlichen Orient „Tausendundeine Nacht" entlehnte und weiter einen ungeheuren Schwall von Contes des fées über seine Grenzen hinaus ergoß, aus dem nicht zuletzt unser Wieland durstig und gelehrig schöpfte. Der erklärte dann offen: „Ammenmärchen im Ammenton erzählt mögen sich durch mündliche Überlieferung fortpflanzen, aber gedruckt müssen sie nicht werden." So sprach er in der Zeit, da sein weimarischer Nachbar Musäus Märchen und Sagen auch aus dem Munde geschwätziger Spinnweiber einfing, um sie witzelnd, mit allerlei Blümchen und Abschweifungen, fremdwörterreich aufzustutzen und gewandt daherzuplaudern. Ein einziges Stück, „Die Chronik der drei Schwestern", haben Grimms später in freiem Auszug wiedergegeben, den sie doch für das mißlungenste ihrer ganzen Sammlung erklärten.

Dem Musäus übertreibend als einem Verfälscher feind, lobten sie dagegen mit Arnim die einfache Art, wie „Otmar", will sagen der Halberstädter Superintendent Nachtigall, oder Frau Benedikte Naubert Sagen auffrischten, und hatten ihre Lust an Hebels meisterhaftem Schatzkästlein, auch an der älteren Jugendgeschichte Jung-Stillings, die ihnen drei eingewobene Märchen gab, z. B. Joringel und Jorinde, so wie sie im Volksmund umlaufen sollten.

Zufällig im Erscheinungsjahr der Stillingschen Vita, 1777, hatte Herder auch für unser Gebiet in einem Aufsatz zu seinen Volksliedern goldene Worte gesagt (Bd. 25, 65): „Volkssagen, Märchen und Mythologien ... sind das Resultat des Volksglaubens, seiner sinnlichen Vorstellungskräfte, wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht siehet, und also wahrlich! ein großer Gegenstand für den Geschichtschreiber der Menschheit, für den Poetiker und Philosophen." Er hatte auch schon große wissenschaftliche Arbeit verlangt mit seinen Fragen: „Wie sind die Märchen entsprungen? wie haben sie sich verbreitet? wie anders gestaltet?" und von deutschen Provinzen mit schreckhaften Zaubergeschichten mildere mit sanften Abenteuern unterscheiden wollen. Nach einem Vierteljahrhundert fast kam er in der Adrastea (Bd. 23, 287), tiefsinnig bis zu Welträtseln der jungen Menschheit schürfend, auf den Gegenstand zurück. Mit ungerechtem Ausfall gegen Perraults „Vater Gansert" (denn eine Mutter Gans zeige den Kleinen keine Gespenster) rief er prophetisch, wenngleich überstreng: „Wer an der Heiligkeit einer Kinderseele zweifelt, sehe Kinder an, wenn man ihnen Märchen erzählet. ‚Nein! das ist nicht so', sprechen sie; ‚neulich erzähltest du mir es anders!'... Wie? und diesen heiligen Horchenden wollten wir Fratzengestalten, häßliche Larven vorführen, die weder in sich noch mit der Welt Bestand haben? In sie wollten wir Phantome der Furcht und des Schreckens lagern, die sie vielleicht lebenslang nicht los werden . . . wundersam hängt unsere innigste Phantasie an diesen Jugendträumen... Eine reine Sammlung von Kindermärchen in richtiger Tendenz für den Geist und das Herz der Kinder, mit allem Reichtum zauberischer Weltszenen, so wie mit der ganzen Unschuld einer Jugendseele begabt, wäre ein Weihnachtsgeschenk für die junge Welt künftiger Generationen."

Hatte doch schon der volkslieder- und märchenkundige Bergmannssohn Martin Luther gesagt, solcher wundersamen Historien aus zarter Kindheit möcht' er sich um kein Gold entschlagen! Und machen wir gleich von dem urdeutschen Reformator einen weiten Sprung zu Goethe, so waren ihm gewiß am Märchenstuhl der Frau Rat außer jenen Contes des fées auch manche deutsche erklungen. Der Werther-

dichter weiß, daß Kinder ein Märchen ganz unverändert am Schnürchen weg erzählt hören wollen; der jugendliche Faustschöpfer läßt sein irrsinniges Gretchen im Kerker Märchenverse singen; der alte Herr versteht es zur Freude der Brüder Grimm, ihr famoses Stück vom Gruselnlernen trefflich zu charakterisieren. Ich schweife nicht ab zu der Trias Goethischer Erfindungen, die mit dem am schwersten ausdeutbaren Lilienmärchen beginnt, oder zu Novalis' lieblicher Symbolik; ich folge nicht den in zwei Dichtarten freier oder treuer, poetisch oder satirisch angestellten Experimenten Tiecks, der erklärte: „Wir finden das Märchen vor; jeder bearbeitet es auf eigene Weise und denkt sich etwas anderes dabei." Davon wollten die Brüder Grimm nichts wissen, noch weniger von E. T. A. Hoffmanns geistreichen Spielen oder von Freund Brentanos „Befleckung der Kinderwahrheit," wie Jakob sich schroff ausdrückt. Ungleich besser mußte ihnen trotz der verwünschten morgenblättlichen Widmung „für Kinder gebildeter Stände" Wilhelm Hauffs vor Mörikes Reichtum in Schwaben dargebotene Bescherung gefallen, wie denn noch heute Kalif Storch und Zwerg Nase die Kleinen herzlich erfreuen.

In der Einsiedlerzeitung ward 1808 das Märchen vom Machandelboom (Wacholder) abgedruckt, obwohl Arnim es eigentlich zu grausam fand, aber der Zusammenhang mit der Faustischen Kerkerszene schlug bei ihm durch. Philipp Otto Runge in Hamburg, dessen Bedeutung als Maler erst neuerdings in volles Licht gerückt worden ist, der Freund Tiecks und Brentanos, hatte „zwei plattdeutsche Döhnchen, wie sie die Kinderfrauen wohl erzählen" eingesandt und dabei betont, man dürfe nie vergessen, daß diese Dinge nicht gelesen, sondern lebendig erzählt werden. Er aber hat trotz seiner Versicherung nicht das Gehörte so aufgezeichnet, wie in unseren Tagen Wisser in Ostholstein „Wat Grotmoeder vertellt", vielmehr mit hoher Kunst Überkommenes geformt und namentlich in dem zweiten Märchen vom Fischer un siner Fru eine gewaltige Steigerung hervorgebracht, die der Volksmund nicht zu leisten vermag. Beide Stücke sind unverändert in die Grimmsche Sammlung eingegangen, mochte auch Arnim den Fischer kein Kindermärchen nennen.

Bei seinem Casseler Januarbesuch 1812 trieb Arnim, selber schon lang auf das Sammeln „mündlich überlieferter Sagen und Märchen" bedacht, die lieben Brüder Grimm eifrig an, mit ihren immer reicher blühenden Schätzen ans Licht zu treten, und am 18. Oktober 1812 — „gerade ein Jahr vor der Leipziger Schlacht", wie Jakob im Handexemplar nachtrug — wurde das Vorwort unterzeichnet. Die Erinnerung an den teuren schönen Freund Arnim, wie er im Zimmer auf und ab schreitend, während ein Kanarienvogel sich in seinen Locken eingenistet, Märchen auf Märchen las, hielt Wilhelm Grimm fest. Dieser hatte 1811 in der herrlichen Einleitung seiner Altdänischen Heldenlieder für die vernachlässigten Märchen eine regere Aufmerksamkeit gefordert, nicht bloß ihrer Lieblichkeit wegen, sondern weil es altlebende Nationalpoesie sei.

So verfolgte der zu Weihnachten 1812 ausgegebene erste Band [1]) von rund achtzig Nummern ein doppeltes Ziel, und zunächst überwog beinah das wissenschaftliche Interesse: Jakob sagte geradezu, ihm sei das Märchenbuch gar nicht für Kinder geschrieben, obwohl es diesen zu seiner Freude erwünscht komme, seine Lust an der Arbeit beruhe auf dem der Poesie, Mythologie und Geschichte erwachsenden Gewinn. Gelehrte Anmerkungen waren deshalb beigegeben, die Brentano verdrossen und die Arnim lieber einer Zeitschrift überwiesen hätte; Vorlagen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts trotzten im wortgetreuen Druck dem Verständnis von Kindern und Laien. Und doch wollte man ein größeres Publikum durch keine zünftige Überfracht abschrecken, das Buch nannte sich ja Kinder- und Hausmärchen und war der Freundin Bettina, Clemens' Schwester, Arnims Gattin, für ihr erstgeborenes Söhnchen gewidmet.

Diese Halbheit läßt uns eher begreifen, daß der Absatz der kleinen, vorerst nicht honorierten Auflage recht langsam vonstatten ging. In Österreich ward er sogar geflissentlich gehemmt, um den Aberglauben nicht zu fördern, wie eine falsche josephinische Aufklärung wähnte; war doch schon der

[1]) Einen Neudruck wird nun Panzer bringen. [Inzwischen erschienen.] Vgl. Hamann, „Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen und ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm." Berlin, Mayer & Müller. 1906. (Palästra Heft 47.)

gesamte Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts solcher Poesie im Wege. Ja des verstockten Antiromantikers Voß Sohn Heinrich, der den Musäus viel höher stellte, fand unter Grimms Märchen nur „einige ungemein schön, die meisten aber wahren Schund". Von den Freunden spendete Görres unbeschränkten Beifall. Ihm erschienen gewiß auch diese Sammler als der Bürgerkrone würdige Bienenväter gleich den Herausgebern des Wunderhorns, die den Volksliederschwarm noch zur rechten Zeit eingefangen hätten, und er schrieb ihnen von dem Entzücken in seiner Coblenzer Kinderstube: die Frau müsse allabendlich sieben Stücke vorlesen, das ältere Mädel bringe sie unter die Gespielen, auch habe schon in den ersten Tagen ein fremder Bube nach dem Buch gefragt; kurz, „Sie haben Ihren Zweck vollkommen erreicht und in der Kinderwelt sich einen Denkstein gesetzt, der nicht zu verrücken sein wird".

Dies schöne Urteil greift aber liebenswürdig vor. Unzufrieden vom Standpunkte seiner eigenen, allzuoft bizarr ausschweifenden Willkür schalt Brentano das Ganze langweilig, einzelnes liederlich und versudelt; er sehe von neuem, wie richtig man beim Wunderhorn durch dichterische Nachhilfe verfahren sei. Das Kinderkleid solle sich doch nicht beschmiert und mit abgerissenen Knöpfen zeigen — warum nicht künstlerisch erzählen, wie Runge es vorbildlich getan? Viel glimpflicher und verständlicher sprach Arnim solche Bedenken aus, die zur stärkeren schriftstellerischen Tätigkeit, zur neuen Redaktion alter gedruckter Vorlagen und zu Streichungen führten; denn er fand williges Gehör bei Wilhelm Grimm, der nun erst nicht bloß alle Verweichlichung oder Verallgemeinerung mied — das war sogleich geschehen —, sondern wirklich den Gedanken des Kinder- und Hausmärchens an der Wurzel faßte. Er ist der eigentliche Werkmeister geworden und geblieben. Während Jakob in Paris und Wien diplomatische Dienste leistete, redigierte Wilhelm ganz wesentlich den freieren oder wenn man will treueren zweiten Band von 1814. Sein ist die eingreifende und umbildende Fassung der neuen Auflage beider Teile 1819, derweil Jakob den großen Wurf seiner Deutschen Grammatik tat. Jetzt mochte Görres wahrhaft bekennen, diese Harmonie von Gehalt und Form habe in aller Literatur nichts Vollkommneres.

Etwa dreißig neue Stücke waren in dieser zweiten Ausgabe hinzugetreten, und fortan sorgte der treue Pfleger für Zuwachs, auch wo es sich empfahl für besseren Ersatz, bis in den letzten Drucken aus Grimms Lebenszeit, dem sechsten und siebenten, rund zweihundert Nummern beisammen waren. Daneben liefen seit 1825 dank Arnims glücklicher Anregung die „kleinen" Ausgaben, die fünfzig erlesene Märchen boten und von Ludwig Emil Grimm, dem Bruder, mit hübschen Bildern geschmückt waren.

Aus Wilhelms weicherer Feder flossen die herzlichen Widmungen, die wunderschönen Vorreden, der so belesene wie feinfühlige Aufsatz „Kinderwesen und Kindersitten" mit dem heiligen Leitspruch: „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Er durfte sagen: „Wenige Bücher sind mit solcher Lust entstanden" und beifügen: „Innerlich geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und seelig erscheinen". Einwürfe gegen das „Erziehungsbuch", als sei es für Kinder anstößig, wurden, lange bevor Herman Grimm eine rasch vergessene ethische Säuberung zurückwies, von den ersten Spendern durch schöne Berufung auf die Natur und auf die Bibel abgefertigt, auch mit Goethischem Einspruch wider eine unmittelbare Morallehre der Poesie: ohne Menschenzutun wachse das Sittliche gleich einer guten Frucht aus goldener Blüte.

Die Sammlung, zwar redigiert, aber ohne eigene Hinzuerfindung, sollte allen fernbleiben, die den Armen und Genügsamen derlei poetische Brosamen mißgönnten; sie sollte zugleich, aber nicht in dem von Jakob gesuchten Maße, Spuren heidnischen Glaubens der Germanen hervorholen und unsere uralte Heldendichtung beleuchten. Das Schwergewicht für diese die ersten Gedanken und Herzenskräfte verklärenden Kindermärchen, die auch Hausmärchen genannt würden, weil solche einfache Poesie beim Hause bleibe und forterbe, fiel auf alte mündliche Überlieferung weit und breit, besonders in der lieben kurhessischen Heimat. Wilhelm verewigte dankbar seine wackere, gedächtnisstarke „Märchenfrau", die Viehmännin aus Schwelm, und Ludwig Emils Stift hielt die großen Züge der Bäuerin fest. Ein alter Dragoner wurde für soldatische Schnurren mit abgelegten Kleidern belohnt. Rührend ist nach Herman

Grimms Beschreibung das Handexemplar, wie ja auch Jakobs Deutsche Grammatik durch allerlei Einlagen das Ansehen eines Tagebuches gewonnen hat. Ein gesticktes seidenes Lesezeichen trägt die Widmung: „Für dein Mädchen ohne Hände Danken gern zwei Mädchenhände." Manchmal ist vermerkt: „Dortchen, im Garten", was auf mündliche Mitteilung der blutjungen Dorothea Wild, Wilhelms späterer Gattin, deutet: auch trug schon 1807 ihre ältere Schwester bei, und besonders schöne Stücke gab die „alte Marie", ein Faktotum der Wildschen Apotheke. Gelegentlich fiel dem Dortchen ein vergessener hübscher Zug erst hinterher ein, z. B. daß Hänsel und Gretel auf die Frage der Hexe „Knupper knupper Kneischen" . . . nicht blos erschraken, sondern ihr mit den Versen vom Wind, dem himmlischen Kind erwiderten. Von befreundeten Familien sind namentlich Harthausens in Westfalen zu nennen, deren Verwandte Annette von Droste-Hülshoff nachmals Uhlands Volkslieder gefördert hat; ihnen gehören die Märchen „aus dem Paderbörnschen" und angehängte Kinderlegenden.

Da es hier auf ein reines Kunstwerk, nicht auf strengwissenschaftliche genaue Wiedergabe nach dem Volksmund ankam, mußten nicht selten mehrere umlaufende Fassungen mit ihrem Besten zu einer gerundet werden, das Rumpelstilzchen aus vier, das Aschenputtel aus drei hessischen, und beim Schneider Daumerling hatten Maingebiet, Hessen und Paderborn einander zu ergänzen. Aber man gestand offen, die Sterntaler seien nur aus dunkler Erinnerung gebucht, möge jemand das vervollständigen oder berichtigen, Arnim habe in einer Novelle diese Legende bearbeitet. Sie also betraten den abschüssigen Pfad des Wunderhorns nicht, auf dem namentlich Arnim allzuoft ausgeglitten war, sondern wahrten das sichere Gefühl für das einer Vermengung mit neuen Zutaten widerstrebende Alte und Echte.

Zur mündlichen Überlieferung gesellten sich, wie ja schon Runges Dönchen erwiesen, zahlreiche gedruckte Vorlagen bis in die jüngste Zeit. Der erste Teil von 1812 hatte auch eine französische und eine englische Nummer gebracht, die aber später wegbleiben mußten, weil nur das in der Heimat Lebende hier ein Platzrecht besaß; deshalb ward auch der Blaubart gestrichen wegen des Verdachts, er stamme von Perrault, der freilich mittelbar am Dornröschen (La belle au bois

dormant) oder Rotkäppchen (Chaperon rouge) Anteil hat. Mittellateinische Gedichte sehen wir ganz frei in neue Prosa umgesetzt. Manches aus Anekdoten- und Schwankbüchern des 16. Jahrhunderts blieb in gelinder Modernisierung, anderes wurde frisch belebt oder in den Anmerkungsband gesteckt, und auf der feinen Goldwage konnte die für Zacharias Werners „Vierundzwanzigsten Februar" u. a. wichtige alte Geschichte „Wie Kinder Schlachtens spielen", wie nämlich der Bruder in unschuldiger Nachahmung sein Schwesterchen tötet, nicht über die erste Auflage hinaus bestehen. Das Drama lieferte z. B. von Ayrer her den antisemitischen „Jud im Dorn". Der ältere Hans Sachs, ihnen lieb und vertraut, gab den Brüdern Grimm zwar leider nicht sein köstliches Schlaraffenland, denn ihr Lügenmärchen von der verkehrten Welt folgt einem andern Gedicht; aber sie trafen sich gleich Goethe mit ihm in launigen Legenden von Sankt Peter und erzählten minder drastisch seinen lustigen Knittelversen den Ursprung der Affen nach: wie zwei schwangere Weiber sich an des Schmiedes im Feuer und Löschtrog greulich verjüngter Schwiegermutter versehen. Schön, mit einer Milderung der wüsten Gruppe, wurden nach dem Schwanke des Nürnbergers, noch ohne Kenntnis der Herkunft über Melanchthon hinaus, die ungleichen Kinder Evas vorgeführt, die Gott Vater bei seinem Besuch lobend und tadelnd zu höheren oder niederen Ständen einsetzt. Rollenhagens pedantischer „Froschmeuseler" ergab doch die kecken Bremer Stadtmusikanten, und man muß einen kuriösen Sammler des 17. Jahrhunderts gelesen haben, um etwa recht handgreiflich am Märchen von den drei Spinnerinnen den Unterschied solcher plumpen Urprosa und ihrer köstlichen Verjüngung abzuschätzen. So erstreckte sich die Musterung, Garben und einzelne Ähren liefernd, immer weiter, allgemach bis zu einem späten Märchenheft Friedemund Arnims.

Die im zweiten Band 1814 keimende Stileinheit vollzog, wie wir gesehen haben, in der neuen Auflage 1819 Wilhelm Grimm. Wie kindersprachekund er mit Kleinen zu plaudern wußte, eine sehr seltene Gabe, das lehren ein paar allerliebste Briefe; so schreibt er 1817 in der Märchenzeit an ein Mädelchen bei den westfälischen Freunden: „Jetzt wird's so kalt bei uns die Blumen können sich vor Frost nicht mehr aufrecht erhalten

und legen sich nieder, und die Blätter wollen auch nicht mehr oben an den Ästen sitzen und fallen herab; es ist aber auch kein Spaß mehr oben, und ich möchte in der Nacht selbst nicht da oben sitzen. Was dir hier für ein Wind geht! Du kannst dir's nicht vorstellen, er meint gar, man sollt ihm den Hut abtun; neulich hat er mir meinen mit Gewalt abtun wollen, aber ich hab ihn festgehalten. Was wär's für ein Spaß, wenn du einmal zu mir kämest, ich wollte dir auch allerlei Hübsches zeigen und wollte auch zusehen, daß ich dir ein weißes Mäuschen schenken könnte, wie ich neulich eins gesehen habe. Wenn man ein schwarzes dazu tut, so meint man, es wär der Müller und Schornsteinfeger beisammen."

Manche Nummer behielt ihre überlieferte nieder- oder oberdeutsche Mundart, zu reichlich noch für ein Kinderbuch — doch wer möchte Runges wundervollen Ernst oder den famosen Buxtehuder Wettlauf des Hasen und des Swinegels schriftsprachlich umsetzen? Im ganzen aber ward ein harmonischer Stil durchgeführt, volkstümlich, nicht vulgär, kräftig, auch derb, niemals roh, kindlich, aber frei von kindischer „Titi-Tati-Sprache" nach einem Wort G. Kellers, mit echtem Edelrost ohne manierierte Altertümelei. Hier ist die deutsche Muttersprache rein, im rechten Gegensatz zu Musäus' Modewörtern; werden doch sogar die Feen zu weisen Frauen, Prinz und Prinzeß immer zu Königssohn und Königstochter, und selbst die einheimische Bezeichnung „Eltern" wird als nicht recht lebendig zugunsten von „Vater und Mutter" vermieden. Diese Prosa, manchmal von nachdrücklich wiederholten Redeversen in altvolkstümlicher Metrik unterbrochen, ließ das Wunderbarste als das Glaubhafteste erscheinen und glitt leicht in die Phantasie durch ihren ganz einfachen, nie papierenen, sondern durchweg gesprochenen Satzbau. Es werden möglichst lauter kleine Hauptsätze nebeneinander gepflanzt mit häufigem Gebrauch des simplen Bindewörtchens „und" und Meidung abhängiger Relativa; z. B. „Es war eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat", oder „Es war ein Mann, dem starb seine Frau, und eine Frau, der starb ihr Mann, und der Mann hatte eine Tochter, und die Frau hatte auch eine Tochter". Das reichliche Gespräch bewegt sich, darin dem

Homer und aller alten Poesie gleich, kaum in der indirekten Rede und gibt ebenso jede innere Überlegung monologisch wieder, also: da dachte er, du mußt . . ., da sprach sie bei sich, nun will ich . . . Der Erzähler sorgt für Spannung: denke einer! . . . Was glaubt ihr wohl, daß er fand? . . . Da könnt ihr denken, wie sie über die armen Kinder geweint hat! Nachdruck wird besonders durch das Hauptmittel jeder primitiven Poesie, die bloße Doppelung, gewonnen: lange, lange Zeit; sie sang und sang; he angeld un angeld. Zu den sich stark einprägenden Reimformeln, z. B. „was rumpelt und pumpelt in meinem Bauch herum?" kommen zahlreiche Alliterationen und andere Klangspiele: ritze, ratze schneidet die Hexe Rapunzels Goldhaar ab, plitsch platsch kommt der nasse Frosch die Treppe herauf. Diese Redeweise, auch dem Sprichwort geneigt, ist vor allem sinnlich, bildlich, doch wie das Volkslied ohne ausgeführte Gleichnisse und Detailschilderung. Es heißt also nur, die Königstochter sei wunderschön, bildschön, so schön, daß es nicht zu sagen ist, oder eine Hyperbel kann derlei Lobpreisung sowie den Einzelzug des wallenden Blondhaares, des kleinen Fußes überbieten: so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien. Man betont stark einzelne Eigenschaften, auf die es ankommt, nicht blos durch Prägungen wie spinnefeind, bitterbös, sondern auch durch gewaltige Steigerung der Vorlage gegenüber. Hieß es im lateinischen Raparius: „es wuchs eine Rübe, ungeheurer als alle übrigen", so steht hier: „Die Sonne ging auf, und es wuchs da eine Rübe, die ward groß und stark und zusehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß sie eine Fürstin aller Rüben heißen konnte"; schrieb Friedemund Arnim kahl: „er schaute die Prinzessin, die sah aber schlecht aus," so malt Grimm uns diese Königstochter mit den anschaulichen Worten: „Aber wie erschrak er, als er sie anblickte, sie hatte ein aschgraues Gesicht voll Runzeln, trübe Augen und rote Haare." In den Auflagen unserer Kinder- und Hausmärchen selbst finden glückliche Versinnlichungen und Erhöhungen statt. Wie es nicht mehr farblos heißt: „mein Schneiderlein ward bös", sondern viel drastischer: „da lief dem Schneiderlein die Laus über die Leber", so hatte der Jud im Dorn von der Lerche

erst nur gesagt: „Gotts Wunder, so ein Tierlein, hätt ich's, gäb viel darum“, jetzt aber ruft er: „Gottes Wunder, so ein Tierlein hat so eine grausam mächtige Stimme, wenn's doch mein wäre, wer ihm doch Salz auf den Schwanz streuen könnte!“

Die Märchen sind zeitlos und ortlos, sie geben kaum einen Familiennamen und benennen oft, mit Stand, Beruf, Charakter zufrieden, ihre Leute überhaupt nicht oder greifen zu recht volksmäßigen Vornamen, wenn nicht ein äußeres Merkmal zur Bezeichnung für Sneewittchen, Allerleirauh, Aschenputtel, Einäuglein dient.

Zu dem der weiten Welt eigenen Anfang „Es war einmal“ kommen besondere wie „Vor Zeiten als Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte“ oder „Als das Wünschen noch gelang“, die uns doch wie jene griechischen und französischen Fabeleingänge „Da die Tiere sprachen“ unnaiv anmuten könnten; auch läßt man sich gelegentlich den Übermut gern gefallen, der loslegt: „Disse Geschicht is lögenhafft to vertellen, aber wahr is se doch“. Der Schluß dagegen verrinnt wohl in einfache alte Reime: „Die Katz läuft nach Haus, Mein Märchen ist aus“ oder, schon für eine Runde des 16. Jahrhunderts ganz ähnlich gedruckt, „Mein Märchen ist aus Und geht vor Gustchen ihr Haus“. Der Spaß „Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler“ hat bekanntlich einmal eine kleine mit Spreewasser getaufte Zweiflerin, das Bußgeld in der Hand, zu den Grimms geführt; am liebsten sind uns aber die Versicherungen beim Abschied: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch“ oder mit getrostem Ernst: „Und lebten fortan herrlich und in Freuden“, was eher aus dem Märchenstil in Luthers Bibelbuch eingegangen als daraus entnommen ist.

Ohne Lehre oder Moral läßt man eine naive poetische Gerechtigkeit des glücklichen Ausgangs walten: die Bösen werden bestraft, auch grausam vernichtet im Faß mit siedendem Öl und spitzen Nägeln oder beim Tanz in glühenden Schuhen, die Guten werden belohnt und erhöht, besonders gern durch eine Heirat, die sich über alle Standesunterschiede hinwegsetzt, da der Königssohn beim ersten Anblick, ohne nach Rang und Art zu fragen, seiner Liebe sich ergibt, und die Königstochter gar oft einem niedrig geborenen Freier zuteil wird.

Der Sieg mag aber ohne strenge Sittlichkeit auch der Schlauheit, ja der verschlagenen Schelmerei zufallen; wiederum kann, so wenig diesen Geschichten eine sonderliche Psychologie eigen ist, z. B. der König Drosselbart die Läuterung des Hochmuts darstellen und manches Stück gegenüber der Tücke die aufopfernde Güte verherrlichen. Erniedrigung und Erhebung der Geprüften zeigt uns das Aschenbrödel und seine Sippen; wie tief das Kinderherz dadurch gerührt wird, bestätigt Heine, der in dem zum giftigsten Witz neigenden „Wintermärchen Deutschland“ jenes unvergeßliche „Du Falada, da du hangest“ anstimmt und ruft:

Wie klingen sie lieblich, wie klingen sie süß,
Die Lieder der alten Amme!

Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau
Von der Königstochter erzählte,
Die einsam auf der Heide saß
Und die goldenen Haare strählte . . .

Das sehen wir alle mit dem Auge der Phantasie, dem Auge der Liebe: Aschenbrödel samt den hilfreichen Tauben, Sneewittchen bei den sieben Zwergen, Dornröschen und den Hofstaat schlafend, gleich auf der Schwelle die Prinzeß, ihre Goldkugel als Ball emporwerfend, und dann den eklen Frosch neben ihr bei Tafel . . . Ihre ersten überwältigenden mimisch-dramatischen Eindrücke empfangen die Kleinen von den sieben Geißlein, vom Gespräch zwischen Rotkäppchen und dem als Großmutter vermummten Wolf, von dem sich vor Wut endlich mittendurch zerreißenden Rumpelstilzchen.

Unsere Märchen arbeiten reichlich mit typischen Gegensätzen: hier die Hexen, da die Feen, auf der einen Seite tückische Zwerge und Dämonen, auf der andern gute Haulemännchen, erst die zärtliche Mutter, dann die böse Stiefmutter und dazu vielleicht noch häßliche, neidische Stiefschwestern. Die Vorliebe für hilfreiche Mächte erstreckt sich von Menschen und höheren Wesen in die Tierwelt hinein mit der bündigen Versicherung: „Wir wollen es dir gedenken“ nach empfangener Wohltat, auch bis zur Grausamkeit in Erfüllung einer Rachepflicht beim Sperling als ahndendem Freunde des Bruders Hund. Den Tieren, Vierfüßlern, Vögeln, Fischen, ist überhaupt ein großer Raum in dieser Märchenwelt vergönnt: aber

auch der Spiegel, die Nadel, die Bratwurst werden ernst oder humoristisch belebt und mit Sprache begabt. Tier- und Menschengestalt wechseln, denn der Verwandlung, der Entzauberung, eines Königssohnes zumal, fällt eine Hauptrolle zu, die manchmal in die häufigen Wunschmärchen hineinspielt. Oft kommt es darauf an, gewisse Bedingungen mit Kunst und List, selbst gegen Tod und Teufel zu erfüllen, dem einen Meisterdieb steht die beliebte Dreizahl von Söhnen, die ihre verschiedenen Gaben entfalten, gegenüber. Vielleicht bringt es der Dummrian am weitesten, und ein Einfältiger heißt Doktor Allwissend; die Kontraste von Klug und Töricht ziehen sich ja wie jene von Gut und Böse durch unsere Geschichten. Ein derber Volkshumor führt oft die Pritsche und trifft neckisch auch einzelne Stämme und Gewerbe, so wie er neben Schildbürgereien, neben dem Bärenhäuter, dem faulen Heinz und dergleichen Gesellen gern einen Bruder Lustig auszeichnet, sowohl hienieden als drüben bei Sankt Peter, bis er sich in seinem Wunschranzen himmelein zaubert. Denn der Frömmigkeit tut es keinen Eintrag, daß man das Jenseits manchmal scherzweise behandelt und Meister Pfriem, den alle Himmelsbewohner wie Chaucers wanton wife of Bath (Bürgers widerwärtige Frau Schnips) herunterputzenden Schuster, auch die gegen ihn aufgebotenen unschuldigen Kindlein betören läßt. Wiederum umfließt erhabener Ernst die Jungfrau Maria in der Prüfung des durch die Goldspur am Finger verratenen Mädchens, und herzrührend ist es, Gott Vater müde bei kargen Reichen, milden Armen einkehren zu sehen. Eine Fülle der Töne schallt aus diesen Märchen, die kurz und einfach oder in längerer Motivfolge aufgebaut sind.

Uhland fragte einmal auf dem Tübinger Katheder, warum im Kolleg nicht vom Aschenputtel gesprochen werden solle: „Es wurde darüber gepredigt, gepredigt von der kunstreichen Kanzel des Straßburger Münsters“; er meint Johannes Geiler von Keisersberg, der im fünfzehnten Jahrhundert mehrmals die Eigenschaften des „Eschengrüdels“ geistlich ausgedeutet hat. Doch der Schwabe wollte seinerseits keine solche Allegorie pflegen, sondern gewiß dartun, wie international dieses berühmte Kindermärchen verbreitet sei, von dem neuerdings eine emsige Sammlerin an dreihundert einfachere oder in ihrem Motiv-

geflecht kompliziertere Fassungen aufgehäuft hat. Auch die wissenschaftliche Macht unserer Sammlung ist groß. Sie hat, zuvörderst in England übersetzt und von W. Scott mit heller Freude begrüßt, durch ganz Europa und allgemach über die weite Welt hin den Sammeleifer geschürt, und sie hat angespornt, sowohl die Natur des Märchens immer freier von Einseitigkeit wurzelhaft zu ergründen als durch Vergleichung aller erreichbaren Varianten Motivgruppen zu untersuchen. Die Märchen, diese wandelbaren Wundergeschichten ohne festen, tatsächlichen Untergrund und ohne streng logische Fassung, sind eine Urgattung der Kleinepik, die überall, von den Polareskimos bis nach Südafrika, der menschlichen Lust am Fabulieren entspringt, wobei das auch dem vollsten Unsinn geneigte Unterhaltungsbedürfnis neben dem rätselhaften Dämmer des Traums, der schaurigen oder berauschenden Zauberwelt, der primitiven mythisch-poetischen Weltauffassung sich regt. Wir wissen heute alle, daß die Brüder Grimm in ihren Märchen zu viel Mythologie, Natursymbolik, Heldensage gesucht und mit einem schönen, romantisch-patriotischen Irrtum diesen Schatz für zersprengte urdeutsche Splitter von Edelsteinen des germanischen Volksglaubens erklärt haben. Nun hat ja Wilhelm Grimm selbst in einem mehr den zünftigen Forschern gewidmeten dritten Bande, zumal in der letzten Ausgabe von 1856, der die gelehrte Sorgfalt Johannes Boltes demnächst endlich eine ungemein vermehrte folgen lassen wird, Quellen erwiesen, Varianten nicht bloß kahl gebucht, sondern auch vortrefflich nacherzählt und den Blick auch schon über Europa hinausschweifen lassen. Aber wir wissen heut ebenso, daß die in Wilhelms Todesjahr 1859 von Theodor Benfey auf Grund der großen indischen Sammlung Pantschatantra mit gelehrtem Scharfsinn vorgetragene Behauptung, nicht nur andere Märchenschätze Asiens, sondern auch die des Abendlandes seien daraus entsprungen, zwar ein Körnchen Wahrheit enthält, doch ein von allen Seiten her unmögliches Monopol aufstellt. Freilich sind z. B. gleich der Froschkönig und der treue Johannes, das Tischlein-deck-dich und der Doktor Allwissend von Indien her auf den alten Handelsstraßen zu Wasser und zu Lande bei uns eingeführt worden, aber wir dürfen nicht gegen die Natur der ganzen Kleinepik und die

vielen Zeugnisse des Altertums falsch generalisieren, sondern müssen immer zwischen Entlehnung und zufälliger Ähnlichkeit, sei es im ganzen, sei es in einzelnen Zügen, unterscheiden. Engländer, Franzosen wie Bédier, Deutsche wie v. d. Leyen und Panzer sind rüstig am Werk. Was Goethe über die Volkslieder sagte, daß alle Völker unter gleichem Himmel sich gleicher Gabe wohlgemut erfreuen, gilt mit der nötigen Abgrenzung auch hier.

Der poetische Wert der Kinder- und Hausmärchen ist ewig. Auch die fort und fort gedeihende Wissenschaft von den Märchen aller Länder und Zeiten wird stets in den Brüdern Grimm ihren Ahnherrn fromm verehren. Was den Kleinen als wundervoller Schatz gehört, was die Alten zu dem Rufe bewegt: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, klingt ein Lied mir immerdar" . . ., was die Forscher in eine große Weltflora einordnen, das kann schließlich nicht schöner bezeichnet werden, als es Ludwig Uhland im Entwurf eines Vortrags getan hat: „Wenn Sie auf der Hausstaffel eine Kindergruppe malerisch gelagert sehen, still aufhorchend, mit bewegten Gesichtszügen und glänzenden Augen, zuoberst aber sitzt eines der älteren Kinder, in tiefsinniger Haltung, mit halbgeöffneten Lippen geheimnisvoll redend, feierlich wie eine Sibylle, dann wissen Sie: hier wird ein Märchen erzählt. Was die Kinder so tief ergreift, das hat auch die gelehrte Forschung lebhaft beschäftigt."



II.

Festvortrag.





Zur Feier von Schillers Geburtstag.

Schillers religiöse Persönlichkeit.

Von Privatdozent Lic. theol. Karl Bornhausen in Marburg i. H.

Wir wollen uns an dem heutigen Gedenktag einen großen Menschen vergegenwärtigen. Wir könnten dies, indem wir seinen Lebenslauf an uns vorüberziehen ließen, oder dadurch daß wir uns in seine Werke versenkten. Doch beide Wege führen uns heute nicht zum Ziel; denn wir suchen mehr: Schillers Geist, Schillers Seele wollen wir begreifen.

Wir pflegen das menschliche Bewußtsein als das, wozu unser Geist fähig ist, dreifach zu zergliedern: in Denken, Handeln und Anschauen. Das Gebiet des Denkens bezeichnen wir in der Wissenschaft mit Logik, das des Willens als Ethik und die Anschauung herrscht in der Ästhetik. Diese Welt des menschlichen Geistes, die Goethe wundervoll mit den Begriffen des Wahren, Guten und Schönen umschrieb, bezeichnen wir dann auch mit dem Wort Humanität und drücken damit aus, daß alles wahrhaft Menschliche in dieser Dreiheit zusammengehalten scheint. Aber es gibt noch eine menschliche Seelenbetätigung, um deren Wesen und Aufnahme in den Kreis der Humanität immer Streit ist: die Religion. Man hat sie als eigenes Erzeugnis des menschlichen Gefühls hingestellt, man hat sie sowohl im Denken wie im sittlichen Handeln und in der Kunst zu begründen gesucht. Zumeist und bei allen großen Geistern ist die Unentbehrlichkeit der Religion im Menschenleben erkannt worden. Mit Recht wurde empfunden, daß menschliche Geistesgröße doch auch die Tiefe, Wärme und Innigkeit nicht entbehren dürfe, die wir in der Religion suchen und besitzen. Aber immer war es auch klar, daß das religiöse Bedürfnis doch eine eigentümliche persönlichste Regung der Menschenseele

darstelle, daß sie nicht wie Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst als allgemeines Geistesgesetz den Menschen aufliege, sondern daß sie in der Verborgenheit der Seele als innerstes Suchen und Besitzen wirke. Wer hat Religion? Nicht nur diejenigen, die von ihr reden oder gar ihr Gesetz finden wollen; aber die, die von ihr leben, die nach ihr leben.

Doch verlangen wir nicht zu viel, wenn wir diese Gedanken der Religion auf Schiller anwenden? Spricht er uns etwann von seinem Lebensideal, so merken wir nicht, daß er es als abhängig empfand von „den unbekannten höhern Wesen, die wir ahnen". So erlebt Goethe; Schillers Art lautet:

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut".

Mit edler Wahrhaftigkeit hat Schiller seine seelische Eigenart gegenüber der Goethes in dem Gedicht „Das Glück" wiedergegeben:

„Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt . .
Groß zwar nenn' ich den Mann, der sein eigener Bildner und Schöpfer
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut."

Bei dieser meisterhaften Charakteristik scheint allerdings der Freund Goethe sehr gut zu fahren. Willig beugt sich Schiller vor dem glückumstrahlten Liebling der Götter. Aber mit Hoheit verbirgt er sein eigenes Selbstgefühl hinter dem heiter-ironischen „Zwar", das seiner Seelenart den Rang hinter der Goetheschen anzuweisen scheint. Doch bei solchem Vergleich eigensten Lebensbesitzes großer Männer gibt es kein Schlechter oder Besser. Hier gilt höchste Gleichwertigkeit der seelischen Eigenart. Und in ruhigem Glanz leuchtet über Schillers Leben sein Wort:

„Groß zwar nenn' ich den Mann, der sein eigener Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt."

Sich selbst bilden und schaffen vermag aber der Mensch nur als denkender selbstbewußter Kopf; in Schillers Denkcharakter beruht Schillers Individualität.

Wenn wir daher Schillers geistige Bedeutung zu bestimmen suchen, so muß unser Blick zunächst an seinem klaren Denken haften, an seinem kraftvollen Willen, an seiner wunderbaren künstlerischen Phantasie. Ungemein klar und durchsichtig erscheint uns seine Persönlichkeit; nichts Problematisches, Unzuverlässiges ist in ihm, sondern in köstlicher Geradheit und enger Geschlossenheit baut sich Schillers Geistesleben auf. Ohne Zweifel, daß in ihm der Künstler obenan steht; er wollte vor allem Kunstschöpfer sein; dieser Arbeit widmete er ein Leben unermüdlichen Fleißes. Aber dabei ist entscheidend, in was und wie er Künstler war. Seine Kunst ging darauf aus, Gedanken in Worte zu kleiden, und diese Gedanken waren ihm nicht fremdes Gut, sondern er schuf sie. Daher war er als Künstler Dichter und zwar nach seinem eigenen Wort: sentimentalischer Dichter.

Schiller war ganz Dichter, weil er Künstler des Worts war. Die deutsche Sprache gewann in seinem Munde einen neuen wundervollen Klang; ungeahnte Formschönheit wußte er seinen Dichtungen zu geben. Aber diese Schönheit war erschaffen durch die Wahrheit und Tiefe des Gedankens, dem sie Gestalt lieh. Nur was Schiller denkt, kann Schiller dichten. Seine Phantasie beugte sich nicht irgendeinem von außen kommenden Zwang, sie gestaltet nur Gedanken, deren Inhalt in seinem eigenen Selbstbewußtsein ihm gewiß geworden war und deren lebendige Verwirklichung ihm unbedingt sittlich geboten schien. Diese Gedanken wurden nun nicht nur Worte, sondern menschliche Gestalten, deren Lebensgewalt er mit erschütternder Kraft auf die Bühne stellte. Jedes Drama Schillers ist ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit, aber zugleich auch aus dem Geistesleben dessen, der es schuf. Jedes Gedicht von ihm verrät nicht nur in der Sprache, es verrät im Gedanken Schillers Schöpferkraft.

Und so sind wir bei dem zweiten: Schiller ist sentimentalischer Dichter. So hat er sich selbst dem naiven Dichter Goethe gegenüber bezeichnet. Dieser Begriff „sentimentalisch" will sagen, daß Schiller der reflektierende, nachdenkende, selbst-

tätige Geist ist, der die Dinge nicht sieht, wie sie sind, sondern sie umschafft zu dem, wie sie sein sollen. Und diese Selbstbeurteilung ist ungemein richtig: Schiller war niemals imstande, als ein Empfangender, unter einem Natureindruck, aus einem Erlebnis heraus Kunst zu schaffen. Erst mußte sein starker Geist ans Werk, und aus dem Eindruck, dem Erlebnis etwas machen, es irgendwie ins Schillerische steigern, wenn seine Kunst dem Gegenstand taugen sollte. Man denke an ein Gedicht von ihm wie „Der Spaziergang". Eine Naturanschauung gibt ihm den Stoff, wir kennen die Gegend bei Jena, die er oft durchwandelt haben mag. Aber diese Natur, wie sie sich ihm bot, gab ihm nur Empfindungen, aus denen wohl Goethe ein sinniges Gedicht geschaffen hätte, die aber einem Schiller nichts sagten. Gedanken mußte er haben, und so legte er in die Landschaft seine Gedanken von dem allmählichen Aufbau menschlicher Kulturförderungen auf dem Boden reiner Natur und verwandelte das einfache Erlebnis in ein gültiges Abbild des Menschenlebens überhaupt durch seine Gedanken. Wie wenig ist am fertigen Kunstwerk dann noch Gabe: nur den Gegenstand hat die Natur geliehen. Den Inhalt aber hat Schiller geschaffen und hat ihm sein eigenstes geistiges Leben mitgeteilt. Und dieser Geist ist so stark und groß, daß er aus seinen Gedanken eine wirkliche lebendige Welt bildet. Hat es solche Räuber gegeben, wie er sie schuf? Ist es eine historische Jungfrau von Orleans oder Maria Stuart, die er abkonterfeit? Nein, das Leben dieser Menschen ist seine künstlerische Gedankenschöpfung, hervorgehend aus seiner Persönlichkeit. Nicht aus regellos schweifender Phantasie, sondern aus ernster und persönlichster Gedankenarbeit schuf er die Welt, die er als sein Eigenstes und doch Allgemeingültiges vor unsere Augen stellte, uns schenkte.

Das Leben, das Schillers Dichtung enthält, ist also in ganz besonderem Sinn sein Werk. Hier hat ernste Überlegung den Stoff gewählt und Gedanken in ihn gelegt; hier ist Menschenschicksal beschrieben worden aus reifem Besinnen heraus, wie Menschen in besonderen Verhältnissen handeln und handeln müssen. Auch die Geschichte beugt sich Schillers Meisterschaft im Denken, und das vollendete Kunstwerk entspricht doch dem geschichtlichen Leben. Die Charakteristik

Wallensteins, die Schiller aus ungenügendem historischen Material schuf, hat Rankes exakte Geschichtsforschung bestätigt. Der Genius ist so stark, daß er aus den Stoffen, die seiner schöpferischen Anlage entsprechen, auch das tatsächliche Leben hervorbringt. So kommt es bei Schiller zu dem wunderbaren Doppelsinn, daß wir bei allem, was er schuf, sagen müssen: es ist seine Welt und es ist doch auch unsere Welt.

Doch diese Art des Genius, der in aller Kunst seinen eigenen Geistesgehalt gibt, bedingt notwendig auch Schranken. Der naive Dichter, der das Leben von außen empfängt und in künstlerischer Gestaltung ausdrückt, hat keine Grenzen. Alles, was Goethe erlebte, vermochte er in seiner Kunst weiterzugeben, unerschöpflich wie die Welt breitete sich sein Dichten aus. Anders der sentimentalische Dichter Schiller; ihm konnte nur der Stoff taugen, an dem Gedankenarbeit zu tun war. Nur der Gegenstand, nur die Erfahrung reizte ihn, die seinem schöpferischen Denken entgegenkam. Und da auch des Genius Geistesschaffen inhaltlich begrenzt ist, so mußte einem Schiller eine Anzahl wertvoller Geisteserscheinungen verschlossen bleiben, weil sein Denken an ihnen nichts zu tun fand. Aus doppeltem Grunde konnten solche Gegenstände spurlos an ihm vorbei gehen: einmal weil sie ihm zu vertraut waren und er sie derart in seinem Wesen besaß, daß sie ihm nichts mehr sagten, daß sie ihm zu zart und teuer waren, etwas von ihnen zu sagen; das andere Mal, weil sie ihm so fern lagen, daß sein Denken keine Anknüpfung bei ihnen fand. Also ein starker Gegensatz herrscht unter den Gegenständen, die Schiller beiseite ließ: sie konnten seinem Gefühl das Teuerste oder auch das fernst Liegende sein. Für seine Kunst aber wählte er nur das, was er mit seinem Denken ergreifen und mit seinem Willen füllen konnte, um es kraft seiner Phantasie zum ewigen Leben als Dichtung zu führen. So behält Schillers Persönlichkeitskunst ihr Maß an den klassischen Bewußtseinsregungen: Denken, Wollen und künstlerischem Schauen. Die Religion ist zunächst unter den Antrieben seiner Kunst nicht.

Aber wir wollen uns jetzt noch ein wenig bei den Gegenständen von Schillers Kunst aufhalten, ob sie uns nicht nach ihrem Sein oder Nichtsein Wichtiges über sein Geistesleben melden können.

Da erscheint zuerst die Geschichte, die große Fundgrube für alle dichterische Phantasie. Unter die Schiller kongenialen Gegenstände gehört vor allem die Antike, Griechenlands Götter und Helden, das griechische Kulturideal. Ferner aus der Geschichte alle Perioden, in denen menschliches Freiheitsstreben sich regt und durchsetzt: also das geistliche Rittertum des Mittelalters, Reformation und Revolution, sei sie in Holland oder Deutschland, die Konfessionskämpfe des Abendlandes, Dreißigjähriger Krieg und anderes. Dann als Hauptgegenstand seine Gegenwartsarbeit: seine Kunst, ihre Normen und Gesetze, ihre geheimnisvolle Bedeutung, die er mit zwei Hauptinteressen vereinigt und bearbeitet: mit der Kantischen Philosophie und der Beschäftigung mit Goethes Genius. Kant und Goethe sind Hauptgegenstände seines Schaffens; dann bewegt ihn noch das Thema „Deutsche Größe", das er in starken Worten über Vaterland und Heimat im „Tell" und anderwärts anschnitt. Endlich das seltsame Problem, wie sich sittliches Wollen zum Vollbringen in Geschichte und Gegenwart verhalte, wie der Mensch es bei redlicher Sittlichkeit zu Zufriedenheit und Gerechtigkeit bringen könne.

Unter all diesen sind die einzigen Themen, wo wir bei Schiller an die Sphäre der Religion streifen, Freiheit und Tugend. Das Thema menschlicher Freiheit, und der Gedanke an menschliche Tugend und ihren gerechten Lohn in der Weltordnung führen bei Schiller von der Sittlichkeit zu Religion. Aber diese beiden Ansätze zur Religion dürfen uns nicht darüber täuschen, daß die Religion als eigentliches Thema unter der Reihe von Schillers Dichtstoffen fehlt: weder aus Antike noch aus Geschichte, weder in Kant noch in Goethe gewinnt er sich irgendeinen eigentlich religiösen Gegenstand. Und beim Thema menschlicher Freiheit und dem Ausgleich von Gut und Böse in der Weltregierung, dem Thema der Gottesrechtfertigung oder Theodizee hat er die energisch religiöse Behandlung vermieden. Das Sittliche zieht ihn an diesen Fragen an, wie er auch durch rein sittliche Überlegungen die Frage nach Gottes Gerechtigkeit zu lösen sucht. So erscheinen die religiösen Themen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit bei Schiller nur nebenher und als Ausfluß seiner ethischen Gegenstände und Aufgaben; nicht als Zweck seiner Kunst, nur als wahlverwandt mit seinen sitt-

lichen Forderungen regt sich die Religion in Schillers Dichtungen. Am ehesten haben noch einzelne Gedichte teil an der Religion: Die Worte des Glaubens, Hoffnung, Kolumbus. Eine eigentlich religiöse Persönlichkeit hat Schiller nie in seiner Kunst dargestellt, trotzdem mancherlei kirchliche Gestalten: Jesuiten, Priester, christliche Ritter auftreten. An dem Ritter im „Kampf mit dem Drachen" fesselt ihn nicht das Religiöse, sondern der sittliche Widerstreit von Mut und Gehorsam. Die Gestalt Luthers zieht ihn nicht um ihrer Frömmigkeit willen an, sondern er verehrt die männliche Freiheit, die die Fesseln Roms abschüttelt und zur Rettung der eigenen Seele den Kampf mit der ganzen Welt aufnimmt. Also gerade die Religion als eigenste Seelenangelegenheit, als individuellen Schatz der Einzelpersönlichkeit macht Schiller niemals zum Gegenstand seiner Kunst. Denn diesem Individuellen kann er nicht das Gesetz seines Geistes geben, dieses Persönliche kann er nicht als Forderung an alle Menschen aufstellen. Kurz, religiöses Fühlen taugt ihm nicht zu künstlerisch allgemeingültiger Darstellung.

So müssen wir die Religion, abgesehen von der Wahlverwandtschaft mit der Sittlichkeit, zu den Gegenständen rechnen, an denen Schiller vorbeiging, weil sie seiner Forderung allgemeingültiger Kunst nicht entsprachen, weil sie ihm zu subjektiv waren. Und oft genug ist aus dieser Tatsache der Schluß gezogen worden, daß Schiller keine bejahende Stellung zur Religion eingenommen habe, weil ihm religiöse Lebendigkeit abging. Diese Folgerung ist überaus voreilig, da sie die Weite des Schillerschen Geisteslebens in unrichtiger Weise einengt. Das Fehlen der Religion unter den dichterischen Vorwürfen Schillers hat ganz andere psychologisch charakteristische Gründe. Das stark intellektualistische Kunstideal dieses pathetischen, begeisterungsreichen Dichters erlaubte ihm nicht seine innersten persönlichen Gefühle in seiner Dichtung zu behandeln. Auch seine Liebe, das Glück seiner Ehe wurde ihm kein Gegenstand seiner Kunst; das war der persönliche Schatz seines Lebens, der die Welt nichts anging. Schiller schied in sich selbst scharf zwischen Künstler und Mensch: das größte Glück seines Lebens konnte dem Dichter doch untauglich sein zur Darstellung, weil zu viel Individuum, zu viel Persönliches, zu viel Gefühl und zu wenig Gedanke darin

enthalten war. Hier handelt es sich nun um eine ganz zarte Angleichung an das keusche Seelenempfinden des Dichters: der tiefe Reichtum innerlichen Glücksgefühls, die Seelenhingabe der Religion ist zu persönlich, als daß sie in Gedanken und Worte gefaßt werden kann. Das Erlebnis der Seele ist stumm, und schweigend verbirgt es der Mensch in seinem Gemüt; aber wenn der sittliche Wille dieses Erlebnis erfaßt und heraufhebt in die Sphäre der Gedanken, dann erwächst die Kulturidee der Religion auch bei Schiller. Hier muß also die Behauptung gewagt werden, daß Schillers Seele einen Gemütsbesitz aufs reichste in sich tragen konnte, ohne daß er sich über ihn in breiter Gedankenaussprache Rechenschaft gab oder gar ihn in seiner Kunst darstellte. Die Religion lag ihm zu tief untergetaucht im Unsagbaren; er wagte es nicht, in seine Begriffe sie zu pressen. Daher das wundervolle Ausweichen, wenn man ihn auf irgendeine Religion festlegen will: keine bekennt er aus Religion, weil ein Bekennen der Religion im Begriff schon ihr Wesen als Gefühl zerstört. Dies Tiefste läßt sich weder sagen noch verstehen; so richtet er sich selbst nach seiner ernsten Weisung:

„Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr."

Daraus verstehen wir, daß Schiller die Religion als einen Gegenstand seiner Kunst liegen lassen mußte; aber wir dürfen doch behaupten, daß er Religion als eigenen Seelenbesitz hatte. Eine doppelte Aufgabe bleibt uns daher jetzt. Wir wollen zeigen, was Schiller von der Religion als wahlverwandt seinen künstlerischen Stoffen in seine Dichtung übernahm. Es wird das nur das wenige sein, was sich aus der Religion in die Sphäre des Gedankens und Willens erheben ließ und sich so seinem eigentümlichen Genie anpaßte. Dann aber wollen wir aufzeigen, was sich in der Gesamtweltanschauung Schillers als religiöser Untergrund aufdecken läßt, und nachweisen, wie Religion durch die ganze Lebenshaltung Schillers, durch seine Persönlichkeit hindurchströmt, hindurchwirkt auf uns.

Wir haben erwähnt, daß Schiller mit Vorliebe die Geschichte nach Stoffen für seine Kunst durchsuchte und daß

er in der Geschichte durchaus nicht die Gegenstände vermied, die ihm religiöse Anknüpfung gaben. Die Religion als eine Haupterscheinung des geschichtlichen Lebens anzuerkennen hat er niemals versäumt, und dem Christentum hat er gern die Palme der Religionen gewährt. Ohne Zweifel, daß das Christentum erst wahre und reine Sittlichkeit gebracht hat: das Gesetzliche, Harte wich, die freie Neigung, die liebende Aufopferung trat an die Stelle des Zwangs. Freudig wird alles Irdische dem Ideal geopfert. Die Seele und ihr Leben geht über allen Weltwert. Diese Anerkennung des Christentums in der Geschichte dehnt sich auch auf den Urheber desselben, auf Jesus aus. Aber über die Bedeutung Jesu hat sich Schiller dann nicht weiter ausgesprochen. Als Geschichtsforscher mangelte ihm das Material zur Erkenntnis Jesu, als Poet und Philosoph sah er in ihm einen Genius, dessen eigentümliche Bedeutung in Begriff zu fassen ihm nicht möglich war. Das religiöse Gefühl versagte ihm auch Jesus gegenüber die Worte. Daß ihm dagegen das Geheimnis des Genius durchaus an die Sphäre des Religiösen streifte, hat er häufig ausgesprochen; die beiden Gedichte: „Der Genius“ und „Kolumbus“ laufen aus auf den religiösen Gedanken, daß im genialen Menschen wunderbare Kräfte wirken, die nur als göttlich zu bezeichnen sind. Etwas Göttliches wirkt nun wie im Genie so auch in der Geschichte: in der Reformation, im Volk, das um seine Freiheit kämpft, im Menschen, der das große Spiel des Lebens spielt. Schiller denkt nicht daran, die Personen seiner Dramen in sittliche Gedanken aufzurechnen. Vielmehr läßt er in ihnen das unvorsehbare Geheimnis des Lebens, das Unvernünftige, das von höherem Gesichtspunkt aus Vernunft ist: Wallenstein. Seine Geschichtsauffassung ist sittlich-religiös durchtränkt; er glaubt an den Sieg des Guten, an die Durchsetzung von Freiheit und Güte in der Menschheit. Und kühn schwingt er sich zur religiösen Sprache auf, wenn er die edelsten Güter der Menschheit, Selbstüberwindung, Befreiung von Schuld und Unrecht, Erhebung zu reinerem Leben feiern will. Das alles ist ein Übergreifen in die Religion, da Schillers Einsicht nicht an den geheimnisvollen Beziehungen vorbei kann: Religion und Geschichte, Freiheit und doch ewiger Zweck in der Geschichte. „Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit

dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht die Geschichte dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Notwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Gregors und Cromwells geheimhält, eilt sie, der Menschheit zu offenbaren: daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert." [1])

Hat den Historiker Schiller besonders die Frage nach sittlicher Freiheit und Abhängigkeit des Menschen gequält und leitet er diese Frage zuletzt auf religiösen Boden über, so beschäftigt den Philosophen Schiller die Frage nach Gott, nach der Zusammenfassung des Daseins in einem höchsten Willen. Mit Sehnsucht hat Schiller sein ganzes Leben hindurch den Gedanken Gott umfaßt und seine Seele an die Gewißheit gehängt, daß einheitliche Vernunft und allwaltende Sittlichkeit von Gott ausströme in alles irdische Leben. Allerdings wurde auch hier in der Philosophie, die starkes Denken verlangt, nicht das persönliche Gefühl von Gott herangezogen. Aber wer wollte behaupten, daß Schiller Gott nur kalter Gedanke gewesen sei, dem Mann, der so deutlich Denken und Fühlen schied:

„Allen gehört, was du denkst; dein Eigen ist nur, was du fühlest.
Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst."

Also deutlich bekennt er, daß es mit dem Denken Gottes nicht getan sei, wenn das persönlichste Empfinden befriedigt werden soll. Aber das Denken vertreibt das Gefühl; so weicht auch aus dem religiösen Gottesbegriff das Gefühl, und es bleibt der gedachte Gott, der denknotwendige Gott. Diesem Zwang, Gott nicht nur im Gefühl, sondern im Denken zu haben, hat Schiller wundervoll nachgegeben, ganz in den Bahnen seines Meisters Kant. Nur daß Schiller nun seinen sittlichen Willen zu Gott, seine Idee von Gottes heiliger Weltregierung und sittlicher Ordnung der Menschheitsgeschichte umkleidete mit dem Aufschwung tiefster dichterischer Begeisterung. Schiller nimmt seinen Gottesgedanken nicht als eine Größe

---

[1]) Antrittsrede, Säkularausgabe XIII, S. 22.

im Himmel, sondern er ringt um diesen sittlichen Gottesbegriff im Kampf des Alltags. Die Seele muß sich emporarbeiten zu diesem Gott, sie wird nicht mühelos hinaufgezogen. So wachsen gewaltige sittliche Kräfte in Schillers philosophischem Aufstreben zu seiner Gottesvorstellung. „Nahet Euch dem Gott, den ihr meinet": Dieser Schlußsatz seiner Jugendphilosophie ist ein Grundsatz seines religiösen Denkens, aber mehr noch seines künstlerischen Schaffens. Der Gottesgedanke ist seiner Kunst wahlverwandt, er ist ein Richtpunkt des Denkens und Handelns, den er in seiner Dichtung als vorbildlich hinstellte. Mag dieser Gottesgedanke drum nur als sittlicher Gedanke, verkürzt um seinen religiösen Empfindungsgehalt in Schillers Kunst auftreten, immerhin bleibt er Religion.

Und denken wir endlich an den Dichter Schiller, an den Künstler, der in der Ballade oder der Freundschaftsode, in Votivtafeln oder breiter Kulturbetrachtung poetisch den Tiefsinn des Lebens aussprach und zusammenfaßte. Wie finden wir da in seiner Poesie über Freiheit und Gott hinaus den Glauben an die Unsterblichkeit ausgesprochen! Sollte es etwa für den sittlich strebenden Menschen eine Lebensgrenze geben? Sollte das kalte Abschneiden des Lebensfadens wirklich Seelentod bedeuten? Schon der Künstler, der Genius in Schiller verneint dies Unmögliche: unsterblich wie die Kunst ist auch ihr Gegenstand, die Menschenseele. Und wunderbar feiert er die Macht der Künstler, die nicht vor der Todespforte anhält, sondern sie überwindet, wenn auch die rauhe Wirklichkeit zeitlichen Tod brachte.

„Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht,
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ozean
Und trafet das entflohene Leben
Jenseits der Urne wieder an; . . ."

Daher gibt es für das Genie kein Sterben in der es umgebenden Welt. Noch weniger aber kann der Genius selbst dem Tode anheimfallen. Wundersam hat Schiller in „Ideal und Leben" das Sterben und Auferstehen des großen sittlich strebenden Menschengeistes verherrlicht. Mag alle Pein der Welt auf

ihn einstürmen, endlich reißt er sich im Tode vom Irdischen los und steigt aufwärts zu Verklärung in die Ewigkeit. Der Gott wird so im Menschen frei; und in jedem Menschen ist etwas Göttliches, das Unsterblichkeit hat. Deswegen pflanzt der Christ mit Recht noch am Grabe das Zeichen der Hoffnung auf; nicht für des zeitlichen Lebens dickes Nebeltal sind wir geboren, sondern für die ewige Sonne, die uns jenseits aller irdischen Schranken leuchtet. So schwingt die Sehnsucht sich im Wagnis des Glaubens hinüber in die Gefilde der Seligkeit. Hier stellt sich die Frage Schillers nach dem Christentum als einzige ästhetische Religion ein, und manche noch kaum verfolgte Gedankenlinie spinnt sich von da zu Schleiermachers Theologie. Ist nicht Schleiermachers Gefühlsbetonung von Schiller bedeutsam präludiert? Kein Einsichtiger wird verkennen, daß Schillers Gedankenlyrik in diesen Dichtungen die Grenzen sittlicher Ideale überschreitet, daß dieser Glaube, diese Hoffnung deutlich religiösen Charakter haben. Schon der mächtige Aufschwung der Sprache, den diese Poesie zeigt, ist Beweis, daß Schiller die Macht des Gefühls nicht mehr zurückhalten kann in enger Gedankenschranke; mit ewigen Forderungen verlangt das religiöse und persönlichste Gefühl auch in der Sittlichkeit sein Recht; die Woge innerster Ergriffenheit braust über alle logischen Grenzen hinweg in die Welt der Religion. Wohl herrscht auch in dieser Dichtung die Meisterkraft Schillers über die Gedanken; aber gerade diese Kraft durfte es wagen, zuletzt vollbewußt die sittlichen Ideale überzuleiten in die Sprache der religiösen Mystik, von der Menschwerdung des Heiligen zu reden und sie damit deutlich zu kennzeichnen als Religion.[1])

So entdecken wir in der Art, wie Schiller die Gegenstände seines Forschens, Denkens und Dichtens behandelte, doch deutliche Spuren religiöser Anlehnung und eigener religiöser Erfahrung. Auch dieser starke Geist mit seiner ernsten Künstlerzurückhaltung konnte es nicht verhindern, in seinen Werken die Spuren seiner inneren religiösen Energie zurückzulassen und von dem zu reden, was als individuelles Suchen und Fordern ihm die Seele bewegte. Weil er nur so selten sein

---

[1]) Jonas, Schillerbriefe IV, S. 236.

innerstes Fühlen andeutete, gerade darum sind diese Spuren der Religion in seinen Werken wichtig.

Als Goethe im Maskenzug von 1818 die Werke Schillers symbolisch vorführte, ließ er Aurora über die Braut von Messina und ihre Mutter folgende Stanzen sagen:[1])

„So sprech' ich's aus im Namen dieser beiden;
Sie schauen starr, sie finden sich verwaist,
Von unverhofften, unverdienten Leiden
Wie scheues Wild vom Jägergarn umkreist.
Vergebens willst Du Dir's vernünftig deuten;
Was soll man sagen, wo es bitter heißt:
Ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Bösen!
Ein schwierig Rätsel, rätselhaft zu lösen.

Uns zum Erstaunen wollte Schiller drängen,
Der Sinnende, der alles durchgeprobt;
Gleich unsern Geist gebietet's anzustrengen,
Das Werk, das herrlich seinen Meister lobt. —
Wenn Felsenriffe Bahn und Fahrt verengen,
Um den Geängsteten die Welle tobt,
Alsdann vernimmt ein so bedrängtes Flehen
Religion allein von ewigen Höhen.

Doch nun wollen wir noch einen Blick auf die Gesamtweltanschauungsweise Schillers werfen, auf die Innenseite seines Lebens, um vielleicht daraus einen noch deutlicheren Aufschluß über seine persönliche Stellung zur Religion zu erhalten. Die Beurteilung, die Schiller auf Welt und Leben anwendete, nennen wir sittlichen Idealismus und bezeichnen damit eine Lebensauffassung, die die Mängel des endlichen Daseins übersieht im Hinblick auf die Verhältnisse, die eigentlich herrschen sollten, und die, wenn sie auch nimmer erreicht werden, doch des Menschen Herz mit Freude und Hoffnung erfüllen. Mit dieser Gedankenrichtung hat nun der Idealismus ohne weiteres religiöse Art, obwohl er keine Religion ist. Der Idealismus Schillers nimmt trotz aller Widersprüche des Lebens eine ein-

[1]) Werke, Jubiläums-Ausgabe IX, S. 360.

heitliche Ordnung der Welt an, in der das Gute durch Gott endlich zur Herrschaft kommt; er glaubt an den Sieg des Guten in der Welt und weiß gewiß, daß Reinheit und Güte der Menschheit zuteil werden müssen. Um so stärker empfindet er den Abstand von diesem ewigen Ziel, den Abstand, den Schuld und Unrechttun immer vergrößern. Wie soll der Fortschritt zu dem Reich Gottes gefördert werden? Auch der Idealismus Schillers will es durch Gehorsam und Unterwerfung unter die Qual des Lebens, durch unnachsichtliche Befolgung der Sittengebote, durch restlose Bezwingung seines Selbst, durch Aufopferung für die Mitmenschen. Daraus entquillt ihm aber die Gewißheit, daß zuletzt der Mensch sich ins Reich reiner Sittlichkeit hinüberschwingen könne. Das „Erlöse uns von dem Übel" wird Schillers Idealismus wahr in der völligen Hingabe an Dinge, die man nicht sieht, die einer höheren, religiös verklärten Welt angehören. Natürlich dürfen wir diesen Idealismus Schillers nicht etwa als christlichen Glauben ansprechen. Aber wir müssen uns daran erinnern, daß diese Gedanken ja auch nur der verstandesgemäße philosophische Auszug aus dem tiefsten Gefühlsleben Schillers sind, von dessen Wesen er uns nichts verriet. In seinem Idealismus haben wir nur einen allgemeingültigen begrifflichen Niederschlag aus dem Reichtum, den Schillers persönliches Gemütsleben einschloß.

Daß tatsächlich Schillers Persönlichkeit stärkere religiöse Gemütskräfte in sich trug, als seine Werke verrieten, das zeigt uns die Art, wie er sein Leben seinem idealistischen Denken anzupassen wußte. Erfahren wir fast immer, daß Denken und Verhalten der Menschen nicht übereinstimmen, so sehen wir bei Schiller eine erstaunliche Fähigkeit und Kraft, seine Lehre in seinem Leben zu bewahrheiten. Er ist einer der ganz seltenen Menschen, denen zu ihrem Wollen auch ein Vollbringen gegeben war. Je reifer er wurde, desto klarer stellte er sich die Pflicht einer unentwegten Selbsterziehung in der Tagesarbeit und im persönlichen Verhalten. Es ist überraschend wie viel Kraft der Schwerkranke auch in seinen letzten Lebensjahren noch aufwendet, außer in seiner Kunst auch in seinem Leben reine Güte, strenge Selbstüberwindung darzustellen. Für Goethe erschien Schiller täglich vollendeter, immer aufsteigend: so rastlos strebte er empor zu den Höhen,

die seine Seele mit unendlicher Sehnsucht suchte. Das ist das Wunderbare, daß er, als er schon wußte, daß sein Leben verloren war, nun nicht etwa für die Ewigkeit seines Werkes arbeitete, sondern daß er bis zuletzt seine Kraft aufbrauchte, seinen Seelenwert zu steigern, ein reinerer, besserer Mensch zu werden. Nur dadurch, daß Schiller bis zum letzten Atemzug aufwärtsstieg, zog er auch sein Lebenswerk immer mit sich hinauf. Der Mensch ist hier viel größer als sein Werk. In dem Menschen Schiller erscheint eine Seelenkraft, eine Erhabenheit über alles Schicksal, eine Ruhe und Geborgenheit in ewigen Werten, die wir nur als Religion bezeichnen können. Gerade die letzte Lebenszeit Schillers, in der er so gern als der abgeklärte Philosoph aufgefaßt wird, zeigt, wie das Gefühlsleben dieses Mannes sich vertieft haben muß, wenn er sein Leben in dieser Leidensverklärung durchführen konnte. Und die Kräfte dafür müssen wir in der religiösen Tiefe seines Wesens suchen, von der er noch nicht einmal in Briefen sprach, weil er sie nicht in Worte fassen konnte. Aber diese religiöse Tiefe: er besaß sie, er hat sie uns gezeigt in schweren, qualvollen Leidensstunden, aus denen er sich mit starkem Aufschwung wieder erhob; sein edles Menschentum ist nicht in Gedanken und Willen, es ist zuletzt nur in religiöser Gefühlstiefe zu begründen, in der Gewißheit, gehalten zu sein von ewigen Armen.

Und ein letztes wäre hier zu erwähnen. Fragen wir uns doch, warum uns diese religiöse Innenseite von Schiller so anzieht? Nun darum, weil sein Leben und seine Werke mit so hinreißender Gewalt auf uns wirken, daß wir das Unerklärliche nur als Religion bei ihm fassen können. Dieser Mann, dessen vertiefende Nachwirkung in unserem Volk zur Unzeit gestört worden ist, gehört zu den Persönlichkeiten, deren Wesen geradezu unmittelbar religiös und erhebend wirkt. Niemals ist Religion so undogmatisch, so wort- und begrifflos gepredigt worden. Was Wunder, daß sie auch verkannt worden ist. Ja sie mußte das normale historische Christentum mit Schrecken erfüllen. Drei harte Negationen sind es, die uns Schillers religiöse Persönlichkeit aufgibt: er hatte weder Kirchensinn noch Bekehrungsbewußtsein noch auch Gebetsbedürfnis. Und gerade um die Erhaltung dieser drei tiefen christlichen Güter ringen wir heute mit heißem Bemühen. Aber Vorsicht, daß

wir die nicht unfromm schelten, denen diese drei Güter wertlos geworden sind. Schiller ist ihr Führer, und viele sind heute seine Nachfolger, ohne es zu wissen, Kinder seines Geistes und der religiösen Gegenwart. Und was geht es uns an, wenn Gott sich von jenen anders erleben lassen will als es uns gerade paßt. Wir werden die Schicksalsuhr der Religion in den Menschenherzen niemals gleichschlagen machen; und kirchlichem Widerstand zum Trotz wird das Geistesleben Schillers still weiter seine Aufgabe an der deutschen Volksseele erfüllen. Freilich ist diese Religion Schillers nicht ein bequemes Evangelium der Oberflächlichkeit; es geht nicht, daß man sich ein passendes Stückchen von Schillers Weltanschauung nehme und damit sein geistiges Leben behaglich friste. Wohl begnügen wir uns gewöhnlich bei der Nacheiferung des Großen mit Halbheiten. Aber Schillers religiösem Charakter nachfolgen, heißt sich ganz hingeben in voller logischer und ethischer Bewußtheit, hingeben an ein sittlich religiöses Ideal. Nur die Totalität der Lebensführung unter diesem einen Lichtpunkt, dem Magnetpol des menschlichen Fortschritts und Aufstrebens überhaupt, nur sie ist schillerisch. Wem aber im Herzen die gleiche Sehnsucht nach oben sich entzündet, dem antwortet dann aus Schillers Wesen ein starker Aufruf zur Religion. Viele haben ihn vernommen und sind dann ihren eigenen religiösen Weg gegangen, in voller Freiheit, wortlos und treu wie er es auch getan hat. Wohl dem, der nicht viel von Religion zu reden braucht, weil er sie hat. Und wenn er sie hat, sie so wie Schiller hat als Grundlage des ganzen Wesens, dann wird's wohl Gott einerlei sein, welcher Glaubensgemeinschaft er angehört. Bei Schiller ist uns diese Außenseite seiner Religion ganz gleichgültig. Mag er von Kirche und Konfession nichts gehalten, die katholische Kirche wie die evangelische gering geschätzt haben und manch herbes Wort über christliche Gebräuche gesagt haben. Wir haben in Schillers Religion anderes zu suchen: denn wir müssen es ihm danken, daß er uns in seinen Werken und in seinem Leben Stätten gegeben hat, in denen wir Gott verehren dürfen als von allem wahrhaft Heiligen beseligte Menschen.

III.

Aus den Fachabteilungen.





Goethe und die französische Revolution.

Von Dr. Eberhard Sauer in Frankfurt a. M.

Das große Interesse, das wenigstens die Nachlebenden der französischen Revolution entgegenbrachten, die des Ereignisses ganze Tragweite zu erfassen imstande waren, hat immer wieder zu der Frage geführt, wie Goethe sich zu ihr verhalten habe. Was weitere Kreise von der Stellung Goethes erfuhren, ein paar aus dem Zusammenhang gerissene Sätze aus seinen Gesprächen, eine sehr geringe Kenntnis der verachteten sogenannten Revolutionsdichtungen, genügte freilich nicht, eine gerechte Beurteilung des Standpunktes des Weimarer Dichterfürsten zu ermöglichen. Dazu kamen die schiefen Darstellungen seiner Biographen, von dem scharfen Tadel des zornigen Demokraten Johannes Scherr[1]) bis zu dem blühenden Unsinn in Alexander Baumgartners Goethebuche.[2])

Die fortschreitende philologische Wissenschaft hat auch hier mit mancherlei Irrtümern aufgeräumt; K. Heinemann[3]) und vor allem Bielschowsky[4]) sind davon zurückgekommen, die Achillesferse des Olympiers in den Dichtungen der Jahre 1790—94 zu suchen. Eine Anschauung blieb aber bestehen, nämlich die, daß Goethe an politischer Einsicht von vielen seiner Zeitgenossen, vor allem von Wieland überragt wurde. Was Goethe aber von ihnen allen trennte, war seine Vorurteilslosigkeit gegenüber den unter den Schlagworten der Freiheit und Gleichheit eingeführten französischen Neuerungen, die ihn befähigte, weit eher als seine Freunde den Umschlag von

[1]) Allgemeine Geschichte der Literatur, Stuttgart 1887. II. Bd. S. 258.
[2]) Goethe, sein Leben und seine Werke, II, S. 145 ff.
[3]) Goethe, 3. Aufl. 1903, S. 450 ff.
[4]) II, S. 44 ff.

Volks- zur Pöbelherrschaft vorauszusehen. Daß er die Ideale der Kosmopoliten nicht teilen konnte, lag in seiner Natur, ein Fürstenknecht ist er darum nicht gewesen; denn insofern es sich um die Abschaffung der alten Feudalreste handelte, um die Hebung und Befreiung der niederen und mittleren Volksklassen, teilte er die Ziele der Revolution. Daß er diese Bestrebungen aber aus dem égalité-Geschrei der Pariser Horden nicht herauszuhören vermochte, lag daran, daß er politisch keine unbedingt selbständige Natur, d. h. als Staatsmann ein Anhänger des ancien régime war, wozu ihn seine Stellung, seine persönliche Freundschaft zu dem Herzog naturnotwendig gemacht hatte. Wenn er wirklich die letzten Versuche, der alternden Verfassung des Reiches neues Leben einzuflößen, das Zustandekommen des Fürstenbundes, eifrig unterstützt hat,[1]) so würde das beweisen, wie tief er von den Leitsätzen des alten Europa ergriffen war; und wenn man die Politik der Großmächte in den neunziger Jahren verteidigt, wie es von Sorel[2]) geschehen ist, so wird man Goethe nicht tadeln können, wenn er glaubte, durch Jahrzehnte gefestigte Grundsätze nicht gegen das unfruchtbare Freiheitsgeschwätz eintauschen zu dürfen.

Daß er ein fanatischer Anhänger des legitimistischen Prinzips gewesen, widerlegen auch seine Dichtungen leicht. Als solcher hätte er niemals den „Reineke Fuchs" neu belebt, der doch ein gewiß nicht eben schmeichelhafter Fürstenspiegel ist. Goethes ganze Natur schreckte aber vor jeder stürmischen Massenbewegung zurück, die ihm ein gedeihliches Fortkommen der Menschheitsbildung stört; wie die Revolution hat er, der Protestant, selbst die Stürme der Reformation getadelt, die der Blüte des Humanismus ein Ende bereitet haben.[3]) Daß nicht nur der „Geheimerat" vor den stürmischen Neuerern sich abwendete, ist ebenfalls aus seinen Werken bestätigt; treffend hat Hettner darauf hingewiesen[4]), wie wenig günstig schon der Stürmer und Dränger in seinem „Götz" die Kämpfe des Bauernkriegs behandelt hat. Das wahre Glück war Goethe

---

[1]) Vgl. Deutsches Wochenblatt, 1893 Nr. 48, Goethes politische Anschauungen von Max Koch.

[2]) L'Europe et la Révolution française, I, Paris 1897, S. 55 u. ö.

[3]) Weissagungen des Bakis. Nr. 17.

[4]) Kleine Schriften, Braunschweig 1884, S. 437.

begründet in wahrhaft menschlicher Freiheit, nicht in jener politischen, die nur auf Wahrung ihres Anteils an der Staatsregierung eifersüchtig ist. Daß er diesen Standpunkt in des „Epimenides Erwachen" teilweise zurückgenommen und sich entschuldigt, weil er der Volkskraft zu wenig zugetraut — alles Große und Gescheite ist nur in der Minorität[1]) —, will mir wenig einleuchten, besonders daß der Grundgedanke dieses an und für sich doch recht belanglosen Festspieles der sei, daß Volkskraft und Volkswille erst imstande sind, die dämonische Gewalt des Despotismus zu brechen.[2]) —

Der Ausbruch der Revolution war Goethe nicht unerwartet gekommen, wie die Aufmerksamkeit beweist, mit der er die Pariser Vorgänge bereits vor dem Bastillesturm verfolgt hatte. Partei zu ergreifen lag nicht in seiner Absicht, wie der von B. Suphan veröffentlichte Brief an einen unbekannten deutschen Patrioten zeigt. „Nicht ohne schmerzliche Teilnehmung habe ich bisher dem Laufe der Sache zugesehen, als Schriftsteller wenig, und als Privatmann das Mögliche getan, um durch Klarheit und Mäßigung den Partheygeist wenigstens in einem kleinen Zirkel zu mindern und ins Gleichgewicht zu bringen." Der nur im Konzept vorhandene Brief lehnt eine an ihn ergangene Mahnung, gegen vaterlandsfeindliche Bestrebungen mit dem Gewicht seines Namens einzutreten, bescheiden und bestimmt ab. Die Einladung geschah vielleicht von Gentz für die von ihm gegründete Neue Deutsche Monatsschrift (v. 1795). Suphan vermutet, daß Goethe (klarer als Klopstock) erkannte, daß die deutsche Literatur gerade in den höchsten Kreisen keine Macht sei, und deshalb keine Hilfe von dem Entgegentreten der führenden Geister der Nation gegen das aus Westen vordringende revolutionäre Unheil sah.[3])

In den Tag- und Jahresheften 1789[4]) hat Goethe ausgesprochen, daß er mit seiner Beurteilung der Halsband-

[1]) Vgl. dazu Schiller im „Demetrius" I. „Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen."

[2]) Franz Cramer, Despotismus und Volkskraft, eine Goethesche Konfession, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, IX. Serie S. 547—578.

[3]) Vgl. Goethe-Jahrbuch 16. Bd. S. 12 ff.

[4]) Jubiläums-Ausgabe 30. Bd. S. 77.

geschichte von 1785, die einen unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrund eröffneten, in dem ihm die greulichsten Folgen gespensterhaft erschienen, ganz allein gestanden, ja, daß seine Freunde ihm später bekannten, daß er ihnen wie wahnsinnig vorgekommen sei. Der Zusammenbruch aller Verhältnisse, dem er aus nächster Nähe beiwohnte, schien ihm seine ersten Befürchtungen nur zu bewahrheiten. „Einem tätigen, produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zugute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung aus ihm spräche, was denn besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle."[1]) Sein berühmter, von Hettner bis in den Himmel gehobener Ausspruch[2]) nach der Kanonade von Valmy, „Von hier und heut geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen", der doch erst 1820 niedergeschrieben wurde, wird also reichlich überschätzt. „Man wird ihm beistimmen," fährt er dann fort, „wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war Der Bürgergeneral geschrieben, ingleichen Die Aufgeregten entworfen, sodann die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten; alles Produktionen, die dem ersten Ursprung, ja sogar der Ausführung nach meist in dieses und das folgende Jahr gehören."

Diese Äußerung gibt uns den Schlüssel zu dem Verständnis der Revolutionsdramen. Die deutschen Zustände waren es, die ihn hauptsächlich ärgerten, und mit diesem Gefühl steht er durchaus nicht allein. Die Weise, in der er seinem Ärger Luft machte, hat nichts Befremdendes, begab er sich doch damit auf ein Gebiet, das Gegner und Freunde der Revolution bereits betreten hatten und deren Leistungen der Leiter des Weimarer Theaters nur zu genau kannte, hatte er doch Kotzebues „Weiblichen Jakobinerklub", ja das traurigste dieser Machwerke, den „Emigrant" von Bunsen, in seinem Repertoire.[3])

[1]) Tag- und Jahreshefte 1793, a. a. O. 30. S. 17.

[2]) Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, III, 2, S. 109.

[3]) Vgl. C. A. H. Burkhardt, Das Repertoire des Weimarischen Theaters. Theatergeschichtliche Forschungen 1.

Indem er versuchte, diese Theaterstücke zu ersetzen, konnte er sich nicht allzuweit von ihren Kreisen entfernen, denn daß sie den Geschmack des Publikums getroffen haben, beweist ihr Erfolg. Werden auch durch diese Erwägung die Goetheschen Versuche nicht bedeutender, so wird das Urteil doch ohne weiteres ein anderes, wenn man nicht mehr die Auffassung Goethes von der französischen Revolution aus ihnen herauslesen will, die eine gefestigte, reine, unbefangene weder bei Goethe sein konnte, noch zu dieser Zeit bei irgendeinem Menschen in Deutschland war. Hätte Goethe dithyrambische Freiheitslieder von sich gegeben, so hätten auch diese nichts für sein Verständnis der Revolution bewiesen, das zeigen doch Klopstocks Oden deutlich genug. Die allgemeine Stimmung, der jeder unterworfen war, hat Goethe selbst trefflich dargestellt: „Doch wie sollte man sich erholen, da uns die ungeheuern Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag beängstigten und bedrohten! Im vorigen Jahre hatten wir den Tod des Königs und der Königin bedauert, in diesem das gleiche Schicksal der Prinzessin Elisabeth. Robespierres Greuelthaten hatten die Welt erschreckt, und der Sinn für Freude war so verloren, daß niemand über dessen Untergang zu jauchzen sich getraute, am wenigsten da die äußeren Kriegsthaten der im Innersten aufgeregten Nation unaufhaltsam vorwärts drängten, rings umher die Welt erschütterten und alles Bestehende mit Umschwung, wo nicht mit Untergang bedrohten." [1])

An Aufmerksamkeit ließ es Goethe den Weltereignissen gegenüber auch weiterhin nicht fehlen, wie die Aufzeichnungen der Tag- und Jahreshefte zeigen. Der weimarische Hof nahm ebenfalls Anteil, wie aus dem Briefwechsel der beteiligten Personen hervorgeht, wenn man auch klare Urteile vermißt; außer einer zunehmenden Abneigung gegen die Franzosen — „Wer diese Nation in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen," schreibt der Herzog 1793 an Knebel[2]), „sie sind alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht" — findet sich wenig Positives. Selbst die kluge Anna Amalia schreibt: „Was die

[1]) A. a. O. 30, S. 19.

[2]) Knebels Nachlaß und Briefwechsel, ed. K. Varnhagen von Ense und Theodor Mundt, I. S. 177.

französische Revolution betrifft, so trau ich mir nicht, darüber zu urtheilen, aber ich glaube, man könnte über den jetzigen Zustand der Franzosen einem gewissen Griechen nachsprechen, der zu Solon sagte: chez vous les sages discutent et les foux décident. Bis jetzt ist es noch eine völlige Anarchie; ob etwas Gutes herauskommen wird und kann, muß die Zeit lehren."[1]) Auch ihr ist das Ereignis nicht ernst genug, um es nicht zu billigen Späßen heranzuziehen: „Ob wir zwar hier keine Staatsumwälzung haben, so scheint doch die Natur mit uns eine sehr unangenehme Veränderung im Sinne zu haben, daß sie aus vernünftigen Geschöpfen Schwämme machen will, denn seit zwei Monaten haben wir nichts als Regen und die abscheulichste, feuchteste aller Witterungen gehabt."[2]) Dieselbe Wendung gebraucht der Kammerherr von Einsiedel in einem Gedicht: „Der Regengott, der für die neuen Franken Im ersten Kampfe so entscheidend stritt, Vereitelt unsern Wunsch: die Trauben-Hügel Der Saale, sammt der Musen Sitz zu sehn!"[3])

Wir sehen, eine ernste Auffassung der Lage fehlt auch in den Hofkreisen völlig. Die Teilnahme an dem lässig geführten Kriege am Rhein konnte hierin keine Wandlung bringen, da er an Siegen wie Niederlagen arm war, und man an den Verlust des linken Rheinufers seit den Tagen Ludwig XIV. zu glauben sich gewöhnt hatte. „Das liebe heilige römische Reich, wie hält's nur noch zusammen?" war eine gewiß oft geäußerte Frage. Daß Goethe in diesen Dingen weiter sah wie der Kreis seiner Umgebung, ist für den Sprößling einer Reichsstadt, die ihre Politik nicht anders als nach den bestehenden Machtverhältnissen einzurichten gezwungen war, nicht zu erwarten. Seinen Standpunkt zu den stürmischen Auftritten des Pöbels hat er ziemlich zu Beginn der Bewegung nochmals zusammengefaßt in den Distichen Nr. 50—60 der Venezianischen Epigramme, die beginnen „Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider; Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich". „Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken, Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr. Große gingen zugrunde; doch wer beschützte

[1]) A. a. O. S. 201.
[2]) A. a. O. S. 204.
[3]) A. a. O. S. 238.

die Menge Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann", ohne daß er sich nur zu den Regierenden bekennt, wie die Nummern 56—59 zeigen. Er ist deutlich nach beiden Seiten: „Seid doch nicht so frech, Epigramme! Warum nicht? Wir sind nur Überschriften; die Welt hat die Kapitel des Buchs."[1]) Daß er die geistlichen Staaten nicht liebte, bezw. die allgemeine Geringschätzung dieser überlebten Gebilde teilte, daher auch über ihr Zusammenbrechen keinen besonderen Schmerz empfinden konnte, zeigt Nr. 17 „Not lehrt beten, man sagt's: will einer es lernen, er gehe Nach Italien! Not findet der Fremde gewiß."[2])

Als Goethe mit dem „Großkophta" hervortrat, hatte die eigentliche Hochflut der Revolutionsstücke noch nicht eingesetzt. Das Stück gehört auch kaum zu jener Suite, von der er mit Riemer am 1. Oktober 1809 redet, obwohl es dabei genannt wird: „Die Stücke „Cophta", der „Bürgergeneral", das unvollendete im Manuskript (Die Aufgeregten), die Natürliche Tochter und dies letzte in petto (Mädchen von Oberkirch) machen eine Suite, die einen inneren Bezug auf sich (das heißt untereinander) und auf Goethes Bildung haben, auf das, was ihn in der Zeit interessierte und beschäftigte, und würden zusammen ein eigenes Ganze machen."[3]) Auch Eckermann gegenüber hat es der alternde Goethe weit über Gebühr erhoben. In dem Gespräch vom Dienstag, den 15. Februar 1831[4]) meint er, das Stück sei nicht nur von sittlicher, sondern auch von großer historischer Bedeutung: „das Faktum geht der französischen Revolution unmittelbar voran und ist davon gewissermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandgeschichte so nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und so hatte sie denn in der Meinung des Volkes den Standpunkt verloren, um unantastbar zu sein. Der Haß schadet niemand, aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzt. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten sich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewisse Journale erst verächtlich machen." Diese

[1]) A. a. O. Bd. 1. S. 218.
[2]) A. a. O. Bd. 1. S. 208.
[3]) H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen II, 1. S. 7.
[4]) Eckermann, Gespräche mit Goethe, ed. Geiger S. 363.

Abschweifung über die unglückliche Marie Antoinette ist zweifellos richtig, hat aber mit Goethes Stück durchaus nichts zu tun, denn daß die Personen desselben auf den Leser weit eher lächerlich als verächtlich wirken, dürfte ausgemachte Tatsache sein. Der Held des Stückes, Cagliostro, für dessen Schicksale sich Goethe interessierte, beansprucht weit mehr die Teilnahme für seine Pläne als Haupt des Illuminaten-Ordens, als daß er eine Vorahnung der Revolution aufkommen ließe. Eine derbe Verspottung der Geheimbünde, und nichts weiter, ist dieses Stück geblieben, und etwas mehr war wenigstens für die geplante Oper nicht beabsichtigt, für die wohl auch der wenig vornehme Trumpf berechnet war, daß das Mädchen, das allein auf der Glaskugel etwas zu sehen vermag, weil es nach der Ansicht des Wundermanns eine reine Jungfrau ist, sich durchaus nicht mehr unter diese Gattung rechnen kann, und ihr Verführer bei der heiligen Handlung sich unter den Gläubigen befindet. Für mehr als eine komische Oper reicht der Stoff nicht aus, für eine solche wäre er nicht schlechter gewesen als wir ihn z. B. in „Claudine von Villa Bella" oder in „Scherz, List und Rache" finden, den gänzlichen Abfall des „Großkophta" hat vielmehr die Prosafassung und die hineingeheimnisste, aber durchaus nicht vorhandene Vorahnungsstimmung der französischen Revolution verschuldet. Der alternde Goethe ist keine maßgebende Persönlichkeit für die Beurteilung des Stückes; daß es vielleicht während der Bearbeitung unter dem Einfluß der plötzlich ausgebrochenen Unruhen zu verschiedenen Änderungen und Erweiterungen des ursprünglichen Planes kam, wofür auch die Umarbeitung zu einem Lustspiel spricht, ist im einzelnen nicht mehr zu verfolgen, würde aber die Zerfahrenheit des Ganzen erklären. Ein Verdienst wird man dem Werke nicht nehmen können, es versuchte Stimmungen der Zeit wiederzugeben, als andere vor dreihundert und mehr Jahren verstorbene Ritter über die Bühne klirren ließen, oder nach abgebrauchten Rezepten die Tränendrüsen des Publikums für nicht sehr welterschütternde Ereignisse innerhalb möglichst gleichgültiger Familien in Bewegung zu setzen versuchten.

Erst mit dem „Bürgergeneral" betritt Goethe den Boden der Revolutionsstücke, ohne hier freilich auch nur den Versuch

zu machen, mehr als ein Unterhaltungsspiel den Vorgängen des Tages abzugewinnen. Bekanntlich war ein Stück von Anton-Wall (Christian Leberecht Heyne, 1751—1821) nach Florians Les deux billets (1779) und dessen Fortsetzung Le bon menage (1782) unter dem Titel „Die beiden Billets" und dessen Fortsetzung „Der Stammbaum" in den Jahren 1783 und 1784 auf die deutsche Bühne gekommen, und die Rolle des Schnaps erfreute sich großer Beliebtheit. Goethe hatte sie in Weimar in die Hände des Schauspielers Beck gegeben, und die Gewandtheit, mit der sich dieser seiner Aufgabe entledigte, scheint ihn auf den Gedanken gebracht zu haben, den beiden Stücken eine Fortsetzung zu geben, die er in sehr kurzer Zeit (Herder gegenüber spricht er von 3, Eckermann von 8 Tagen)[1]) niederschrieb. Auch der Titel der bei Unger erschienenen ersten Ausgabe enthält den Aufdruck „Zweite Fortsetzung der beiden Billets".

Die politische Wendung, die der Stoff bei Goethe erhielt, fehlt in Walls Stücken natürlich durchaus. Goethe verband immerhin etwas Absicht mit dieser Posse, wie aus einer Mitteilung an Bertuch (6. Juli 1798)[2]) hervorgeht: „Ich freue mich, wenn der Bürger-General Sie unterhalten hat, und wenn ich so glücklich gewesen bin, in dieser ernsthaften Sache leicht und anmutig zu scherzen. Geben Kenner dem Stückchen Beifall und schreiben ihm einigen ästhetischen Wert zu, halten Wohlgesinnte es auch moralisch und politisch nützlich, so kann es mir desto angenehmer sein, wenn es zum Schiboleth dient, thörige oder tückische Unpatrioten in Deutschland zu entdecken." Die ernsthafte Sache scheint mir hauptsächlich die kritiklose Aufnahme der Freiheitsideen zu sein, die der schon in den Epigrammen ausgedrückten Befürchtung Wahrheit zu verleihen begann, daß nämlich sogenannte Volksaufklärer das große Ereignis nur benützten, ihrem eigenen Vorteil zu dienen. Deren Dummheit und Frechheit stellt er in Schnaps dar. Nicht ganz in den Rahmen des Stückes paßt die zu ernst und trocken gehaltene Mahnrede des Edelmanns, die in dem Satze gipfelt: „Wir werden in der Stille dankbar sein, daß wir

[1]) D. N. L. 91. S. 241.
[2]) Gräf, a. a. O. 2, I. S. 57.

einen heitern Himmel über uns sehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln", also den Standpunkt weiter Kreise teilt, daß man von den französischen Vorgängen nicht betroffen werden könne. Das Stück wurde mit großem Beifall vielfach aufgeführt, mit ein Kennzeichen, daß das Volk wohl die Verspottung einzelner ertrug, wenn seine Ideen von der Erhabenheit des Freiheitsgedankens nicht in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Wichtiger, ja das erste eigentliche Revolutionsdrama sind „Die Aufgeregten", die Goethe selbst als „politisches Drama" bezeichnet. Zu Eckermann äußerte er später (1824), man könne es gewissermaßen als sein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen. „Als Repräsentantin des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt soeben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. . . . Ich konnte nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren."[1]) Leider hat Goethe als Theaterdirektor eine zu genaue Kenntnis der Stücke seiner Zeitgenossen über denselben Vorwurf gewonnen, um sich von ihren Einflüssen ganz freihalten zu können. Die „Zeichen der Zeit", wie er das Stück ursprünglich nennen wollte,[2]) machen sich auf eine recht unangenehme Weise darin geltend. Ihnen verdankt sicher der Magister, der Hofmeister des jungen Grafen, seine Rolle als Volksaufwiegler, die seit Iffland für diesen Stand bereitgehalten zu werden schien, ihnen auch ist sicher die Beschränkung des Gegensatzes auf eine gräfliche Herrschaft mit ihren drei Dörfern zu verdanken, die weitere Ausblicke nicht gestattet. Die Anfangsszenen sind von erfrischender Lebhaftigkeit, ebenso

---

[1]) A. a. O. S. 440.
[2]) D. N. L. 91. S. 283.

der Beginn des zweiten Aktes, der die Anschauungen der gräflichen Familie wiedergibt: Unruhen? fragt die Tochter; „Wer will Unruhen anfangen? Baron: Mißvergnügte Bauern, die von ihren Herrschaften gedrückt werden und die leicht Anführer finden. Friederike: Die muß man auf den Kopf schießen", und geht dann sogleich zu etwas anderem über. Sorglosigkeit und Verachtung des Gegners auf der einen, Erbitterung und Furcht, sowie die Fesseln langer Gewöhnung auf der anderen Seite hat Goethe mit sicherem Geschick entworfen; leider fehlt die Ausführung der Katastrophe, nur in einer sehr gelungenen Szene (4. Akt, 5. Auftritt) kommt ein Teil der Gegensätze zum Austrag, der aber nur den landläufigen zwischen Adel und Bürgertum behandelt. Der angedeutete opernhafte Ausgang ist dagegen völlig unbefriedigend, bei der Vermeidung des blutigen Zusammentreffens war Goethe zu einem Ausgleich gelangt, dessen philisterhafte Gemütlichkeit vielleicht den frommen Wünschen, nicht aber den vorhandenen Möglichkeiten in der allgemeinen Zeitlage entsprach. Die in jüngster Zeit versuchte ergänzende Bearbeitung von Fel. von Stenglin[1]) konnte dieser Aufgabe natürlich auch nicht gerecht werden.

Nicht sehr viel weiter wäre Goethe vermutlich mit dem „Mädchen von Oberkirch" gekommen, das wir noch vor der „Natürlichen Tochter" behandeln müssen, da sein früheres Entstehen einwandfrei nachgewiesen ist[2]). Die einzig erhaltene Szene des als fünfaktiges Trauerspiel geplanten Stückes, ein Dialog zwischen der Gräfin und dem Baron betont nur den alten Gegensatz der Standesunterschiede, ohne ihn unter den veränderten Verhältnissen in ein neues Licht zu stellen. Nur sind einige Anspielungen auf allgemeine Stimmungen eingestreut, so erhält die Gräfin, als sie sich nach dem Fortkommen ihrer ausgewanderten Angehörigen erkundigt, unter anderem folgende Antwort. „Sie haben noch einige brave Männer um sich, die auch arbeiten, sich auch bemühen und von allen Menschen geachtet werden; aber leider betrüben sie sich alle zusammen über die Unart, die Frechheit, womit so viele Emi-

[1]) Berlin 1897.

[2]) Von Roethe, Nachrichten der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (Phil.-hist. Klasse, 1895 Heft 4).

grierte sich in Deutschland verächtlich machen."[1]) Aber der Fortgang des Stückes deutet doch nur auf eine Familientragödie, Führer der Bewegung sind nicht in den Rahmen der Handlung einbezogen, selbst der Schauplatz ist von dem Herde der Revolution weg nach Straßburg verlegt, wo die Ausschreitungen des entfesselten Pöbels gewiß denen der Pariser Horden nichts nachgaben, aber das Ganze als Nachahmung um so widerwärtiger wirkte. Marie, das Mädchen von Oberkirch, das der Baron im Hause seiner Tante kennen und lieben gelernt hat, wünscht er zu heiraten. Seine eigene Familie, vertreten durch die Gräfin, ist vorschriftsmäßig entsetzt. Dieser Familienkonflikt wird erweitert durch einen Eingriff der Machthaber Straßburgs, die Marie, die durch ihre Schönheit bekannt ist, dazu veranlassen, die Göttin der Vernunft im Münster vorzustellen. Sie übernimmt diese Aufgabe — wegen oder trotz der adeligen Familie, in die sie hineinheiraten soll, wissen wir nicht —, empört sich aber dann im Münster selbst gegen die Gotteslästerung, und stürzt so natürlich sich selbst und wohl auch die Familie ihres Geliebten ins Verderben. Der Vorwurf ist nicht ganz Goethesche Erfindung, der Reichardsche Revolutionsalmanach auf 1795 hatte S. 329 folgende Notiz über die Einsetzung des Kultus der Vernunft gebracht. „Das alte Münster zu Straßburg, Erwins großes Denkmal, mußte im November 1793 eben diese Farce mit sich vornehmen lassen. Ein Jude bestieg die Kanzel und redete zu der Menge revolutionären Unsinn, und einem Zeitungsgerüchte nach wurde ein schönes Bauernmädchen, das so viel deutsche Vernunft hatte, sich zu weigern die französische vorzustellen, auf Befehl der Nationalkommissarien guillotiniert." Goethe hat mit sicherem Blick sich diese Episode herausgesucht, um an ihr klarzumachen, welche Konflikte durch die religiösen Gegensätze in der Revolution hervorgerufen werden; neben der Darstellung der Gegensätze zwischen Adeligen und Bauern, die die „Aufgeregten" noch allein beherrscht, tritt in dem Mädchen von Oberkirch das religiöse Motiv, das ja nicht wenig auf

[1]) A. a. O. Bd. 15. S. 121. Goethes Verhältnis zu den franz. Emigranten behandelt ausführlich ein Aufsatz von F. Baldensperger, Goethe et les émigrés français à Weimar. Revue Germanique. Siebenter Jahrgang S. 1 ff.

die Gemüter gerade des niederen Volkes gewirkt hat, und dieses verquickt er mit dem in allen Stürmen noch herrschenden Standesvorurteil. Wir sehen hier bereits eine Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten für die durch die Revolution hervorgerufenen Stimmungen, und vermutlich auch wäre hier die Loslösung von dem beliebten Intriguenstück erfolgt, in dessen Bann die „Aufgeregten" noch stehen. Daß der Standesunterschied bereits in der ersten erhaltenen Szene so scharf betont wird, läßt freilich darauf schließen, daß Goethe auch hier sich noch nicht ganz von dem Banne des Familienstückes gelöst hatte, denn es käme weit mehr darauf an, das Verhältnis Mariens gegenüber dem Revolutionstribunal, als gegenüber der Familie darzustellen, in deren Haus sie zufällig lebt. Groß geschaut ist aber, daß das Mädchen gerade durch den religiösen Kampf in ihrem Innern auf die Seite der gräflichen Familie getrieben wird und damit der Punkt hervorgehoben ist, in dem sich Adel und Volk gegenüber der Revolution finden konnten, womit auch Goethe zum ersten Male in diesen Dramen den trivialen Standpunkt der alles überwindenden Liebe, der in den „Aufgeregten" noch so widerlich betont ist, vermeidet. Sicher hat er sich bei dem Entwurfe des „Mädchens von Oberkirch" zu der Überzeugung durchgerungen, daß die Revolution dichterisch nicht durch eine nachahmende Darstellung der Gegensätze in kleinem Kreise zu fassen sei, und da ihn sein natürlicher Geschmack vor in Gesprächen aufgelösten Zeitungsberichten nach Art des J. v. Buri[1]) bewahrte, fand er den richtigen Weg, eine Episode des welterschütternden Ereignisses als Hintergrund eines Dramas zu verwenden, das seine Wirkungen in den beteiligten Kreisen zum Ausdruck bringen sollte. Gelungen wäre es ihm vermutlich nicht, dafür stand er den Stürmen an der Westgrenze in seiner thüringischen beschaulichen Stille zu fern, aber die bei dem „Mädchen von Oberkirch" gewonnene Einsicht hat er in schönster Weise in „Hermann und Dorothea" verwerten können, wo gleichzeitig die weitere Entfernung der handelnden Personen von dem Schau-

[1]) J. v. Buri hat die Erstürmung der Bastille, sowie den Prozeß Ludwigs XVI. und die Hinrichtung Marie Antoinettens in unmittelbarem Anschluß an die geschichtlichen Vorgänge dramatisch behandelt.

platze der Revolution, die seiner eigenen Lage entsprach, ihn befähigte, das Verhältnis derselben zu den französischen Vorgängen wirklichkeitstreu und meisterhaft zu schildern. Wir kommen darauf noch zurück.

Auf dem Gebiete des Dramas machte Goethe nun eine längere Pause, ohne damit seine Absicht aufzugeben, die Revolution auf der Bühne zu bemeistern, doch schien ihm der Abstand von den Zeitereignissen noch nicht genügend groß. Seine Aufmerksamkeit schwächte sich aber auch jetzt noch nicht ab, wie aus der Teilnahme ersichtlich ist, den er den Berichten aus Frankreich schenkt. Vor allem zwei Werke sind es, die er in seinem Briefwechsel immer wieder erwähnt, — die Mémoires historiques de Stephanie-Louise de Bourbon-Conti, Ecrits par elle-même. Paris Floréal. An VI und Soulavie, Mémoires du règne de Louis XVI. Der Inhalt der Memoiren der Stephanie-Louise, einer unehelichen Tochter des Prinzen Louis François de Bourbon-Conti, eines Vetters Ludwig XV., gab ihm wieder eine Menge Episoden an die Hand, auf die er abermals seine Gedanken über die Revolution aufbauen konnte. Die Memoiren selbst vermögen uns freilich nicht zu befriedigen[1]), es ist ein sich nur wenig von den Intriguen- und Blutgeschichten trennendes Machwerk, das freilich den Vorzug hat, mehr Anspruch auf Glaubwürdigkeit zu erheben als die der Sensationslust der Leser entgegenkommenden Phantasieschilderungen der fern von Frankreich sitzenden Federhelden, an denen wir aus dieser Zeit so reich sind. Goethe interessierten auch weit mehr als das Schicksal der Schreiberin die Schicksale der vielen andern, die in gleicher Weise zu leiden hatten. „Die Memoiren der Stephanie von Bourbon-Conti erregen in mir die Konception der Natürlichen Tochter. In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte."[2]) Der Plan entstand sehr schnell, das Tagebuch erwähnt die Memoiren am 18. und 19. November,

[1]) Einen genauen Vergleich der Memoiren mit dem Stück unternahm M. Bréal, Les personnages originaux de „La Fille Naturelle", Revue de Paris 1898. I. S. 501 ff., 803 ff.

[2]) Tag- und Jahreshefte 1799. A. a. O. 30. S. 64.

die „Natürliche Tochter" bereits am 3. und 7. Dezember 1799[1]).

Auch hier fand Goethe zuerst den dramatischen Konflikt für die Seele der Heldin, den Varnhagen von Ense[2]) hervorgehoben hat: „Einem mächtigen Königsgeschlechte blutsverwandt zu sein, jedoch von allen Vorteilen dieses Verhältnisses ausgeschlossen zu bleiben, dann ihretwegen verfolgt und in niederes Unglück verstoßen zu werden, aus diesem aber nur aufzutauchen und den königlichen Verwandten sich wieder anzuschließen, in dem Augenblicke, da diese selber schrecklich zu Grunde gehn: diese Verwicklung hegt in sich selber einen Reiz, der durch die begleitenden Umstände, durch den allgemeinen Sturm der Begebenheiten, worin das Ganze sich verliert, und für uns auch noch durch die Nähe der Zeiten, deren wir kaum noch entwachsen sind, erhöht wird."

Um über den kleinen Kreis hinauszugehen, der noch im „Mädchen von Oberkirch" den Mittelpunkt bildet, mußte Goethe die Personen typisch behandeln, da sie nicht sich selbst, sondern die Stände vertreten sollen. Etwas Kaltes kommt freilich dadurch hinein: „der" König, „der" Herzog, „der" Graf, „der" Gerichtsrat, „der" Mönch, „der" Gouverneur, sogar „die" Hofmeisterin können nicht von Anfang an Teilnahme erwecken. Meines Erachtens hat Goethe im Verlaufe der Handlung diese Schwierigkeit überwunden, doch wird diese Ansicht auch heute noch nicht allgemein geteilt; lebhaft hat sich bereits Bielschowsky für sie eingesetzt (II, 62), dem aber das Stück gerade als Einleitung zu der Darstellung der Revolution verfehlt erscheint.

Man kann dieser Anschauung, die nur einen Irrtum Rudolf von Gottschalls[3]) höchst unnötigerweise in weitere Kreise bringt, nicht lebhaft genug widersprechen. Gottschall behauptet, daß Goethe wie in den „Aufgeregten" so auch in der „Natürlichen Tochter" nur seinen unhistorischen Sinn zeige, indem er die Privatintrigue benütze, um die Geheimnisse der Revolution zu enthüllen. Trifft diese Bemerkung auf die „Aufgeregten" überhaupt nicht zu, so verkennt sie in der „Natür-

---

[1]) A. a. O. 12. S. XXVIII.

[2]) Denkwürdigkeiten, I, 444 f.

[3]) Geschichte der deutschen Nationalliteratur 7. Aufl. Bd. I. S. 141.

lichen Tochter" den ganzen Zweck dieses ersten Teiles, der als Schilderung des ancien régime der Intrigue schlechterdings nicht entraten konnte. Goethe befürchtete von Anfang an die Revolution nur als Folge des sittlichen Zerfalls der oberen Stände, nicht aber die Empörung der Massen, deren Widerstand gegen eine geordnete Regierung aller historischen Erfahrung gemäß aussichtslos ist. Folgerichtig begann er auch sein großes Gemälde der Revolution mit der Darstellung des Niederganges in den herrschenden Kreisen. Daß dabei das immerhin wenig maßgebende Geschick eines unbedeutenden Mädchens unnötig in den Vordergrund gestellt sei, will mir nicht einleuchten, denn gerade ihr Los ist mit ein Kennzeichen der Revolution, in der die Freiheit des Einzelnen aufhört und jeder nur nach seiner Stellung und seinem Stande zu leiden bezw. zu handeln gezwungen ist.

Die Typen der Personen sind jedoch durchaus nicht jedes individuellen Zuges entkleidet, in dem König z. B. wird man leicht an Ludwig XVI. erinnert: „O wäre mir zu meinen Wünschen, Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben; Bis an den letzten Herd im Königreich Empfände man des Vaters warme Sorge" (I, 5). Der Sohn des Herzogs, den die Begierde nach dem ungeteilten Besitz des Vaters zu dem schändlichen Vorgehen gegen die Schwester treibt und der, stets im Hintergrund bleibend, doch die Leitung des Ganzen in der Hand hat, läßt an den Wühler Philipp Egalité denken. Eugenie ist freilich mehr als der gute Geist des sinkenden Königtums zu betrachten, ihre Vermählung mit dem Gerichtsrat erfolgt ja zu dem ausgesprochenen Zwecke, ihrem Hause vielleicht nützlich sein zu können, was sie auf den „Inseln" nimmermehr vermocht. Die Vertreibung des guten Geistes vom königlichen Hofe — daß Eugenie dort als solcher wirksam gewesen wäre, beweist der Umstand, daß um ihretwillen eine Versöhnung zwischen dem König und seinem alten Widersacher, dem Herzog, stattfindet — und seine Vereinigung mit einem Vertreter des Bürgertums deutet darauf hin, daß eine Rettung des Königtums aus sich selbst nicht mehr möglich ist, daß aber seine Verbindung mit den konservativen Elementen des Volkes einen gesicherten Zustand zurückführen kann. Ein Ausblick auf das Folgende ist somit gegeben. Wenn daher Biel-

schowsky[1]) das Hervortreten der gewaltigen Gegensätze vermißt, die zwischen König und Volk bestanden, die tiefgreifenden Unterschiede zwischen den privilegierten Ständen und der Menge, so müssen wir bereits erstaunen. Aber er tut mehr. Er fragt: „Wo sehen wir die Frivolität und Verschwendung des Hofes, die Käuflichkeit der Ämter und Beamten, die Geldnot des Staates, das System der Steuererpressung, die Mißachtung der Verfassung, die Last der Zehnten und Fronen, den verödenden Besitz der toten Hand, die Härte der Leibeigenschaft, die Verwüstungen der vornehmen Jagdliebhaber und hundert andere himmelschreiende Mißstände, die die Revolution wie eine naturgemäße Reaktion hervorbrechen ließen?"[2]) Das heißt Heinrich von Sybel nacherzählen, aber Goethe und die Revolution vollständig mißverstehen. In der „Natürlichen Tochter" hat Goethe sein oft ausgesprochenes Urteil über die Menge wiederholt: „Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn" (I, 5). Über eine vorhandene Gärung hat er sich nicht getäuscht, und auch davon ist die Rede: „O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen, Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder, Als könnte jeder nur am Platz des andern Befriedigung verworrner Wünsche finden, Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle, Von einem Strom vermischt dahingerissen, Im Ozean uns unbemerkt verlieren" (I, 5). Diese Not und die durch die aufklärerischen Schriften verbreitete Unzufriedenheit war gewiß die Vorbedingung, aber doch durchaus nicht die Veranlassung zum Ausbruch der Revolution. Glücken konnte sie nur durch die Schwachheit, die sittliche Verderbtheit und die durch eine falsche Humanität getrübte Einsicht der herrschenden Kreise; diese aufzuzeigen ist die glänzend gelöste Aufgabe des ersten Teils der Trilogie. Oder sollte Goethe sich etwa in Wettbewerb mit einem Vulpius begeben, und zeigen, wie die Aristokraten vor den schmutzigen Fäusten des Pöbels zusammenzucken, dessen Töchter sie verführen? Oder uns in das Elend der Hütten führen, wie es dann Hauptmann

---

[1]) A. a. O. S. 63.
[2]) A. a. O. S. 64.

in den „Webern“ getan hat? Darauf baut man Revolten, aber keine Revolution. Waren doch Fichte, Herder, Schiller, der Herzog voller Begeisterung, ersterem ist die „Natürliche Tochter“ das höchste Meisterstück des Meisters.

Was die Urteile der großen Masse der Gebildeten einigermaßen erklärlich macht, ist eben der bedauerliche Umstand, daß das Stück ohne Fortsetzung geblieben ist. Unverständlich sind aber die absprechenden Stimmen derjenigen, die den Plan der Weiterführung kennen, und deren Aufgabe es gerade wäre, den „unverzeihlichen Fehler“, den Goethe selber bekennt,[1]) „mit dem ersten Teil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war“, wieder gut zu machen. Versuche, das Weitere zu erraten, haben auch nicht gefehlt, aber wie fast immer bei derartigen Unternehmen hat die Phantasie des Verfassers weit über das hinausgeführt, was klar aus den vorhandenen Aufzeichnungen hervorgeht.

Im zweiten Teile treten wir nun in die bürgerliche Welt ein, die Bielschowsky im ersten so schmerzlich vermißt. Freilich in die Atmosphäre des gutgestellten Bürgertums, wir finden Eugenie auf dem Landsitze ihres Gemahls, mit dem sie nur eine Geschwisterehe eingegangen ist, und der sie eine Zeitlang ungestört schalten und walten läßt, bevor er sie aufsucht. Ein Umschwung in den Verhältnissen, der im ersten Aufzuge des zweiten Teiles dargestellt ist, zeigt den Gerichtsrat an dieser Bewegung lebhaft beteiligt. Er empfängt auf seinem Landgute Gäste, die Vertreter der Parteien der Hauptstadt sind, die eine Besserung der allgemeinen Lage anstreben, einen Advokaten, einen Soldaten und einen Handwerker. Bei der Beratung kommt aber eine Einigung nicht zustande, da ein jeder nur die Interessen seines Berufes vertritt, eine Kennzeichnung der vielen, denen die Bewegung nur ein Mittel zur Erlangung persönlicher Vorteile sein sollte. Der Gerichtsrat bleibt aber Idealist, wie die Männer der Gironde, und entwickelt seine Hoffnungen und Pläne Eugenien, die daraus mit Entsetzen erkennt, daß diese darauf ausgehen, die Macht des Königtums, wenn nicht zu brechen, so doch wesentlich einzuschränken. Der Gerichtsrat, der Eugenie liebt, hat gehofft durch eine

[1]) Tag- und Jahreshefte 1803. A. a. O. 30. S. 116.

glänzende politische Laufbahn sie zu gewinnen, sie dagegen ist mit der königlichen Familie zu sehr verknüpft, der Weg zu ihrem Herzen steht ihm nur frei, wenn er seine Pläne aufgibt. Der Gerichtsrat bleibt aber seiner Überzeugung treu, und so trennen sich die beiden. Auch darin liegt ein tiefer Sinn, die Annäherung des Hofes und des Bürgertums ist nicht dadurch herbeizuführen, daß beide einander gewogen sind, und eine Übereinstimmung der Gesinnungen und Meinungen ist nicht zu erzielen. Die Vereinigung beider Teile kann nur herbeigeführt werden durch eine Gesinnungsänderung beider, und diese war vor der Revolution nicht zu erreichen. Auch der beste Teil der königlichen Partei kommt über seine Anschauungen nicht hinaus, und dem gebildeten Bürgertum verdunkelt sein Menschheitsgefühl die wirkliche Sachlage. „Die Masse wird absolut, vertreibt die Schwankenden. Erdrückt die Widerstehenden. Erniedrigt das Hohe. Erhöht das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen", sagt das Schema der Fortsetzung. Der von dem Gerichtsrat vertretenen Mittelpartei gleitet das Heft aus den Händen, die Geister, die sie rief, wird sie nicht mehr los. Eugenie begibt sich in die Hauptstadt, um ihren bedrohten Verwandten auf irgendeine Weise beizustehen, wenigstens den untergeordneten Personen des Hofes, wie dem Grafen und ihrer Hofmeisterin, die während der Unruhen ins Gefängnis gebracht wurden, vermag sie durch ihre noch nicht ganz abgebrochene Verbindung mit den Aufständischen eine bessere Gestaltung ihrer Lage zu verschaffen. Von dem dritten Teile der Trilogie wissen wir nur, daß der Gerichtsrat ebenfalls wieder tätig in die Handlung eingreifen sollte, ob Eugenie, die unerkannt in der Nähe des Königs verweilt, bei dessen Schutze ihren Untergang finden sollte, bleibt zweifelhaft.

Daß Bielschowsky[1]) und viele mit ihm auch in der Fortsetzung noch immer das Überwiegen des rein Menschlichen über die Kämpfe zwischen großen Prinzipien und großen Massen tadelnd vorfinden, wirkt beinahe heiter. Die Prinzipienstreiterei ist nie und nirgends ohne Einfluß auf die persönliche Lage der Beteiligten geblieben und bei Goethe überwiegt

[1]) A. a. O. S. 67.

sie doch so sehr, daß sie eine Trennung Eugeniens und des Gerichtsrats hervorbringt, die sich schon gefunden hatten. Und was eine allegorische Dichtung mit Volks-, Parlaments- und Klubszenen, oder gar mit Straßenkämpfen und Festakten anfangen soll, bleibt völlig unerfindlich. Wenn man durch deren Fehlen den Hauch weltgeschichtlicher Größe in dem Drama nicht zu spüren vermag, so verwechselt man eben die Weltgeschichte mit ihren Begleitumständen. Was schließlich den dramatischen Höhepunkt anbelangt, die von Goethe im Alter oft erwähnten „geliebten Szenen", die Wiederauffindung des im ersten Teile von Eugenie verfaßten Sonetts durch den König, so hat Bielschowsky Goethes Absicht durchaus falsch dargestellt[1]). Denn von einem dramatischen Höhepunkt ist dabei keine Rede. In den Annalen von 1803 steht ausdrücklich: „Der zweite Teil sollte . . . vorgehen, der dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben"[2]).

Man wird sich daher zu hüten haben, zu behaupten, daß auch dieser letzte Versuch Goethes, die Revolution für die Bühne darzustellen, mißlungen wäre, wenn er ihn zu Ende geführt. Nicht die Idee, die in der Bewegung verborgen lag, fehlt dem Stück, nur hat sie Goethe anders aufgefaßt als seine Biographen. Daß er ein Gegner der Revolution war, ist oft genug behauptet worden, daß er den Pariser Ereignissen mit Abscheu gegenüberstand, ist unbestritten, aber das tat Schiller auch und alle die andern, die das Gute nicht durch Mord und Raub erreicht wissen wollten. Daß Goethe nicht mit den deutschen Schwärmern träumte, ist kein Verbrechen. Weil er mit klaren Augen sah, was anderen kosmopolitische Phrasen verhüllten, ist er ein Reaktionär. Er hat im Gegenteil für die Not des Volkes ein weitgehendes Verständnis gehabt, wofür auch Bielschowsky eine Reihe von Zeugnissen aufführt.[3])

[1]) A. a. O. S. 67. Auch der Essay Richard Festers, Goethe und die französische Revolution, Deutsche Rundschau 1912, 152. Bd. S. 394 f kann sich mit Bielschowskys Darstellung nicht befreunden, ohne freilich im einzelnen auf ihre Mängel hinzuweisen.

[2]) A. a. O. 30. S. 115.

[3]) A. a. O. S. 68 ff.

Der Unterschied der Stände hat ihn immer beschäftigt, und er hat immer versucht, ihn zu überbrücken, wenn auch die Lösung in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ keine ideale genannt zu werden verdient.

Es ist ja durchaus nicht so wesentlich, Goethes Stellung zur Revolution aufs neue klarzulegen, als vielmehr festzustellen, welche Wirkung sie auf sein Dichten ausgeübt hat. Sie hat ihn mehr beschäftigt als andere Zeitgenossen, schon das allein ein Zeichen, daß er ihre Bedeutung nicht unterschätzte. In seinen Dramen hat er sie nicht bewältigt, in den kleineren nicht, weil sie zu sehr dem Einflusse des Augenblicks und seiner Umgebung, sowie dem der zeitgenössischen literarischen Produktion unterworfen waren, in dem großen nicht, weil der Plan nicht ausgeführt wurde und eine klare Einsicht, ein Über-dem-Ganzen-Stehen, bei der Kürze des Zeitabstandes noch nicht erreicht werden konnte. Auf dem Wege dazu war Goethe zweifellos. Bedauerlich bleibt, daß wir eine gerechte Würdigung der Revolutionsdramen des größten deutschen Dichters nur bei einem Franzosen finden. Ampère schreibt im Sommer 1826 nach der Übersetzung der Goetheschen dramatischen Dichtungen ins Französische: „In den kleinen Komödien bei Gelegenheit der französischen Revolution wird man keine übersichtliche Würdigung dieses großen Ereignisses erwarten, vielmehr nur einen Beleg, wie sich die augenblicklichen Einflüsse desselben in des Dichters Gesichtskreis lächerlich und widerwärtig darstellten.“[1]). Mehr hätte man über die kleineren Versuche nie sagen sollen, über die „Natürliche Tochter“ von Parteistandpunkten aus zu urteilen, dagegen wird es für den Literarhistoriker allmählich Zeit, sich energisch zu wehren.

Wozu Goethe sonst die Revolution anregte, davon erzielen wir nicht allzu großen Gewinn. Dem in weitesten Kreisen vorhandenen Bedürfnisse, auf Begebenheiten der Revolution fußende Erzählungen zu lesen, das Männer wie Vulpius gewissenlos ausbeuteten, glaubte auch er sich nicht ganz in Unternehmungen entziehen zu können, die auf unmittelbare Teilnahme eines weiteren Publikums abzielten. Für Schillers „Horen“ schrieb er daher die „Unterhaltungen deutscher Aus-

[1]) Vergl. H. G. Gräf, a. a. O. 2, I. S. 40.

gewanderten", eine Rahmenerzählung, deren einzelne Glieder wir mit Ausnahme des „Märchens" füglich in Goethes Werken missen könnten, die übrigens dem Kenner der zeitgenössischen Literatur noch immer Goethes überragende Bedeutung zeigen.

Ein überaus glücklicher Griff ist aber die Einleitung, die eine vom linken Rheinufer vertriebene deutsche Familie zeichnet, und damit allen Streitigkeiten, die eine Schilderung der verhaßten französischen Emigranten nach sich gezogen haben würde, aus dem Wege geht. Freilich ist schon der erste Satz aristokratisch „In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten ... verließ eine edle Familie ihre Besitzungen ... um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichneten Personen bedroht waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten und mancher Vorteile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte."[1] Aber man wird Goethe keinen Vorwurf daraus machen können, daß er den Stempel seiner Gesinnung dem Anfange des Werkes gleich aufdrückte; die Anhänger der Revolution haben es in nichts anders gemacht, und was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Glücklich ist auch die Schilderung der Personen; in der Baronesse von C. stellt er eine adlige Gutsherrin mit aufgeklärten Anschauungen und persönlichem Mute dar, in deren Tochter Luise einen stolzen Charakter, den gerade der Ansturm gegen die Aristokratie noch verhärtet hat, und in deren Sohn Friedrich einen tüchtigen, weltgewandten jungen Mann, der die Auswanderung geleitet hat und eine gewisse obere Stellung auch dadurch bewahrt, daß er sich in politische Gespräche nicht einläßt. Damit der Gegensatz in der Gesellschaft nicht fehle, nimmt an ihr auch ein ganz von den französischen Freiheitsideen befangener junger Mann teil, ein Verwandter der Baronesse, dessen Äußerungen die andern oft in Verlegenheit setzen. Ein Abbé begleitet die Familie, er ist mit Kenntnis der katholischen Geistlichkeit geschildert, kein Freund der Umsturzbewegung,

---

[1]) A. a. O. 16. S. 165.

aber auch nicht des politischen Geredes. Der junge Hofmeister dagegen teilt die unseelige Neigung aller seiner Standesgenossen in der damaligen, wie der jetzigen Literatur für die schwärmerischen Schlagworte von Freiheit und Gleichheit, bei Goethe hütet er sich aber, sie laut werden zu lassen. In dem in die Gesellschaft eingeführten Geheimerat endlich ist auch für einen scharfen Gegner der Revolution gesorgt, dessen Meinung, man werde die Klubisten alle hängen, zu einem stürmischen Zusammentreffen mit ihrem begeisterten Anhänger Karl führt und seine (des Geheimerats) Entfernung aus der Gesellschaft zur Folge hat.

Leider hält die Novellensammlung durchaus nicht, was ihr Rahmen verspricht, der ein so überaus geschicktes Bild einer von den Stürmen der Revolution getroffenen Familie entwirft. Die Geschichten sind seicht und entsprechen weder dem Ernst der vorausgegangenen Einleitung noch der allgemeinen Lage. Man wird nicht einwenden können, daß die vor der Pest geflohenen Florentiner Boccaccios sich auch nicht mit ernsteren, der Lage mehr angepaßten Erzählungen die Zeit vertrieben, Goethe hatte eben kein Florenz als Publikum. So löblich die Ausschließung politischer Gespräche gewesen sein mag, die ja auch der Charakter der „Horen" bedingte, so sehr stört doch das gänzliche Fehlen einer Bezugnahme auf die Tagesereignisse und es darf zweifelhaft bleiben, ob selbst in dieser von mystischen Neigungen durchsetzten Gesellschaft wenigstens am Rheine das Interesse an Geistergeschichten das politische so sehr überwog, daß gerade diese als Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten eingeführt werden durften.

Nur das Märchen hat unzweifelhaft einige politische Reminiszenzen, die aber so versteckt sind, daß sie schon die Zeitgenossen nicht zu finden vermochten. Reichardts „Deutschland", das die ganzen „Unterhaltungen" mit grimmigem Zorne verfolgte, hatte davon überhaupt keine Ahnung[1]), auch Charlotte von Kalb und der Prinz August von Gotha[2]) ließen sich zu einer mystischen Deutung verleiten. Der Grundgedanke des Märchens, die Entzauberung der schönen Lilie,

---

1) D. N. L. 95. S. 15.
2) D. N. L. 95. S. 12.

die unter Leitung des Mannes mit der Lampe und unter Aufopferung der Schlange durch das Zusammenwirken aller Personen erfolgt, gibt einen ungefähren Weg an. Mit Düntzer[1]) halte auch ich die bezauberte schöne Lilie, deren Berührung alles Lebende tötet, für eine Verkörperung der Lehre der Freiheit und Gleichheit. Auf einzelnes will ich hier nicht eingehen, sicher erscheint mir, daß nicht jede Episode restlos zu erklären ist, unter den vielen fruchtlosen Versuchen, die zur Auslegung des Märchens unternommen wurden, scheint mir die von Bielschowsky[2]) gegebene die klarste und einfachste zu sein, ohne daß ich mich gänzlich mit ihr einverstanden erklären möchte.[3])

Dieselbe Unklarheit erschwert auch die Auslegung der als politisch-satirischer Roman geplanten „Reise der Söhne Megaprazons", über die auch in Goethes Äußerungen über seine Werke nichts Erhellendes zu finden ist.[4])

Wirklich bewältigt hat Goethe die französische Revolution nur in einem Werke, das gerade nicht ausdrücklich zu diesem Zwecke ersonnen war, in „Hermann und Dorothea". Hier ist sie überaus glücklich als Hintergrund der Handlung verwertet, und überaus glücklich ist wieder der Zug, daß es sich um vertriebene deutsche Auswanderer handelt, für die ein lebhafteres Mitgefühl etwas Naturgemäßes war. Der Ausblick aus den gemütlich-behaglichen Verhältnissen der Kleinstadt auf die großen Weltbegebenheiten ist von erhabener Größe und vielleicht die beste Darstellung der Gefühle, mit denen sich die ihrer Nationalität, wenn auch nicht mehr ihrer Zugehörigkeit zum sterbenden Reiche, bewußten deutschfühlenden Bewohner des linken Rheinufers den französischen Vorgängen gegenüberstellten. Im sechsten Gesange, der Klio gewidmet, breitet sich Goethe über diese Eindrücke aus: „Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben, Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen, Als sich der erste

---

[1]) D. N. L. 95. S. 29.

[2]) A. a. O. S. 51 ff.

[3]) Camilla Lucerna, Das Märchen, Goethes Naturphilosophie als Kunstwerk, Leipzig 1910, gibt über einzelnes interessante Aufschlüsse, scheint mir aber die politische Seite nicht genügend zu betonen.

[4]) Vgl. darüber die Einleitung Max Herrmanns, a. a. O. 16. S. XLII ff.

Glanz der neuen Sonne heranhob, Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei, Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!" — — Und wir waren zuerst als Nachbarn lebhaft entzündet,[1]) gesteht er zu. Weniger den wirklichen Tatsachen entsprechend, ist die folgende Schilderung des Einmarsches der Franken und die Aufnahme der „munteren" Freiheitsträume, die mehr der Stimmung der Gebildeten, als dem Benehmen der Volksschichten entspricht, von denen hier geredet wird. „Aber der Himmel trübte sich bald." Er gedenkt des Krieges und der Greuel: „Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung Wiedersehn! das wütende Tier ist ein besserer Anblick. Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren! Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind, Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb."[2]) Daraus spricht Goethes innerste Überzeugung. Was ihm bei der Darstellung der Revolution nicht gelungen, gelingt ihm bei ihrer Betrachtung.

Das Schönste, was je über die Beziehungen der Deutschen zu der französischen Revolution gesagt worden ist, finden wir am Schlusse des Epos:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laß uns sagen, und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals,
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen!
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden [Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens". —[3])

[1]) A. a. O. 6. S. 197.
[2]) A. a. O. 6. S. 200.
[3]) A. a. O. 6. S. 232.

Goethes Stellung zu der Revolution, die ja auch klar aus den besprochenen Werken hervorgeht, ist zu bekannt, als daß wir noch weitere Äußerungen hierfür beibringen müßten. Nur eine, deren landläufige Biographen keine Erwähnung tun, will ich hier noch erwähnen, die wenn nicht Zeugnis ablegt für einen Gegensatz zur Revolution, so doch für seine Abneigung gegen Unruhen überhaupt. Es ist die Darstellung der Unruhen auf Sizilien in der Lebensbeschreibung von Philipp Hackert[1]) in denen er nicht die Bemerkung unterdrücken kann: „Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an". Noch mehr kommt es zum Vorschein bei der Schilderung der mißlichen Lage, in die der Maler und sein Bruder bei der Besetzung Neapels durch die Franzosen gerieten. Ihre Stellung war für Fernerstehende nicht ganz klar, der Hof in Palermo hielt sie für Jakobiner, da sie noch in Neapel weilten, die Franzosen dort wollten sie als Royalisten einkerkern. „In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute", schreibt Goethe.[2]) Er hat es wohl sehr gefühlt, wie mißlich es war, in diesen erregten Zeitläufen eine neutrale Stellung zu bewahren, und diese Erwägung hat ihn wohl mit dazu geleitet, immer mehr Sympathieen den Bekämpfern der Revolution entgegenzubringen, auf deren Seite zu stehen er im Innersten sich wohl nie geleugnet hat.

Auch der Studentenschaft stand Goethe sehr kühl gegenüber, schon seine Aufsichtsfunktionen über die Universität Jena brachten es zuwege, daß er den jungen Akademikern gleichgültig blieb. Sein politischer Standpunkt und seine Stellung am Weimarer Hofe verleiteten die Musensöhne sogar dazu, ihm als Fürstendiener, sittenlosen Höfling und dergl. manches Pereat darzubringen, obwohl sichtliche Zeichen großer Begeisterung für die Revolution auch unter den Jenensern nicht zu verspüren sind.[3]) Wir sehen auch darin die politische Voreingenommenheit, mit denen Goethe in allen Kreisen betrachtet wurde.

Daß seine Gesinnung auch von der seiner näheren Umgebung grundverschieden war, haben wir bereits gehört.

---

[1]) A. a. O. 34. S. 292.
[2]) A. a. O. 34. S. 299.
[3]) K. Konrad. Die Deutsche Studentenschaft. S. 271.

IV.

Aus dem Goethemuseum.





Zur Erinnerung an Theodor Körner.

Mitgeteilt von O. Heuer.

In diesem Jahre ist der Wiederkehr des Tages, an dem vor 100 Jahren Theodor Körner den Tod für das Vaterland starb, so weit Deutsche wohnen, in dankbarer Liebe gedacht.

Das Frankfurter Goethemuseum hat Bilder und Handschriften des Dichters aus seinen Beständen zu einer kleinen Ausstellung vereinigt. Als dauernde Erinnerung bietet es den Mitgliedern des Hochstifts an dieser Stelle zwei wertvolle Stücke seiner Körnersammlung in getreuer Wiedergabe.

Als Titelbild schmückt diesen Band die Reproduktion der von Mitgliedern der Hochstiftsverwaltung dem Museum gestifteten Marmorbüste Körners, die den Mittelpunkt der Ausstellung bildet. Sie ist von dem hervorragenden Bildhauer Ludwig Wichmann im Jahre 1816 modelliert. Aus dem Schatze der Handschriften fügen wir den herrlichen Brief des im Beginne einer ruhmvollen Laufbahn stehenden Dichters an seinen Vater vom 6. Januar 1812 in Abdruck und Faksimile bei. Er gewährt den tiefsten Einblick in die Seele des Jünglings, der poetischen Schwung der Begeisterung mit der zielbewußten Festigkeit des Mannes vereinte. Nicht leichtsinnig setzt er die hohen Güter dieses Lebens aufs Spiel. Er ist sich des Wertes seiner Persönlichkeit klar bewußt. Aber höher als alles steht ihm die Pflicht gegen das Vaterland, für das er bereit ist in den Tod zu gehen, der deutschen Jugend ein leuchtendes Vorbild für alle Zeiten.

Wien, am 6. Januar 1812.

Liebster Vater

Du äuserst in Deinem letzten Briefe, ich mögte doch die Naturwissenschaften mit forttreiben. An Botanyck ist hier im Winter nicht zu denken, und vor Mineralogie kann ich auch

nichts thun, außer die Sammlungen zu sehn. Das mögte nun sein, wie es wollte, ich kann aber nicht glauben, daß ich neben Geschichte dieses forttreiben könnte. Hier freylich, da meine historischen Studien noch nicht der Art sind, daß sie mich ganz verlangten. Uibrigens hab ich eigentlich die Idee, diesen Winter das Wiener Theater und meine Muße zu dem Beginnen meiner dramatischen Laufbahn zu benutzen. Gradezu, ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß eigentlich Poesie das sey, wozu mich Gott in die Welt geworfen. Ein Talent ist nicht das Eigenthum eines einzelnen Menschen, es wird das Eigenthum der Nation, und die verlangt, daß man ihr Pfund wuchern lasse. — Mein ganzes Geschichts Studium hab ich blos der Poesie wegen gewählt, weil sie mit ihm in der höchsten Vereinigung steht, und ohne ihr gründliches Studium kann die andre nicht zur Blüthe gelangen. — Du wirst mir sagen, daß ich aber auf ein noch zweifelhaftes Talent meine künftige Existenz nicht begründen könne, wohl war, aber wenn man Schrittschuhlaufen kann, soll man auf der Erde sich mühsam fortbewegen, weil man dort einbrechen könnte? — Der Conradin soll entscheiden, denk ich mir, — wird er gut, und nimmt man ihn willig auf, so will ich bleiben, wo das Herz mich hinzieht, gelingt er mir nicht, dann will ich die erste beste Brodtwissenschaft vornehmen, und meinen geglaubten Beruf zum Dichter bey müßigen Stunden in Sonnetten verschnitzeln.

Der Geschichte wegen will ich nach Göttingen, und ich bin überzeugt, daß man sie nur dort studieren kann. Sollte mein Relegat nicht zurückgenommen werden für dieses Jahr, so wird man es doch im künftigen Jahre nicht verweigern. Im letzten Falle würde ich Dich um ein Römerzug bitten. Tyrol wollte ich den Sommer durchstreifen und Herbst und Winter in Italien begrüßen. — Willst Du mich gern in Berlin so schreib mir Deine Gründe — die Furcht vor Excessen ist theilweis ungegründet. Zwar werde ich das, was ich glaube und fühle gern zu jeder Stunde auch mit dem Blute besiegeln, dazu hast Du mich erzogen, und mein Wort, Vater, lieber auf dem Schild, als ohne ihn, aber Studentengeschichten habe ich satt, und wegen solcher Spielerey will ich mein gutes Leben nicht wieder in die Schanze schlagen.

Wien, am 6ten Jänner 1812.

Liebster Vater

Du äußerst in deinem letzten Briefe, ich möchte doch die Naturwissenschaften mit forttreiben. An Botanik ist hier im Winter nicht zu denken, und von Mineralogie kann ich auch nichts thun, außer die Sammlung zu sehn. Das möchte nun sein, wie es wollte, ich kann aber nicht glauben, daß ich andern Geschäfte dabei forttreiben könnte. Hier fragt sich, da meine historischen Studien noch nicht der Art sind, daß sie mich ganz verlangten. Uebrigens hab ich eigentlich die Idee diesen Winter das Wiener Theater und meine Muße zu dem Beginnen meiner dramatischen Laufbahn zu benutzen. Gerade jetzt, ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß eigentlich Poesie das Fach ist, wozu mich Gott in die Welt gesetzt. Ein Talent ist nicht das Eigenthum eines einzelnen Menschen, es wird das Eigenthum

Frankfurter Goethemuseum.

der Station, und die verlangt, daß man sie ganz [illegible] mach-
hast. – Mein ganzes Geschichts Studium hab ich bloß der
Form wegen gemacht, weil sie mit ihr in der
höchsten Vereinigung steht, und ohne ihr gründliches
Studium kann die andere nicht zur Blüthe
gelangen. – Du wirst mir sagen daß ich
aber auch ein noch zweifelhaftes Talent meine
künftige Existenz nicht begründen können,
mag sein, aber warum, wenn Schriftstellerthum kann,
soll man auch die Erde sich mühsam bebauen,
weil man dort [illegible] könnte? – Das
Publikum soll entscheiden, denk ich mir, – wird
es gut, und nimmt man sie willig auf,
so will ich bleiben, wo es sie mich hinzieht,
gelingt es mir nicht, dann will ich die erste
beste Landwirthschaft vornehmen, und
meine gespaltene Lebensart [?] zu [illegible] bey mäßigem
[illegible] in Vermuthen [illegible].

... wollte ich nach Göttingen, —
ich bin überzeugt, daß man sie nur dort stud[iren]
kann. Sollten meine Anlagen nicht zureichend ge[...]
ward für diese Jahre, so wird man [illegible]
Jahre nicht verweigern. Am liebsten sollte meine [...]
sich nur ein Kunstzweig bilden. Zwar wollte ich
d. [illegible] durchstreift und [illegible] d. Winter in
Italien begrüßen. — Willst du mich gern in [...]
so scheint mir keine Grund — die Kunst von Er[...]
ist theilweise eingezeichnet. Gern würde ich es [...]
ich glaube und fühle gern zu jeder Stunde auch mein[...]
Talente besitzen, aber dazu fehlt [illegible] mich wegen,
und meine Worte, Verse, lieber auch die Spiele, all[...]
ihm, aber Studentengeschichte habe ich satt, und [...]
solche Spielerey will ich mein gutes Leben nicht
mit — die Sorge schlagen.
So mein Plan für die Zukunft. — Er könnte nun
durch die Reise mit Freunden gemindert werden, [...]
ich, wenn die Sache sich in [illegible]

[illegible] zeigen, und
meinen Schluss erfüllen müsste. — Man schreibt so viel
von Andeutungen für die Krankheit, und bleibt fest
d. Ärzten. Ich weiss wohl, dass ich d. Wege d. Ausführung
nicht gehen würde, aber wenn jed. so denkt, so muss
d. Ganze untergehen. Man wird sich vielleicht fragen,
ich [illegible] etwas [illegible] bestimmt, aber es giebt nichts
Besseres, als [illegible] zu [illegible] oder zu sterben, und man
als d. [illegible] im Leben erkennt. Ich würde
auch [illegible] in Mund halten, aber
die Zeit wär nicht gut, wenn sie nicht [illegible]
bestehen. Sich unruhig [illegible] zu machen,
ist d. drückendste Gefühl für mich bei meiner
ruhigen Lebensweise zu [illegible], wenn d. [illegible]
Kampf ~~[illegible]~~, [illegible] aufhören, als d.
bisher leben, und ich [illegible] können.
Antwort wird darüber [illegible]. Die letzte
Kraft war augenscheinlich aufgezehrt. ~~[illegible]~~

[illegible]
Unfruchtbarkeit, da man allgemein sagt, das Berliner
Cabinett halte sich an Frankreich geschlossen, und ich
[illegible] selbst aus Humboldts Reden vermuthen muß.
Doch dürft Ihr Dich nicht beunruhigen.
Schreib mir daher nur; ob Du denkst, daß mein
Urlaub zurückgenommen wird. In Leipzig glaub
ich nichts mehr zu fürchten zu haben, und viel gewinn
nichts mehr durch die Gegenwart, da ich mit
ihren Anstalten in guter Ordnung stehe.
Ich würde gern so lang als möglich in [illegible] bleiben,
es ist gar zu herrlich hier, wird mein Urlaub
aufgehoben × so kann ich Ostern nach Dresden, und
würde dann entweder nach Göttingen oder
Berlin gehen, wie Du es für mich am vortheilhaftesten
findest. — Müßte ich eine Brodwissenschaft wählen,
so würde ich lieber Jura als Medicin nehmen,
weil ich es doch eher bald thun würde, und
bey der Kunst noch Aussicht zur Muße hätte.
Gottbefohlen, lieber Freund, ich harre deiner Antwort.

Dein Theodor.

Dein Chr[illegible]

D. G.

So mein Plan für die Zukunft. — Er könnte nur durch den Krieg mit Preußen geändert werden, wo ich, wenn die Sache jeh ein insurrecktionsartiges Ansehen erhielte, meine deutsche Abkunft zeichen, und meine Pflicht erfüllen müßte. — Man spricht so viel von Aufopferung für die Freyheit, und bleibt hinter dem Ofen. Ich weiß wohl, daß ich der Sache den Ausschlag nicht geben würde, aber wenn jeder so denkt, so muß das Ganze untergehn. Man würde vielleicht sagen, ich sey zu etwas bessern bestimmt, aber es giebt nichts besseres, als dafür zu fechten oder zu sterben, was man als das höchste im Leben erkannt. Ich würde euch manch traurige Stunde kosten, aber die That wär nicht gut, wenn sie nicht ein Opfer kostete. Euch unruhige Minuten zu verschaffen, ist das drückendste Gefühl für mich. Da mein ruhiges Bewußtsein zu opfern, wäre der härteste Kampf, den ich höher anschlüge, als das bischen Leben, was ich dabey verliehren könnte. Antworte mir darüber behutsam. Dein letzter Brief war augenscheinlich aufgemacht. Diese meine Pläne verliehren aber jetzt schon allen Schein der Ausführbarkeit, da man allgemein sagt, das Berliner Kabinett hätte sich an Frankreich geschlossen, und ich so etwas selbst aus Humbolds Reden vermuthen muß. Daher dürfen sie Dich nicht beunruhigen.

Schreib mir daher nur; ob Du denkst, daß mein Relegat zurückgenommen wird. In Leipzig glaub ich nichts mehr zu fürchten zu haben, und risquire nichts mehr durch die Gegenparthey, da ich mit ihrem Anführer in gutem Vernehmen stehe. Ich würde gern so lang als möglich in Wien bleiben, es ist gar zu herrlich hier, würde mein Relegat aufgehoben, so käme ich Ostern nach Dresden, und würde dann entweder nach Göttingen oder Berlin gehen, wie Du es für mich am vortheilhaftesten fändest. — Müßte ich eine Brodtwissenschaft wählen, so würde ich lieber Jura als Medicin vornehmen, weil ich es doch ohne Liebe thun würde, und bey dem Recht mehr Aussicht zur Muße hätte. Gott befohlen, treuer Freund, ich harre Deiner Antwort.

Dein

Theodor.

Aus Maler Müllers Briefen.

Von Dr. Robert Hering.

Die Mißhelligkeiten zwischen dem Ober- und Niederrhein, von denen Goethe im 14. Buche von Dichtung und Wahrheit ganz im allgemeinen spricht, können wohl nur zwischen den Jacobis und Goethe im besonderen bestanden haben, deren literarischer Gegensatz mit landschaftlicher Eigenart nichts zu tun hat und auch sonst nicht verallgemeinert werden darf. Denn unabhängig von Goethe und ohne Frankfurt zu berühren, hatten sich bereits früher Fäden zwischen Düsseldorf und Zweibrücken geknüpft, wie ein Brief F. H. Jacobis an Maler Müller vom 11. September 1774 zeigt.[1]) Jacobi lädt hierin den jungen Maler ein, nach Düsseldorf zu kommen, den Tag seiner Abreise aus Zweibrücken solle er ihn wissen lassen. „Ihren Weg müssen sie schlechterdings über Frankfurt nehmen, dort meinen Bruder Göthe zu sprechen und meine Freundin Fahlmer. Zu Coblenz rufen Sie bey Frau Geh. Räthin von Laroche an, die Sie zu kennen wünscht."

Dieser Einladung hat Müller nicht sobald Folge geleistet, denn noch am 19. März 1776 schreibt Heinse an Gleim,[2]) Müller sei noch nie in Düsseldorf gewesen. Erst mußte Jacobi die Einladung persönlich in Mannheim wiederholen, wohin er im Januar 1775 gereist war und zwar in Begleitung von Goethe, mit dem er in Frankfurt schöne

---

[1]) Die Briefe und Schriftstücke befinden sich, sofern nichts anderes gesagt ist, im Frankfurter Goethemuseum. Sie stammen, mit Ausnahme der in Müllers deutsche Zeit fallenden, aus dessen Nachlaß, der verschiedene an ihn gerichtete Briefe sowie eine große Anzahl von eigenhändigen Konzepten und Entwürfen, meist ohne Datum und Angabe eines Adressaten, enthält. Die wichtigsten Stellen aus den Briefen dieses Nachlasses sind hier im Zusammenhang mit Müllers innerer Entwickelung und zur Ergänzung seiner Biographie aneinander gereiht.

[2]) W. Heinse, Sämmtliche Werke, hgb. von Schüddekopf. 1904, 9. Bd. S. 268.

Tage um die Wende des Jahres 1775 verbracht hatte. Wenigstens sagt Goetz in den „Geliebten Schatten", in seinem Hause hätten sich damals Goethe, Jacobi und Müller kennen gelernt. Sonst ist über diese Reise Goethes nichts bekannt. In Düsseldorf und Frankfurt ist Müller im Jahre 1777 sicher gewesen, dafür sind viele Zeugnisse erhalten.[1]) Nach Frankfurt war er auf Heinrich Leopold Wagners Einladung gekommen; hier traf er auch Klinger wieder, der ihn noch kurz zuvor, mit einer Empfehlung Lessings versehen, in Sachen der Seylerschen Gesellschaft in Mannheim besucht hatte.

Wagner, der bereits der Frau Rat Goethe Dichtungen des jungen Malers vorgelesen und nun diesen selbst in das Haus am Großen Hirschgraben eingeführt hatte, schreibt an Müller:[2]) „Die Frau Rat hat Deinen Handkuß mit Freude angenommen, sie ist Dir recht gut; das kann ich Dir sagen." Auch mit Schlosser, dem Schwager Goethes, war Müller im Verkehr. In einem Briefe vom 7. Mai 1777 lädt dieser den jungen Maler zum Besuche nach Emmendingen ein.[3]) Müller muß in einem Schreiben bereits eine Schilderung seiner Person und seiner Eigenheiten gegeben haben, denn Schlosser schreibt: „Ihre Melancholie wird mich gar nicht ärgern, wenn sie, wie ich hoffe, wahr ist; aber weh uns, wenn ich fühle, daß sie affektirt ist. Ich bin, das muß ich Ihnen sagen, ein wenig geradezu und werde Sie auslachen, wenn Sie in das Tic fallen, das bey Leuten von einigem Werth zwischen dem 20. und 25. Jahr so gebräuchlich ist. Wahre Melancholie muß, dünkt mich, bey jedem ädlen Mann von Genie seyn, und sie leiht auch dem Charakter den schönsten Zug. Ihre Kunst wird hier Stoff finden. Wir haben schöne Gegenden und schöne Gesichter, da mögen Sie mahlen so lang Sie Farbe haben und Lusten". Müller soll Schlosser auch

[1]) Vgl. Holtei, 500 Briefe aus 2 Jahrhunderten, 1872, II. Teil S. 177, wo sich Merck beklagt, daß Müller in Frankfurt (nicht Erfurt, wie Holtei in falscher Auflösung der Namensabkürzung liest) gewesen sei, ohne in Darmstadt vorzusprechen.

[2]) Erich Schmidt, H. L. Wagner, 2. Aufl. 1879 S. 151.

[3]) Vgl. dazu Stammler, Zeitschrift für Bücherfreunde, N. F. Jahrgang 5, S. 96, wo von vorhergegangenen verfehlten Besuchen Müllers die Rede ist.

die Grundsätze vom Mechanischen seiner Kunst klar machen, nicht das, was nur das „Herz“ zu lehren vermag, sondern das, was das unterrichtete Auge vom Ebenmaß mitteilen kann, denn das sei keine Eingebung, sondern Verstandessache, die Unterricht, insbesondere Mathematik voraussetze.

Ich weiß nicht, ob Müller im Verkehr mit Schlosser diesen Gedanken damals schon weiter nachgegangen ist, jedenfalls hat er später zu ihnen ausführlich Stellung genommen.[1])

Den Verkehr mit Lenz eröffnet ein Brief,[2]) den dieser an den „jungen kühnen Maler in Mannheim“ schrieb:

„Lieber Müller, ich kann mich nicht halten, ich muß in dem Augenblick da ich Ihren Satyr Mopsus lesen (!), in dem Augenblick der Leidenschaft Ihnen schreiben. Ich umarme Sie. Sie haben eine so muthige so feuervolle Sprache, daß mirs kalt und warm wird. Und brünstig wär' ich den Maler zu sehen der so schreiben kann. Daß Ihnen doch weder Lob noch Tadel der Kritiker weder Wind noch Sonnenhitze schadeten und der Nachkomm' unter Ihrem Schatten frölich ruhte.

Lenz

Dank für das Lied in der Schafschur vom Garten der Liebe — ewigen Dank!“

Satyr Mopsus erschien im Jahre 1775; noch unter dem Eindruck der ersten Lektüre dieser Idylle schrieb Lenz den Brief. Im März 1776 berührte er dann auf seiner Reise nach Weimar auch Mannheim, wo beide Freundschaft schlossen, wie einem kurz nachher nach Weimar gerichteten undatierten Schreiben zu entnehmen ist:

„Mannheim.

Lieber Lenz

Daß Du mir noch nicht geschrieben — eine gewaltige Unart — so viele vortreffliche, liebe Freunde fragen,

---

[1]) In den Anmerkungen 18ff. zu dem Auffatze über Bossi's Cenacolo di Leonardo da Vinci, Heidelbergische Jahrbücher 2c. 1816.

[2]) Nach Fr. Meyer, Maler Müller-Bibliographie 1912 Nr. 312 wurde dieser Brief im Jahre 1878 bei Lepke in Berlin versteigert. Ob der Katalog vom Inhalt mehr als die von Meyer zitierten Anfangssätze enthält, kann ich augenblicklich nicht feststellen, jedenfalls ist ein vollständiger Abdruck an dieser Stelle gerechtfertigt.

wollen wißen was Lenz macht — kann weiter nichts drauf antworten als — ich weiß nichts — liederlicher Teufel entweder Du liegst an Zaubrer Goethes Busen sinnlos in süßen Phantasien verwickelt und verstrickt — — denckst im wiegen und liegen und vergnügen aller Welt Freunde zum Guckuck hin — oder eine listige Hexe mit schwarzen dämrenden Augen und einem erwärmenden seeligen Madonnenblick, da für Sie gott seegnen wolle, hält meinen loßen Flattrer irgendwo gefangen — — aber närrisch daß ich eben Dir drumm vorpredigen will — das arme Herz Bruder Lenz wie Kletten wirft sichs überall an — und ein Mädchen Gesicht — Gott sey bey uns bin auch seit Deiner Abreise wieder geschmolzen — ein Mädchen — o ein Engel Lenz — ein Teufel von einem lieben Mädchen führt mich am Seile gefangen — schwärmen möcht ich gerne und arbeithen soll ich — o! Frühling und Liebe und Jugend! — ich kreutzig und segne mich über und über und leße meinen Morgen und Abend Seegen im Werther.

Apropo mit dem National Teater wirds hier zu Stand kommen — habe einen Plan zur Anlegung einer Teater Schule machen müßen den ich Dir zuschicken will wenn Dus begehrst Der Grund zu einem weitläuftigen prächtigen Schauspiel Hause wird in aller Hastigkeit gelegt diesen Sommer noch solls fertig seyn und zu künftigen January schon drauf gespielt werden.

Sag kanstu mir nicht adreße geben wo ich indessen einige guthe brauchbare acteurs und actrießen anwerben könnte, je geschickter je besser für uns — zum Exempel für folgende rollen

Mannspersohnen	Frauenzimer
Erster liebhaber	Erste liebhaberin
Bediente	Subrette
Vatter	Mutter
zweyter liebhaber	
oncle	

da ich den Auftrag vom Hofe habe, würd ich gleich mit Ihnen unterhandlen können, könte mich auch dabey um so viel sichrer einlaßen, da immer Deine Auswahl hierin

die beste seyn wird — ein jeder der sich für hier anwerben läßt soll nicht allein seine Rechnung in Ansehung der Besoldung finden, sondren auch, darauf hab ich in meinem Plane hauptsächlich loßgedrungen, erhält einen Rang, der Ihm bey einer guten Lebensarth erlaubt, die beste Gesellschaften zu besuchen.

Ich bitt Dich drum wenn Du kanst lieber sey nicht nachläßig — arbeithe mit es geht ja für die gemeine Sache — Schreib mir gleich wenn Du mir einige Schauspieler ausfündig gemacht die sich für mich schicken, daß ich mit Dir gleich unterhandle, oder sag Ihnen daß Sie mir selbst schreiben — findet noch auswahl statt lieber Lenz so schicke mir diejenige, die am wenigsten manier angenommen wenn Ihnen nur Feuer und natürliche Wärme vom Himelspapa im Busen angezündet ist —

an Eckhoff schreib ich so eben auch.

Den antiken Saal hastu doch der Zeit nicht vergeßen lieber — Du bist zu ehrlich und ich traue Dir viel zu viel Gewißen zu, als daß Du nicht manches Stündchen meinem armen Laocon meiner lieben Niobe und meinem guten Glatiator widmen solltest — Sie sind mir gar zu lieb und ich könnte Dir drum feind werden, wenn ich je so was von Dir erführe — pfuy, das wäre auch zu undankbar für einen Lenz der süßen Augenblicke so zu vergeßen, eher solltestu ein hundert von den vielen tausend Grüßen und Küssen an meine lieben Wieland und Göthe vergeßen die ich Dir mitgegeben und beym Himel das ist doch arg genug. Frid. Müller."

Als Maler pflegte Müller Landschaften und Tierstücke; Roos war sein Vorbild. In Heidelbergs größten Fels will er dessen Namen einhauen lassen,[1]) und in der Tat weisen in Komposition und Detail verschiedene Zeichnungen im Frankfurter Goethemuseum sowie eine im Großherzoglichen Museum zu Weimar[2]) befindliche deutlich dessen Einfluß.

Auch in seinen poetischen Werken bewegt sich Müllers

---

[1]) An Kaufmann, 26. Okt. 1776; Holtei, 300 Briefe 1872, II. Teil, S. 189.

[2]) Reproduziert von E. Boerschel, Deutsche Dichter als Maler und Zeichner, Westermanns Monatshefte, 53. Jahrg. (Bd. 105), 1. Teil, S. 195.

Phantasie besonders in Idyllen, denen Bodenständigkeit im Pfälzer Leben einen besonderen Reiz verleiht. Da tritt in der Mannheimer Zeit eine Wendung in Müllers Anschauungen ein. Oertel meint, Müller habe sich, durch Lessing angeregt, der Anfang 1777 in Sachen des Nationaltheaters nach Mannheim gekommen war, höheren Idealen, die er in der Antike fand, zugewandt. Wenn das an dem ist, so kann Lessing nur den letzten Ausschlag in einem Prozeß gegeben haben, der durch die Eindrücke des Mannheimer Antiken-Kabinettes in der Phantasie des Malers wie des Dichters zum mindesten vorbereitet war. Beim Dichter zeigt bereits die Wahl der Niobe zum Gegenstand eines Dramas diese Veränderung an, und den Maler drängte es nun mit aller Kraft zur Reise nach Rom, die sich im Herbst 1778 mit Unterstützung des pfälzischen Hofes und auch Goethes ermöglichen ließ.

In Rom trat zu dem Studium der Antike auch die eingehende Beschäftigung mit Michelangelo und Raphael, — diese drei blieben für alle Zeit Leitsterne an Müllers künstlerischem Himmel.

Wie eifrig Müller in der ersten römischen Zeit sein Studium betrieben, wußten wir aus einem Briefe Fügers an Guibal,[1]) wie er Leben und Gesundheit daran setzte, um in den kalten Räumen seine Meister zu kopieren. Jetzt fand sich unter seinen nachgelassenen Papieren der Entwurf eines Briefes an Jacobi, der sicher noch in die ersten römischen Tage Müllers fällt und noch im Banne der ersten Eindrücke niedergeschrieben ist. Da Mengs noch als lebend erwähnt wird, so muß die Niederschrift vor dem 29. Juni 1779 — dessen Todestage — erfolgt sein. Anfang und Ende fehlen.

„. . . Wand angedingte (angetünchte) Bilder, das verwitterte des Colorits betrog mich — doch diß dauerte nur einige Momente, den als ich sie nun mit Aufmercksamkeit betrachtete, Composition, Zeichnung, Ausdruck, Handlung und Bestimmung eines jeden Wesens theilweise und im ganzen untersuchte, was für eine Quelle von Vergnügen ergoß sich da über meine Seele — wie fand ich

[1]) Vom 30. März 1779 (Weim. Jahrb. 5, 28).

so ganz den wahren reinen Mahler des Herzens und der Natur in Raphael in deßen Seele alle Gedancken sich so klar gespiegelt und diese Freude und Seeligkeit ergoß sich so bey jedem Zimmer immer mehr, mann ist bey der Anschauung dieser Gemälde ganz außer sich weggerückt und in eine herrlichre Welt von Menschen versetzt — jedes Zimmer ward mein Favorit und immer verdrängte das drauf folgte wieder das vorhergehende, und das erste wieder das letzte und so wurden sie alle meine Favoritten, ja ich hätte gleich noch einmal mit eben der Wonne wieder von forne angefangen und zurück betrachtet wenn nicht unsere Caravane, von der die meiste Glieder so kalte untheilnehmende Gesichter gemacht wie Gänse, denen mann das Evangelium predigt, uns erinnert, daß es bald Eßens Zeit sey und daß wir jetzt noch zuvor das jüngste Gericht von Michelangelo betrachten müßen, wie ein Verliebter nahm ich also auf kurze Zeit von meinem lieben Raphael Abschied, gewiß daß ich von Leidenschaft beflügelt bald wieder bey ihm seyn würde — nun sahen wier auch die göttliche logen, grade wie man sie in der Kindheit, wenn man so zum erstenmal josephs Geschichte lesen oder erzehlen hört die Dinge hinträumt, das nehmliche goldne Wonnegefühl schauert einen bey dem Anblick dieser herrlichen Gemälde an — josephs Traum Erzehlung vor seinen Brüdern, Traumauslegung vor Pharao, jacob da er Raheel bey der Heerde erblickt und die Findung Mosis sind meine auserwehlte, reiner edler sprechender läßt sich nichts empfinden, dencken und schildern als diese vier Stücke.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlaßen Ihnen zu sagen daß die Kayserin von Rußland alle Logen von Raphael in der nehmlichen Größe mit allen Verziehrungen von arabescen, basrelieven etc, wie sie würcklich da existiren copiren läßt, zwey sind schon fertig und auch bereits nach Rußland abgegangen. — Sie können sichs nicht vorstellen mit welcher Wärme sich diese herrliche Frau um die Mahlerey interresirt, eigentlich beschäftigt Sie hier die meiste Künstler — die Liebe mit der Sie von unsrem krancken Mengs spricht, sich um seine Gesundheit erkundigt, ich habe einige Auszüge ihres Schreibens ge-

sehn, überhaupt das wahre freundschaftliche antheil das Sie an der Erhaltung dieses geschickten Mannes nimmt, den respect den Sie für die Kunst selbst hegt, zeigen eine vielfaßende grose edle Seele, und müßen bey einem jeden Künstler die größte Liebe und Hochachtung gegen Sie erregen — wieder ein Seiten Sprung den Sie mir verzeyhen müßen, im Grunde mags Ihnen doch nicht unangenehm seyn daß Sie jetzt wißen daß Raphaels logen copirt und zwar von einem teutschen Künstler Nahmens Unterberger sehr gut copirt werden, und diß edle Werck war um so mehr zu wünschen weil die Originalien da Sie der luft starck ausgesetzt sind schon gewaltig gelitten und ihrem untergange sich nähren auch soll diß allein der großmüthige Beweggrund gewesen seyn warum die Kayserin sie jetzt noch copiren läßt.

gelangten also vor Michelangelos jüngstem Gerichte so wie man aus einem milden Sonnen Schein, der die Seele erfreuet und alle Glieder erquickt, es lacht die ganze Natur umher und predigt den Moment der Liebe, so wie man da umgeben von Melodie gerne in die Kamer eines lieben Mädchens tritt zu der das ganze Herz sich lencket und ein Wohlwollen sich aufschließt ihre Hand anfaßt ihre Wange berührt und tausend electrische Funcken unsern Cörper durchcreuzen so ist die Wonne vor Raphael — und nun wenn man das liebe Geschöpf verläßt, von ohngefehr am Frühlings Hayn herauf sich ein Gewitter thürmet die Wolcken kämpfen an einander auf, die blize durchschißen sich und freßen einander im Strahl die ganze Natur unter ihnen wird bang und Schauervoll, wer diß sieht dem fällts nicht ein jezt sich am Küsseschallenden Munde oder in den Armen seines Mädchens zu laben, der starcke anblick macht ihn einsam und ist er großes Herzens so hält er sich nicht sondern eilt hinaus an Klippen hin umgeben vom Saußen des Sturms im großen Gefühle seinen Busen zu erleichtern — das ist Michelangelos Schauer — beyde so wahr beyde so groß beyde so herrlich in ihrer arth beyde die treue bottschafter gottes — was kann ich Ihnen von diesem erhabnen Werck weiter sagen, wie den ganzen Effect, wie die einzle Theile dieses Wunderungeheuers

zergliedern — es ist nicht möglich so was zu beschreiben liebster Jacobi, rafaels Zimer Michelangelos jüngstes Gericht sind Dinge die Sie mit ihren eigenen Augen ansehn müßen — sehn müßen sies liebster Sie werden dabey Freude geniesen Freude die kein Auge gesehn kein ohr gehört und in keines Menschen Herzen zuvor gekommen was Gott durch seine Heilige Ihnen hier zubereithen ließ — wenn ich an die untre Gruppen gedencke wie von der Engel Trompete aufgeschmettert hier diese erwachen und aus dem eisernen Schlummer sich emporstrecken noch Erde in Mund und Auge, wie das Leben noch halb mit der Verweßung kämpfft, und ein Siegs Schweiß mit dem ersten Blick dem sicherhebenden über die Stirne rollt — hier Gerippe die sich mit Fleisch bekleiden Schädel die zum Antliz werden — andre wieder die mit dem Gefühl ihrer Schult erwachen den richter scheuen, gerne im grabe verblieben und doch von möchtiger gewalt emporgehoben werden — jeder Zug spricht, jede Muscel lebt — alle die Gesichter die einem bei Dantes Hölle einfallen findet mann hier vor sich — so ganz so würcklich daß selbst aus dieses Dichters Gleichnißen Michelangelo Formen zu stehlen gewußt — da ich Dante nicht zur Hand habe führ ich Ihnen aus meinem Gedächtniß nur eine Stelle an da wo Dante aus einer Höllen Abtheilung in die andre tritt und lichtscheue bewohner der ewigen Finsterniß ihm zublinzen und ihre Augen verziehen ähnlich einem alten Schneider der in der Dämrung eine Nadel einfaßen will ich — kurz ich kenne kein Gemälde in welchem mehr original Geist kühnerer und stärckerer Ausdruck herrschet, jedes Geschöpf ist ein eigenes aus angelos Herzen entsprungnes durch seinen Kopf gebohrnes Geschöpf jeder Caracter so individuell wahr und nach seiner eignen . . . " [Bricht ab.]

Das ist noch echter Sturm und Drang. Wie viel lebendiger und ursprünglicher muten diese schwärmerischen Ergüsse an als z. B. die Schilderungen, die ungefähr um dieselbe Zeit Wilhelm Tischbein in den Briefen an seinen Bruder Jakob gibt, und die Merck im Auszuge veröffentlicht hat.[1])

[1]) Teutscher Merkur 1781, I. 48 ff. und II. 81 f. Vgl. dazu Wagner, Briefe an J. H. Merck 2c. 1835, S. 261 u. 284.

Auch das Treiben der lebenden Künstler zog Müller kräftig an.[1]) Zur Zeit seiner Ankunft in Rom fand er die Künstler- und Kennerwelt in zwei Parteien geteilt. Die einen verehrten Raphael Mengs und seine Lehren blindlings, und die anderen erhoben mit gleichem Eifer die Arbeiten von Pompeio Battoni. Müller teilte seine Verehrung zwischen die Verdienste der beiden aufrichtig, indem er in dem ersteren „den vollendeten Meister, Denker und Hersteller des richtigen Weges in dem Gange der Kunst" betrachtete, wogegen er sich eingestehen mußte, daß Battoni „mit einer glücklicheren Anlage für die Mahlerei von der Natur ausgesteuert sei".

Im Kaffee- und Speisehaus, wo die jungen Künstler zusammenkamen, bildeten diese Fragen den Hauptgegenstand der Unterhaltung, die, je nach Zusammensetzung der Gesellschaft, einen mehr oder minder stürmischen Verlauf nahm.

Müller hat beide Meister gekannt. „Mengs sagte öffentlich,[2]) da er von meinen Kompositionen gesehen: Wenn Gott mir die Gnade schenkt, daß ich wieder gesund werde, so hoffe ich aus Müller mir einen wahren Schüler zu bilden, denn bisher habe ich noch keinen gehabt, mit dem ich zufrieden bin. Battoni hat, was er für keinen andern im Leben je gethan, mit eigner Hand eine Empfehlung für mich an unsern Hof (es war zur Zeit des Kurfürsten Carl Theodor) um Zulage für mich geschrieben. . ."

Und noch am Abend seines Lebens tauchen ihm bei der Lektüre einer Rede[3]) Schellings alte Erinnerungen auf, die er mit dem dort Gesagten nicht in Einklang bringen kann. Schelling ist ihm, wohl von Goethe beeinflußt, zu sehr für Winckelmann eingenommen, wenn er mit dem Ausdruck des Bedauerns behauptet, dieser stünde wie ein Gebürg, das keinen Nachbar habe, einzig in seiner Zeit da. „Nein", sagt Müller,[4]) „ein anderes Gebürg ist ihm gerade gegenüber gestanden, ohne

[1]) Die folgende Ausführung nach dem Konzepte eines Briefes an Goethe vom Jahre 1819.

[2]) Nach dem Konzept eines Briefes an Legationssekretär (Mehlem) o. D.

[3]) Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur. Rede, gehalten am Namensfeste des Königs den 12. Oktober 1807 in der Akademie der Wissenschaften zu München. Schellings Werke. Auswahl herausgegeben von O. Weiß, Leipzig 1907, Bd. 3 S. 387 ff.

[4]) Im Briefe an Graf Seinsheim vom 16. Oktober 1808.

das er vielleicht selbst ohne Sprache und Widerhall geblieben wäre. Dies ist der weit edlere Mengs, ohne dessen Umgang würde der große Mann nie zu der Ansicht in der Kunst gelangt seyn; seine Berichtigung hat er ganz allein der Urtheilskrafft und der Kenntniß dieses ächten Patriarchen zu dancken, der unter den Mahlern das ist, was Lessing unter den Dichtern bewirkt hat. Lessing war nicht gemacht einen Göz von Berlichingen oder die Räuber hervorzubringen, aber ohne daß er vorangegangen, würden wohl diese schwerlich entstanden seyn. Winckelmann konnte dem Mengs nichts geben, dessen scharfer Adlersinn verlangte nichts von ihm; die schwärmende Phantasie war Winckelmanns Eigenthum und diese konnte er dem kalten Verstande jenes nicht einimpfen. Allein Mengs hatte viel seinem Freunde zu geben, seine Erfahrungen, seine Kenntniße, seine Betrachtungen, und diese berichtigten Winckelmann. Wir hätten, ohne Mengsens Beywürken es zu danken, beym Unterschied in den Stilen nie zu der charakteristischen Einsicht gelangen können; der Freund gab ihm die Richtung und der beflügelte Fuß lieff voran. Doch ich weiß es, daß die Ästhetiker sich nur gar zu gern als Köpfe und die Künstler als Hände betrachten und daß sie daher als richtigen Schluß annehmen, daß der Kopf nothwendig die Hand regieren müsse. Allein meine Meynung ist hierin verschieden; da ich Raphaelen für den größten Philosophen betrachte, selbst den göttlichen Plato gegen ihn gesetzt nicht ausgenommen, so wird man mir verzeyhen, wenn ich Mengsen als den größeren Kopf gegen Winckelmann genommen noch ein Veilchen betrachte."

In die weitere Öffentlichkeit trat Müller erst wieder mit dem Schreiben gegen Fernows „prunkende Anzeige" von Carstens in Rom ausgestellten Gemälden,[1]) nachdem der Versuch, im „Römischen Pegasus" eine Zeitschrift zu gründen, die ihm Lebensunterhalt und dem deutschen Publikum Kenntnis des römischen Lebens und Kunsttreibens verschaffen sollte, gescheitert war.[2]) Goethe, der die Aufnahme dieses Aufsatzes in die Horen[3]) vermittelt hatte, war zwar mit dem Aufsatze

[1]) Teutscher Merkur Juni 1795, 6. Stück.
[2]) Archiv für Lit.-Gesch. X. (1881) 66.
[3]) Horen, 3. Jahrg. (1797), 3. Stück. S. 21 ff.

im allgemeinen nicht unzufrieden — und in der Tat näherten sich Müllers dort vorgetragene Anschauungen denen Goethes in den wichtigsten Fragen — doch fand er, daß in einzelnen Stellen der entscheidende Punkt nicht recht getroffen sei.

Müller hatte sich gegen die Nachahmung und in diesem besonderen Falle gegen die der Antike gewandt, die er natürlich nicht schlechthin verwirft, sondern nur in Einzelheiten unvollkommen findet. Viel deutlicher redet er bei späteren Gelegenheiten gegen die Rezeption alter Stile, als Cornelius und Overbeck die deutsche und die christliche Vergangenheit in ihren Bildern zu neuem Leben heraufriefen. Müller war inzwischen in seinen Ansichten gefestigt und gereift, so daß er jetzt deutlich aussprach, was in dem Aufsatz gegen Carstens noch nicht zum Ausdruck gekommen war, was aber schon dunkel sein Auftreten bestimmt haben mußte. In dem bereits erwähnten Briefe an Goethe beschäftigt sich Müller mit den Künstlern, „welche durch die Nachahmung der altdeutschen und altitalienischen Meister in der Mahlerey den deutschen und zugleich christlichen Stil zu begründen vermeinet" und die sowohl in Rom wie im Vaterlande, von Kennern und Liebhabern gestützt, sich in starker Aufnahme befinden. „So sehr ich auch von jeher den älteren Kunstwerken nicht bloß von Italienern und Deutschen, sondern auch von den Neu Griechen gewogen war und nicht selten mich am Anblick von der Naivität, Innigkeit und Liebe, mit welcher sie ausgeführt sind, ergözte, ja öfters von der Tiefe der Ideen, welche bey solchen sichtbar werden, mich angezogen fand,[1]) so daß solche nicht allein zu tieferer Betrachtung, sondern auch neue Ideen zu erwecken Anlaß mir liehen, so ließ ich mir doch nie einfallen, sie als Normen zu betrachten, nach denen der Künstler heut zu Tage, wo die Einsicht für das Wahre durch die Kritik bereits zu einem weiteren Grade gelangt ist (schaffen müßte)".

In einem Schreiben aus Rom, das in unvollständigen Entwürfen vorliegt, wollte Müller diese Betrachtungen zusammenfassen. Es heißt da:

„Der Bund, den ein Theil von den deutschen Künstlern in Rom unter sich errichtet, das Zeitalter des Kaysers Maxi-

[1]) Vgl. dazu Anm. 27 zu Bossis Cenacolo.

milian in der Kunst wieder herzustellen, konnte aus vielseitigen Ursachen nicht lange bestehen, weil erstens er Einseitigkeit und unliberale Ausschließung bey sich faßte, welche zu hart gegen den Geist des gegenwärtigen Zeitalters anstoßen, bey dem die Ansprüche auf Cosmopolitismus, wenigstens bey dem edleren Theile des Publikums zu laut geworden, als daß sie sich so leicht unterdrücken ließen; zweitens, weil die Übersicht von dem was die Künstler sowohl bey den Griechen als auch in den neueren Zeiten bey verschiedenen anderen Nazionen geleistet zu hell nun vor jedermanns Augen liegt, daß also derjenige, welcher sie einmal mit richtigem Blick überschauet und das höhere von den niedrigern zu unterscheiden gehörig gelernt hat, schwerlich geneigt seyn dürfte, die Stufen von Erkenntnis wieder zurück zu tretten, um seinen Gesichtspunkt nach dem von jenen Bundesgenossen auf eine Epoche zu beschräncken, und in den mangelhafften offt fehlerhafften Ausstellungen aus solcher im Vergleiche mit denen aus anderen als Kunstnormen erkennend, mit sehenden Augen den Blinden zu spielen. Zu solcher Lage kann nur derjenige sich bequemen, dem die Erkenntnis des Höheren abgeht, oder der auf die Forderungen der Vernunft wenig achtend, sich durch die Phantasie, die im Taumel des Gesichtes leicht fortreißt, beherrschen läßt und so die Gerechtsame der Wahrheit durch verkehrte Verstandesschlüsse (verletzt)."

Die Epoche Maximilians wieder herzustellen, sei ebenso thöricht, wie die Absicht den Kunstgeschmack von Perikles' Zeiten wieder zurückzuführen „indem der Geschmack von einem Zeitalter die Summe von dem gemeinsamen Leben sowohl in phisischer und moralischer Hinsicht ist, und wie laßen sich Phänomene, die aus so vielseitigen Ursachen ihr Wesen ziehen durch ein Streben (und) noch (dazu) bloß von einer Seite her, erreichen? Aus dem Geschehenen lassen sich die Würkungen des Guten und Bößen, Schädlichen und Nützlichen, Erreichten und Unerreichten absondern und erkennen, und als heilsame Resultate zu unserm Gebrauche anwenden, allein die Bewegursachen, die solche hervorgebracht, die im Zeitgeiste begründet lagen, sind auf immer verschwunden und können durch kein Streben wieder hervorgebracht werden."

Der Kern dieser von nicht gewöhnlichem historischen Ver-

ständnisse zeugenden Ausführungen ist doch der: der Künstler darf sich nicht in seinen Vorbildern verlieren, darf nicht in ihnen aufgehen, sondern er muß sich behaupten; an den alten Meistern muß er lernen, sich selbst zu erkennen, um sein Eigenes herauszuarbeiten, d. h. seinen Stil zu bilden. „Es geht von dieser Seite wie mit dem Geschmack für die Dichtkunst aus dem Mittelalter." Auch hier lautet die Aufgabe: „Das Eigentümliche genialisch aufzufassen und es nach den Forderungen der Kunst erhöhen." [1])

Das „Erhöhen" ist eben die eigne Arbeit, die der Künstler leisten muß, dann kann er nachahmen, wie auch Raphael nachgeahmt hat. Denn dieser hat „bey seinem Wirken weniger die Produkte der Antike copirt, als vielmehr gesucht ihre Maximen und Begriffe sich zu eigen zu machen", und er nahm mit genialischer Freiheit weit mehr von den älteren italienischen Meistern und seinen Zeitgenossen auf, wo er zu seinem Gebrauche Taugliches fand. Nicht als Plagiator wollte er Anderer Gedanken verwenden, sondern nur um zu zeigen, wie weit das Gute, das er in der Anlage bei einem anderen erkannte, „durch höhere plastische Ausbildung sich hinaufwürken lasse".

In den Gegenstand muß sich der Künstler in lebendiger Erkenntnis und Anschauung seiner Idee hineinarbeiten. „Diese tiefe Beherzigung der Idee, wobei der Kunstsinn in uns erwärmet und die Einbildungskraft stärker in Bewegung gesetzt wird, zündet durch die innige Rücksicht auf die Natur gleichsam den Lebensfunken für die Vorstellung an. Hierbei erhält die Idee erst die anschauliche Form für die Einkleidung nach charakteristischem Gehalte, wonach der Künstler alle Kräfte samt jedem Mittel aufbieten muß, solche in Wirklichkeit zu übertragen." [2])

Das Hervorbringen eines Kunstwerkes setzt also ein großes Maß geistiger Arbeit voraus, da diese erst das Wesen oder Vorbild erschaffen muß, wozu die Kunst dann nur die äußere Form zu leisten braucht. Und diese Arbeit ist das Kriterium

---

[1]) Aus einem Briefe an Eckstein (1811), in dem es Müller ablehnt, etwas über Cornelius in Schlegels Museum zu sagen.

[2]) Anm. 15 zu Bossis Cenacolo.

für den Wert eines Bildes, sie zeigt „den Ausdruck tiefen Gefühles, das innige Streben der Geisteskräfte eine Idee lebhaft zu empfangen.“ ... „In dieser Esse angeglüht, konnten auf dem Ambose der Kunst unsterbliche Waffen geschmiedet werden.“ [1])

So ließen sich ungefähr die Grundgedanken einer Müllerschen Kunsttheorie zusammenfassen. Sie selbst zu einem Ganzen zu verarbeiten, hat Müller nie unternommen, ja es ist sehr fraglich, ob er überhaupt jemals die Absicht gehabt hat, ein systematisches Gedankengebäude zu errichten. Darin glich er seinem Freunde Joseph Anton Koch, der in einem köstlichen Buche schildert, wie ein Künstler vor den kunstgelehrten Schwätzern bis nach der Tartarei flieht, um unter den wilden Völkern erst Ruhe zu finden. [2]) Auch Müller war ein abgesagter Feind von allem Theoretisieren, und Gelehrten die über Kunst nur schrieben, stellte er sich gern als Mann der Palette, als ausübender Maler gegenüber. Das hinderte ihn aber nicht bei jeder Gelegenheit über das Wesen der Kunst und ihren Betrieb sich auszulassen. So liegen seine Gedanken überall einzeln und zerstreut in seinen Schriften, von denen in kunsttheoretischer Hinsicht die über Bossis Cenacolo vielleicht die wichtigste ist, man könnte beinahe sagen vergraben. Im Zusammenhange mit den brieflichen Äußerungen, gewinnen diese wie jene jedoch an Verständlichkeit und Bedeutung.

Wie verhalten sich nun Müllers Leistungen als Maler zu dem, was er in der Theorie entwickelt hat? Die Antwort darauf ist schwer zu geben, weil die Grundlagen unzureichend sind. Denn über seinem künstlerischen Lebenswerk hat fast ein noch schlimmeres Verhängnis gewaltet, wie über seinen dichterischen Gebilden.

Wir wissen [3]) daß noch im Jahre 1809 „über 1000 Handzeichnungen, theils Studien nach der Natur, von Landschaften, Bäumen und Thieren, theils größere Compositionen“ vorhanden waren. Diese hat, nach einer Bemerkung Wagners

---

[1]) Ebenda Anm. 27.

[2]) Die moderne Kunstchronik oder die Rumfordische Suppe. Herausgegeben von E. Jaffé, Innsbruck 1905.

[3]) An Batt 28. Okt. 1809, Örtel, Zur Lebensgeschichte des Dichters und Malers Friedrich Müller, Progr. Wiesbaden, 1875, S. 9.

im Briefe an den Kronprinzen von Bayern [1]) „mit allen übrigen Gemälden, Büchern und Hausrath" der Maler Byström, in dessen Hause Müller gestorben ist, testamentarisch vermacht bekommen. Vielleicht ist in einer größeren Sammlung von Handzeichnungen, die das Frankfurter Goethemuseum vor nicht langer Zeit erworben hat, ein Teil dieses Nachlasses enthalten. Denn diese Sammlung, die aus Rom stammt, enthält neben unzweifelhaft echten Müllerschen Stücken, — „stumpfe Zeichnung und rußiges Colorit" [2]), — eine Anzahl Zeichnungen, die vollständig denen entsprechen, die mit Müllers literarischem Nachlaß aus Kürschners Besitz, in den unseres Museums übergegangen sind.

Nimmt man hierzu die bereits in Müllers deutscher Zeit erschienenen Folgen von Radierungen, die in Tierstudien und Landschaften bestehen, zu denen neuerdings noch einiges hinzugekommen ist, [3]) so kann man sich über Müllers graphische Kunst ein einigermaßen entsprechendes Bild machen. Leider fehlt aber hier noch manches, von dessen einstigem Vorhandensein wir unterrichtet sind. So schrieb Müller an Graf Ingenheim am 4. Juni 1818, „er werde ihm nächstens durch Herrn Rauch samt einigen Zeichnungen welche zu den Charakteren im ersten Teile des Faust gehören, wie der Jude Schummel, Mephistophles, beyde Diener Beluck und Paduck, die Engel Emanuel, Uriel, und Jthuriel senden". Und noch im folgenden Jahre [4]) stellt er den 6. Aufzug seines Faust „zugleich mit den Charakterzeichnungen, sowohl von diesem als auch vom 5. Aufzug" in Aussicht. Er muß also eine Illustrierung seines Faust vorgenommen haben. Was aus ihr geworden ist, läßt sich nicht sagen.

Schlechter steht es mit den Ölgemälden Müllers. Nach einer mit der vorher erwähnten Bemerkung Wagners nicht ganz in Einklang zu bringenden Nachricht aus Rom vom 24. April

---

[1]) Vom 31. Mai 1825, Seuffert, Maler Müller, 1877, S. 624.

[2]) Nach Ludwig Grimms Urteil, Erinnerungen aus meinem Leben, 1911, S. 246.

[3]) Vgl. z. B. Westermanns Monatshefte, Nov. 1908, und Zeitschrift für Bücherfreunde, N. F. Jhrg. 5 (1908), Heft 3, S. 95, sowie eine Zeichnung im Besitze der Frau Mond in London.

[4]) An Ingenheim, 26. Juni 1819.

1825[1]) hatte Müller seine Gemälde noch kurz vor seinem Ende an den Kardinal Fesch verkauft, nach dessen Tode sie in Korsika versteigert sein sollen.

Und gerade auf die Anschauung der Gemälde kommt es an, wenn wir uns einen Begriff von dem Maler machen wollen, wie er sich in römischer Zeit entwickelt hat. Aber hier sollten sich die Worte, die Müller einmal in einem Briefe an Ingenheim[2]) bei Übersendung eines Gemäldes sprach, erfüllen: „Es wird einmahl, wenn ich nicht mehr unter den Lebenden wandele, geschehen, daß manche dann mehr darauf achten dürfften, auch etwas von Müller, dem Mahler zu schauen . . .“

Von Müllers Gemälden ist kein einziges bekannt, vielleicht befindet sich in den Magazinen des einen oder anderen Museums eines von den vielen Bildern, die er gemalt; denn wir wissen — Müller hat es öfters in seinen Briefen und sonst gesagt — welche Gegenstände er sich gewählt und auch, wie er sie ausgeführt hat. Zu verschiedenen Bildern sind Beschreibungen von seiner Hand — ein bedenkliches Zeichen, wenn sie nötig waren — vorhanden; auch Zeitgenossen haben Müllersche Bilder beschrieben. So müssen denn in Ermangelung des Besseren die literarischen Quellen herangezogen werden, um einen kurzen Überblick über Müllers Tätigkeit als Maler zu geben. Ich übergehe dabei die großen Vorwürfe seiner ersten römischen Zeit, den „Kampf des Erzengels Michael um die Leiche Mosis“ und „Die eherne Schlange“ sowie „Der Herr zeigt Moses das gelobte Land“, von denen besonders die ersteren durch den Briefwechsel mit Goethe bekannt geworden sind; Goethe konnte sich mit ihnen — er kannte allerdings nur mehr oder weniger ausgeführte Entwürfe zu den Gemälden, nicht diese selbst — nicht befreunden, weder die Wahl des Gegenstandes noch die Darstellung fand seinen Beifall.[3])

Müller ließ sich dadurch, so schwer ihn gerade Goethes Urteil traf, nicht entmutigen, er malte eifrig weiter, bevorzugte Themen aus der Antike oder der christlichen Vergangen-

[1]) Kunstblatt (Beilage zum Morgenblatt) 1825, Nr. 39.
[2]) Vom 1. Oktober 1820.
[3]) Goethe an Müller, 21. Juni 1781.

heit, wobei seine Teufel besonders das Interesse der Zuschauer beschäftigt haben müssen. So schreibt Merck an den Herzog Karl August am 23. März 1782:

„Von Rom aus habe ich Briefe, daß Müller ganz rasend ist, und sogar boßhafft. Er hat neulich einen Teufel öffentlich ausgestellt und dabey deklarirt, daß er denjenigen für den Kopf schießen würde, der ihn nicht gut finden würde. Alle Leute versichern, daß er nie mahlen wird lernen.“ [1])

Ferner stellte er die Geburt und den Triumph der Flora dar, von denen Füger [2]) berichtet, daß „alle Pursche Maul und Nase auffsperrten wie sie sie sahen . . . Hier ist keiner, der mehr wahres, erhabenes, poetisches Genie und Erfindung in der Malerei hat, als Müller“.

Dann malte er Alexander den Großen und seinen Arzt. Hier erwähnt der Beurteiler die große Genauigkeit und Strenge im Kostüm, und findet, daß die Werke dieses Künstlers die Bewunderung nicht nur Deutschlands sondern auch Italiens verdienen. [3]) Am 7. September 1806 bittet Müller den Galeriedirektor Mannlich um einen Auftrag:

„Ich fordere nur das billigste was ein Künstler fordern darff: in Arbeit gesetzt zu werden; ich habe unter so mancher meiner Composizionen eine zur Ausführung bestimmt, welche, aus vier Idyllen vom Theokrit genommen, den Raub der Töchter des Leucippus von Castor und Pollux in fünf männlichen Heldenfiguren, zwei Frauen und dem Jupiter, Amor und Hymen in den Wolken, samt 4 Pferden in offener Landschaft vorstellt. Diese Composition, welche auf jeden Kenner und Künstler die außerordentlichste Würkung erregt hat, habe ich darum gewählt, weil sie den Beyfall S. K. H. des Kronprinzen, als er mein Studium besuchte, erzielte.“

Zu einem Auftrag scheint es aber trotzdem nicht gekommen zu sein, so wenig wie bei einem anderen großen Gemälde, das er nach München zur Ausstellung gesandt hatte, ein Ankauf erfolgte. Es handelte sich um ein großes Bild, das

---

[1]) Graef, J. H. Mercks Briefe an die Herzogin Mutter Anna Amalie und an den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar. Leipzig, 1911, S. 141.

[2]) Weimarer Jahrb. V, 29.

[3]) Beschrieben im Pfalzbayrischen Museum 1785/86 (nach Meyer, Maler Müller Bibliographie, Nr. 81).

er in einem Briefe an Freyberg[1]) ausführlich beschreibt, und das er dann später dem Grafen von Ingenheim zum Geschenk machte, weil „diese Figur dem ächten Kenner andeute, wonach er (Müller) in der Kunst gestrebet."

Das Bild selbst „stellet einen Hymen vor, eine Figur von einem Knaben in Lebensgröße, der ausgerüstet ist um einem Paar Liebenden, die ihn anrufen, zu begegnen. In der rechten Hand schwingt er die hochzeitliche Fackel, in der linken trägt er den frisch gebundenen Mirtenkranz. Ein feuerfarbiger Schleyer schwebt um ihn, auf einer Seite zu seinen Füßen schnabeln sich ein paar Turteltauben, das Simbol der Treue, und hinter ihm liegt ein Füllhorn, woraus Früchte und Blumen fallen, woran der Köcher des Amors gelehnt liegt, um den Reichthum und Wohlstand anzudeuten, welchen die Ehe mit sich bringt. Der Hintergrund ist ein dunkler mit Rosenbüschen besetzter Mirtenwald als Aufenthalt dieses Gottes."

Vielleicht ist das Bild, oder der als Gegenstück gemalte Amor[2]) identisch mit jenem „lebhaft colorirten Genius", den Zacharias Werner 1810 sah, von dem Müller behauptete, er sei besser als alle seine Gedichte, was aber Werner nicht glauben wollte.[3])

Wohl das bekannteste von Müllers Gemälden ist: „Die Begegnung des Ulisses mit dem Geist des telamonischen Ajax auf der Asffodelos-wiese." Müller hat selbst eine Beschreibung dieses Bildes gegeben; er schildert zunächst nach dem 11. Buche der Odyssee, wie Ulisses auf Rat der Circe die Asphodeloswiese aufsuchte, dort einen schwarzen Widder schlachtete, dessen Blut den Schatten vorübergehend Leben verleihen sollte. Dann fährt er wörtlich fort: „Der letzte Augenblick von dieser Handlung bildet den Vorwurf von gegenwärtiger Vorstellung: Man sieht den Helden von Ithacka, wie er seine Bitte an den erzürnten Schatten seines Gegners richtet, der nach seiner leidenschaftlichen Lage, dem Ausdrucke des Dichters gemäß, den lincken Arm vor sich erhebet, gleichsam um zu verhindern, daß der ihm so verhaßte Gegenstand sich nicht weiter nähere,

[1]) Nach 1813.
[2]) An Eckstein (1811).
[3]) Ausgewählte Schriften, XV, 119.

und da er im Leben mehr durch Thaten als durch Worte zu sprechen gewohnt war, indem er mit starcken Schritten seitwärts tritt, die rechte Hand an den Griff seines Schwertes legt.

Die übrige Gestalten, die um diese Hauptgruppe sich zeigen und solche mehr zu erheben dienen, sind folgende: Von den Frauen welche auf der rechten Seite des Anschauers hinter dem Ulisses sich befinden, stellet die erste den Schatten der Jnno mit ihrem Sohne Melicertes vor. Die weiter entfernte den von der Polyxena, Tochter des Priamus, welche am Grabe des Achilles geopfert ward, die Trauerblume noch um ihren Scheitel tragend. Neben dem Schatten des Ajax sitzt auf der Erde Euriphile, die Frau des Amphiareus, die ihren Gemahl um eine goldene Halskette verrieth und hinter solcher der Geist des Tiresias mit geschlossenen Augen, indem er bereits in seinen ersten Zustand zurückgesuncken ist. Weiter hinten erscheint das Haupt der Gorgone, wovon Ulisses befürchtete, daß solches die Proserpina ihm entgegenschicken möchte, weßwegen er auch schneller als er wünschte, diesen Ort wieder verließ. Jm Mittelpunkte erblickt man einen Theil vom Eingange der Grotte und tieffer in der Entfernung den leucadischen Felß, worauf nach dem Ausdruck Homers immer die letzte Strahlen der Sonne ruhen. Hinter den Füßen des Ulisses sieht man den toten Widder, nebst einigen beim Opfer gebräuchlichen Geräthen. Näher dem Anschauer zu erblickt man einen Theil der Grube, wohinein Ulisses das Blut gegossen, mit dem zum graben nöthigen Werckzeuge, und vor den beiden Hauptfiguren an der Erde die Affodelosblume, welche diesem Orte den Nahmen gab."

Bereits in dem oben erwähnten Briefe an Eckstein berichtet Müller, daß er das Bild in Angriff genommen habe, noch am Ausgang des Jahres (1811) hofft er es zu vollenden, um es dann in Rom und später in München auszustellen. An diesem Bilde hat Müller lange Zeit herumgearbeitet,[1]) vor ihm hat die bekannte Unterredung mit

[1]) Von der Hagen, Briefe in die Heimat &c., 1818, Bd. 2 Seite 338: „Seine (Müllers) Malereien sollen aber eine Täuschung sein, und er malt schon viele Jahre an einem und demselben Bilde."

Cornelius stattgefunden, der den Vorwurf gut fand, „aber greulich war das Ding gemalt, wie mit der Schaufel. Als ers mir zeigte, wußte ich gar nicht was sagen; endlich meinte ich emphatisch: Mein liebster Müller, so Etwas hat Raffael nie gemalt! da stürzte er mir um den Hals und rief, ich sei doch der Einzige, der ihn verstünde.[1]) In dieser Darstellung fällt ein leichter Schatten der Lächerlichkeit auf Müller, aber damit geschieht ihm Unrecht. Daß Cornelius an dem Gemälde keinen Gefallen finden konnte, ist bei der sauberen, reinlichen Art seiner Richtung wohl verständlich, aber eben deshalb ist er nicht ohne weiteres als objektiver Richter über Müller, der auch einen „Stil" zu haben glaubte oder wenigstens nach einem rang, anzusehen.

Müllers Technik war, das können wir wenigstens aus Cornelius' Beschreibung entnehmen, auf Farbeneffekte angelegt, diese herauszubekommen, war sein eifrigstes Bemühen, daher auch die verschiedenen Auftragungen, so daß sich einzelne Partien beinahe plastisch heraushoben. Kronprinz Ludwig von Bayern nannte das Bild, auf das er übrigens auch ein Distichon verfaßt hatte,[2]) darum die „Kniescheibe des Ajax", als er sich nach dem Tode des Malers vergebens bemühte, es in seinen Besitz zu bekommen.

Können wir uns auch von den Farbeneffekten, keine rechte Vorstellung machen, ohne das Bild vor uns zu haben, so sind wir doch in der Lage uns die Art seiner Komposition zu vergegenwärtigen und zwar an der Hand eines anderen Bildes, das sich als das einzige von Müllers historischen Kompositionen, wenn auch nur als Tuschzeichnung erhalten hat. Im Jahre 1817 kam ein reicher Frankfurter Kunstliebhaber, den Müller Baron Schneider nennt, nach Rom. Er hatte sich eine Sammlung von Handzeichnungen der verschiedensten in Rom lebenden Maler angelegt. Da er jedem Künstler die Wahl des Gegenstandes wie die ihm am meisten zusagende Zeichnungsmanier und sogar den Preis selbst bestimmen ließ, fand er natürlich lebhaftes Entgegenkommen. Denn jeder konnte dem Zuge seines Herzens mit voller Freiheit und Lust folgen, und es entstand eine ganz eigenartige Sammlung, im Gegensatze zu den meisten anderen,

[1]) Zeitschrift für bild. Kunst, 1868 S. 84 ff. (Nach Meyer Nr. 257).
[2]) Seuffert, Seite 288.

die der Zufall oder die eigensinnige Laune des Besitzers zusammengebracht hatte.[1]) Auch an Müller war dieser Kunstfreund herangetreten, wohl ursprünglich mit der Absicht eine „Skizze aus dem Reiche des Luzifer" zu erhalten. Von dem Maler wird dann das Interesse auf den „Tod des Agamemnon", nach dem Trauerspiel von Äschylos, gelenkt sein, und da nach dessen Angabe auch ihm die Wahl freigestellt ward, entschied er sich für das letztere. Als es zur Ablieferung kam, verweigerte der Kunstfreund die Annahme des Bildes mit der Begründung: es sei nicht bestellt. Müller witterte nun wie gewöhnlich Verleumdung und Intriguen seiner Kollegen, die seine Art nicht aufkommen, beziehungsweise neben sich bestehen lassen wollten. Jetzt bekam die Frage für ihn grundsätzliche Bedeutung. Es wurden Unterhandlungen geführt zwischen dem Kunstfreund, der in dem Maler Gmelin seinen Vertreter hatte, einerseits, und Müller andererseits, die schließlich zu dem Vorschlage Müllers führten, die Entscheidung dem „competentestem Richter" auf dem Gebiete der Kunst zu übertragen, dessen Entscheidung sich beide Teile unterwerfen sollten. Müller dachte hierbei an Goethe, mit dem er, trotz der verschiedenen ernsten Differenzen, nie ganz zerfallen war. So hatte er sich bereits in einem Briefe vom 18. Oktober 1800[2]) an den „verehrungswürdigen Mann" gewandt und ihn um Empfehlung eines Verlegers zu einer geplanten Übersetzung von Vasaris Biographien gebeten, die dem „kunstgierichen Teutschland ein willkommenes Geschenk seyn dürfften", dann hatte er das Erscheinen der Propyläen begrüßt und besonders für die vortreffliche Einleitung gedankt, die „vieles, was bisher in ihm schlummerte, laut aufgeweckt" habe. Doch konnte er sich auch hier nicht enthalten seine Meinung offen zum Ausdruck zu bringen, wenn sie mit Goethes Ausführungen sich nicht deckte, und zwar bei der Beschreibung der Werke Raphaels im Vatikan, wo er fand, daß der „technische Theil nicht von gleichem Werthe mit dem Estetischen" wäre. Er beschloß den Brief: „Fahren Sie fort, für die Kunst das Vater-

[1]) Über das Verzeichnis dieser Sammlung, die 1833 in Mainz ausgestellt war, vgl. Quartalblätter des Vereins für Literatur und Kunst zu Mainz, 4. Jahrgang (1833), Heft 3.

[2]) Im Goethe- und Schillerarchiv in Weimar.

land zu erleuchten, alle nothwendige Geschencke dazu hat mütterlich die Natur über Sie ausgestreuet. Das innige Gefühl für Wahrheit und Schönheit, welches so stark durch alle Ihre Betrachtungen waltet, sichert Sie für jedem straucheln. Ich sehe Sie im edlen Laufe bereits die Krone fassen, mein Herz pochet und feyert in Ihrem Jubel mit in dem Triumpf der Wahrheit."

Ob Goethe darauf geantwortet hat, ist nicht bekannt, wahrscheinlich wird es nicht, wenn man bedenkt, daß dieser Brief Müllers einen bereits sechs Monate vorher geschriebenen in Erinnerung bringt.

Indirekt und ohne es zu wissen blieben sie aber doch in Berührung; Müller besorgte in bayrischem Auftrage Kunstankäufe für München, Goethe wurde u. a. durch Jacobi[1]) über die wichtigsten in dem Fache der Münzen auf dem laufenden erhalten, und ergötzte sich an diesen denkwürdigen Kunstwerken, „seitdem er von jenem großen italienischen Gastmahle aufgestanden und genöthigt war, sich am nordischen Katzentisch vom Abhub zu nähren". Da fällt auch ein Wort des Dankes[2]) für den „römischen Freund" ab, in dem Goethe nicht den einstigen Jugendfreund vermuten konnte, und dieser fühlte sich inzwischen in einem neuen unter Goethes Namen herausgegebenen Werke verletzt, worüber er sich in einem, mit einer Adresse nicht versehenen und wohl ins Jahr 1806 zu setzenden Briefe ausspricht: „Bey einer anderen Gelegenheit werde ich ein Wörtchen mit Göthe über Winckelmann und sein Jahrhundert sprechen. Tieck wollte es für mich thun, das heißt die Stelle rächen, worinnen dieser verdienstvolle Mann so charakterlos sich gegen mich beträgt, allein ich habe, wie Achilles einst den Griechen zugewuncken, daß niemand anders ihm seinen Hektor verlezze, ihn gebethen, diesen Kampf mit diesem Sohne des Ruhms mir allein zu zu überlassen. Den Brief gegen Carstens und Fernow, wovon dort die Rede ist, ließ ich damals an Göthe nach Weimar gehen, mit der freundlichen Bitte, nur im Falle er meine Kritik billigst und gerecht finde, sie zum Druck zu befördern;

[1]) An F. H. Jacobi, 19. Dezember 1810.

[2]) Vgl. dazu die Briefe an Manlich im 50. Bande der Weimarer Ausgabe Abt. IV.

Er ließ solche nicht allein selbst in die Horen einrücken, sondern mir noch durch den Mahler Burri verbindlichst danken, daß ich ein so verdienstliches Werk unternommen hätte, und nun erlaubt er eben diesem Fernow, weil er sich wie ein Hund zu seinen Füßen niedergelegt, daß er unanständig nach mir die Zähne fletsche. Sind dies consequente Naturen?"

Der ganze alte Groll war wieder in ihm aufgestiegen; ob er sich zu jener Streitschrift aufgerafft, weiß ich nicht, trotzalledem stand ihm aber Goethe zu hoch, als daß er ihn kleinlicher Ränke fähig hielt. So war er auch in der Sache gegen Baron Schneider entschlossen, sich an Goethe zu wenden, „ob ich gleich in mancher Hinsicht nicht Ursache habe, mit dessen Verfahren gegen mich zufrieden zu seyn, so will ich doch, wie David einst in der Noth lieber in die Hand des Herrn, als unter die schlechten und boshaften Menschen fallen." Er packt also die Zeichnung in eine Blechbüchse und schickt diese mit 2 Briefen an Georg Brentano nach Frankfurt, der ihn mit Ludwig Emil Grimm wenige Jahre zuvor in Rom besucht und mit dem er Freundschaft geschlossen hatte. In dem einen Briefe legt er dem Freunde die Sache dar: will Schneider nach Besichtigung die Zeichnung behalten und bezahlen wie die der anderen Künstler, dann ist alles erledigt, tut er es nicht, so soll Brentano die Versendung der Rolle an Goethe vermitteln mit dem anderen Briefe, dessen Konzept sich im Nachlasse vorgefunden, in dem Müller weitausgreifende Ausführungen über seine künstlerischen Ansichten und sein Streben als Maler machte.

Schneider behielt die Zeichnung und erhielt diese somit, wie gesagt, als die einzige der historischen Kompositionen Müllers; sie ist mit den Beiträgen der übrigen Künstler als ein Geschenk des verstorbenen Herrn von Mumm in den Besitz des Städelschen Kunstinstituts in Frankfurt a. M. übergegangen, dessen Direktion die beifolgende Reproduktion zu gestatten die Güte hatte.

Zu dem Bilde selbst hat Müller auch eine Erklärung verfaßt, die hier im Wortlaute folgen möge.

Der Tod des Agamemnons.

Das Motiv zu dieser Vorstellung ward nach einer Scene aus dem Trauerspiele des Eschilus, Agamemnon

betittelt, entlehnet. Ich habe bey der Zusammensetzung mir die Freiheit genommen, deren wahrscheinlich sich der Dichter bey seiner Arbeit mit der Volckssage bedient, nemlich: den Gegenstand von der Seite aufzufassen und durch die Mittel vorzutragen, die sich zu meiner Absicht am bequemsten eigneten. In solcher Hinsicht habe ich einzelne Umstände geändert um der Wirkung des Dichters im ganzen sichrer mich zu nähern. Die Ausstellung von dem Leichnam des Agamemnons und der Cassandra laße ich nach der Angabe des Textes in der Vorhalle des Königlichen Pallastes geschehen, nur daß ich den ersten, welchen Eschilus im Drama wahrscheinlich als an dem Boden liegend angeordnet, in der Badewanne, worinn er ermordet worden, und von dem verrätherischen Gewande, das die ungetreue Gemahlin über ihn warff, aus dem vergeblich er sich zu befreien gesucht, noch umstrickt zeige: wodurch ein Theil von der vorhergegangenen Handlung, das heißt die Weise des Mordes sichtbar wird. Clitemnestra lasse ich eine erhöhete Stelle einnehmen, auf der einst Agamemnon und dessen Anherren mochten vor den Häuptern des Volckes Reden gehalten haben, um hiebey ihr als Hauptperson mehr Ansehn bey zu legen und die Unerschrockenheit ihres Charackters stärcker anzudeuten, troz den lauten Äußerungen um sie her, von Mitleid, Schauder, Abscheu ja des Drohens der Rache einst, den Gemahl noch an zu klagen und ihre schnöde That zu vertheidigen. Der Chor, welchen der Dichter aus Greisen von Micen bestehen läßt, habe ich in einen Theil von dem Volcke überhaupt, weil die Verschiedenheit des Alters in den Individuen den mahlerischen Vortrag steigert, umgewandelt: nichts destoweniger ließ ich bey den vorderen Gruppen, um nicht zu weit von dem Dichter mich zu entfernen, den Greisen und Männern den Vortritt.

Aus vielseitigen Bewegungsgründen erlaubte ich mir hier eine Episode ein zu flechten, obgleich der Text hiezu keinen Anlaß reichte, nämlich: die Amme die den jungen Orestes heimlich gerettet, mit den beyden Töchtern des Agamemnons, Electra und Iphianassa, auf einer von den vorderen Seiten dieser Scene, nicht gegen die poetische



Der Tod Agamemnons.

Tuschzeichnung von Maler Müller.

Wahrscheinlichkeit einzuführen, wobey der Vortrag durch die Verschiedenheit der Charakteren und des Alters so wohl an moralischem als auch an pathetischem und tragischem Gehalte nicht allein gewinnet, sondern zugleich auch, da so viele männliche Figuren hier sich zeigen, durch den Zusatz von dieser weiblichen Gruppe, das Gleichgewicht für die Genugthuung des Auges in Betracht auf mahlerische Wirckung bei der Zusammensetzung des ganzen sichrer hergestellt wird.

Dieser Entwurff soll übrigens nur als Andeutung von demjenigen gelten, was bey der Ausführung in der Mahlerey nach tiefferen Studien, für den Ausdruck des charakteristischen und leidenschaftlichen, mimisch und phisiognomisch bestimmt, von dieser Zusammensetzung weiter noch dürffte erwartet werden.

Geschrieben in Rom am 18. Oktober dem Tage des Jubels für unser deutsches Vaterland. Im Jahr 1818.

Friedrich Müller.

Halten wir nun das Bild dagegen. „Eine reiche Entwickelung der Leidenschaften deren Vorstellung das höchste Ziel der Mahlerey ist", [1]) ist gewiß nicht zu verkennen, auch im einzelnen ist der Einfluß Michelangelos und der Antike deutlich wahrnehmbar, die Gestalt der Clytemnestra könnte einer alten Darstellung entlehnt sein, wie es ja auch Müllers Gewohnheit entsprach, antike Vorbilder für seine Gemälde zu nehmen und anderen zu empfehlen. [2]) Aber als Ganzes genommen, ist es doch nur ein Stammeln, wie Goethe [3]) es nennt, welches um so unangenehmer berührt, „als es von einem erwachsenen Menschen herrührt, der vielerlei zu sagen hat". Verzeichnete Akte stören überall, wohin man sieht. Man merkt, daß er Großes gewollt hat, dem aber das Können nicht entsprach. Müllers mahlerische Begabung, das technische Können reichten nicht aus, die Gedanken, die ihn drängten, zum

[1]) Über Bossis Cenacolo, Heidelbergische Jahrbücher der Literatur, 1816, Nr. 72 S. 1143.

[2]) Vgl. den Brief an Mannlich vom 29. November 1806, worin er sagt, daß er den Bildhauer Eberhard bei der Ausführung seiner „Leda" auf einige Antiken aufmerksam gemacht habe.

[3]) An Müller, 21. Juni 1781.

Ausdruck zu bringen. So verstehen wir, was Ludwig Grimm von ihm sagte.[1] „Das Beste (an seinen Bildern) war unstreitig seine eigene Erklärung darüber, poetisch und schön, und wer in einer Ecke saß und ihm ungestört darüber zuhörte, der mußte glauben, nachher ein vortreffliches Gemälde zu sehen."

Der Dichter ließ eben den Maler nicht aufkommen, indem die dichterische Phantasie die dem Maler gezogenen Grenzen verkennen und überschreiten ließ. Noch eher hätte die malerische Veranlagung der dichterischen zu Hilfe kommen können, wenn Müller sich nur in den Schranken seines Könnens bewegt hätte. Aber ihn trieb es höher hinaus. Wie er in der Dichtkunst den Boden, auf dem er gewachsen, die Idylle, verließ und sich großen dramatischen Vorwürfen zuwandte, denen seine Kräfte nicht entsprachen, so ließ er auch in der Malerei die Ausübung der Kleinkunst beiseite, großen Kompositionen zuliebe, deren Bewältigung ihm nicht gelang.[2] Darum wußte Goethe, warum er ihm riet, seine Gegenstände aus der Natur zu wählen, sei es nun eine Gruppe von Bettlern, wie sie an den Kirchentüren liegen oder sonst etwas. Und auch der junge Geßner hatte nicht unrecht, wenn er seinem Vater schrieb,[3] Müller hätte mit seiner „Schweinsmalerei" sein Glück besser machen können als mit seinen „historischen Carrikaturen".

Die Frage, ob er zum Maler oder zum Dichter bestimmt sei, hat Müller selbst, wie verschiedene seiner Freunde, viel beschäftigt; so sagte Schubart von ihm: „Er hätt' ein großer Dichter werden können, und aus Kabriz ist er ein mittelmäßiger Maler geworden"[4] während Wieland meinte, „als Autor ist Müller nichts werth, ich bleibe fest dabei, daß er, wenn er sich der Mahlerey ganz allein übergiebt, ein großer Mann in dieser Kunst werden kann und wird"[5]. Für Müller selbst war die Malerei sein rechtmäßiges Eheweib, Schriftstellerei galt ihm gleich dem Verkehre mit einer Buhlerin, der er sich nur hingab,

---

[1]) Erinnerungen aus meinem Leben, 1911, S. 246.
[2]) O. Heuer, Mahler Müller Idyllen 1914, Bd. 1, S. XVIII.
[3]) Briefwechsel Geßners mit seinem Sohne, Bern u. Zürich 1801, S. 166.
[4]) An den bayr. Maler v. Klein, 7. Dez. 1787. York, Gedichte v. Müller 1873.
[5]) Wieland an Schwan, 30. Mai 1778.

um den hungrigen Magen zu versöhnen.[1] Aber schließlich ist es doch so gekommen, daß nur das, was er in der Jugend, ohne viel Theorie, in der Dichtkunst wie in der Malerei, gleichsam in die Welt geschleudert hat, bleibenden Wert behielt; was er später neu in Angriff genommen, ist entweder nicht vollendet, oder wenn es fertig geworden, reicht es nicht an die Jugendarbeiten heran. Wenn er es aber unternahm Jugendarbeiten nach dem erweiterten Stand seines Wissens umzugestalten, dann ist das meist auf Kosten dieser Jugendarbeiten geschehen.

So kam es, daß Müller selbst im Gefühle redlichen Wollens sich verkannt sah, sowohl in der Dichtkunst, wie in der Malerei. — Seinen Vettern Schuster und Kauffmann schrieb er am 20. Mai 1815: „Mein Gefühl hat seit der ersten Jugend (sich) immer nach dem Wahren, wie der Magnet nach Norden hingewendet, ich habe ihm, soviel ich vermochte, Sprache geliehen, allein mir ist es wie der Kassandra ergangen, welche die Wahrheit zwar vorher anzeigte, der aber niemand Glauben beymaß, ich bin allein geblieben. Eben so ist es mir in der Mahlerey ergangen, ich darf mich rühmen, daß ich hier nach Mengs am meisten bey getragen habe, um zu dem Wahren im Stile weiter voran zu gelangen; andere, die später kamen haben durch günstige Umstände Ehre und Ruhm davon getragen. Doch zürnen Sie nicht, daß ich mit dem Pinsel mich gleichfalls geübt habe. Die Nachwelt wird anders hoffe ich urtheilen; ich werde wenige Wercke in dieser Kunst hinterlassen, allein sie werden gewiß manchem als Wegweiser dienen zum Wahren zu gelangen. Klagen Sie vielmehr darüber, daß man mein Talent so verschimmeln ließ und daß das Glück mich an Beschüzer gewiesen, denen an der Ausbildung meines Talentes nie etwas wahrhaft gelegen war."

Das war Müllers verhängnisvoller Irrtum, daß er immer die Schuld in anderen, seien es Umstände oder Personen, suchte. Bald sind es die Kollegen, die Neider, die seine Art und Weise sich zu geben nicht aufkommen lassen wollten, bald sind es die unglücklichen Zeit- und Lebens-

[1] Archiv für Literaturgeschichte, 10, (1881) 72.

umstände, die ihn niederdrückten. Und doch haben neben, vor und nach ihm viele gerungen, einzelne mit Erfolg, anderen, und diese mögen in der Mehrzahl sein, ist es nicht gelungen mit sich ins reine zu kommen und sich durchzusetzen. Was ist bei Müller die Ursache? Gewiß hat das Leben ihn scharf angefaßt; die pfälzische Pension wurde im Anfang unregelmäßig ausbezahlt und hörte bald ganz auf, Goethes Unterstützung war auch nur vorübergehend, so daß sich Müller genötigt sah, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Als Maler glückte es ihm nicht, seine Bilder abzusetzen, auch die Schriftstellerei warf nicht viel ab, dann hoffte er auch als Übersetzer wichtiger Werke sich über Wasser zu halten, von der geplanten Übertragung des Vasari war schon die Rede, immer ohne Erfolg. Da legte er sich aufs Fremdenführen; als „Kunstantiquar", einer noch heute bestehenden Institution in Rom, war er bei seinem Wissen geeignet, vornehmen Fremden die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu erklären. In einem nur als Bruchstück vorhandenen Drama, dem „Kunstantiquariat", hat er das Leben und Treiben der Künstler und Kunstfreunde teilweise karrikierend dargestellt. Nach Fernows [1]) Mitteilung betrug das gewöhnliche Honorar einer Fremdenführung durch Rom und Umgebung, die zirka sechs bis sieben Wochen dauerte, 40 Dukaten. Diese Tätigkeit führte ihn mit den verschiedensten ausgezeichneten Persönlichkeiten zusammen. So war er nicht wenig stolz, als er die Grafen von Ingenheim und Brandenburg durch Rom führen konnte. Auch deren Halbbruder, der König Friedrich Wilhelm III., war nach Rom gekommen. In einem Briefe an Üxküll vom 14. Dezember 1822 erzählt Müller, wie der König, der auch Alexander von Humboldt eingeladen hatte, in dessen Gesellschaft und der seines Gesandten Niebuhr, die Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt besuchte. „Allein ersterer wußte jedenfalls in den Cordilleren besser Bescheid als in der Topographie von Rom, und Niebuhr verlor sich in gelehrte Kleinigkeiten." So kam es, daß der König gar keinen Begriff von Rom erhielt, während seine Halbbrüder sich glänzend zurechtfanden. Der König hatte sich auch verschiedentlich nach ihrem Führer erkundigt, die Grafen wollten diesen vor-

[1]) L. Gerhard, C. L. Fernow, 1908, S. 78 f.

stellen, allein Müller war nur zum Kommen bereit, wenn ein ausdrücklicher Wunsch des Königs vorläge.

Auch den Kronprinzen von Bayern führte Müller in Rom herum, durch ihn kam das den größten Teil seiner Korrespondenz durchziehende Bestreben Müllers, wieder zu seiner Pension zu gelangen, endlich zum Abschluß.

Neben dem Fremdenführen trieb Müller dann auch den Kunsthandel. Ein Teil der Münchener Kunstschätze ist durch seine Vermittelung zusammengetragen. Bei seiner genauen Kenntnis der Verhältnisse stöberte er alle möglichen Kunstwerke auf, kaufte sie zum Teil für eigene Rechnung, zum Teil begnügte er sich mit der Verkaufsvermittelung. In seinem Atelier hatte er eine ganze Anzahl von Kunstwerken ausgestellt. So erwähnt er in einem undatierten Briefe an den Grafen Ingenheim zwölf Gemälde auf Schiefertafeln von dem bayrischen Maler Christoph Schwarz, die Leiden Christi darstellend. Ursprünglich ein Geschenk eines Bischofs von Passau an Papst Paul V., stammten diese aus der Garderobe der Villa Borghese, und wurden mit vielen anderen Kostbarkeiten veräußert, als der Prinz Camillo einen piemontesischen Edelmann bevollmächtigt hatte, alles ökonomische im römischen Palaste einzurichten. Aus jüdischen Händen, in die sie für einen Spottpreis gelangt, hat Müller, der ihren Wert erkannt, sie befreit. Ferner werden in einem anderen Briefe an denselben Adressaten Raphaelische Zeichnungen erwähnt, die das besondere Gefallen des Ministers von Ramdohr bei seinem Besuche in Müllers Atelier erregt hatten. Ramdohr war erstaunt, daß sie noch nicht ihren Liebhaber gefunden hätten, der Preis sei nicht höher als ein Stich von Marc Anton, die doch hundertfach angefertigt würden. Müller erwiderte darauf, daß „Fremde schwerlich zu ihm gewiesen würden, und er nicht die Gabe besitze solche anzulocken".

Daß Müller geschäftliche Routine abging glauben wir ihm gern, und doch fehlte es nicht an Stimmen, die das Gegenteil behaupteten. Im Briefwechsel Wagners mit Kronprinz Ludwig von Bayern werden öfters Verdächtigungen Müllers ausgesprochen, dieser verteidigt sich im Briefe an Baron Freyberg vom 24. Juni 1815 ganz ausdrücklich dagegen, bei seinen Ankäufen jemals mehr das Interesse des Verkäufers

als des Hofes wahrgenommen zu haben, und sagt, man solle nur einmal die Preise von Gemälden betrachten, deren Ankauf der Galerieinspektor Dillis verhindert und die, welche Müller dem Galeriedirektor Mannlich mitgeteilt habe. So wäre eine Kreuzabnahme von Consalvi für 2000 Skudi zu haben gewesen, die jetzt 1000 Louisdor kosten solle, ein Jüngstes Gericht von Giovanni da Fiesole hätte er für 400 Skudi verschaffen können, jetzt koste es 1000 Zechinen, bei Tizians Venus und Adonis gibt er leider keinen Preis an, sondern sagt nur, daß das Bild um ein Drittel im Preise gestiegen sei. — Zur Bekräftigung erzählt er schließlich eine Bestechungsgeschichte beim Ankaufe der Rondaninischen Kunstschätze; wenn diese für 40000 Skudi zustande kämen, bot ein Abbate, ein Verwandter der Besitzer, Müller für seine Vermittelung 5000 Skudi. Natürlich lehnte Müller ab. — Der Schluß des Briefes lautet: „Verzeihen Ew. Hochwohlgeboren die Auslassung, sie mag dienen, wenn einmal meine Gebeine in Frieden ruhen, mich bey der Nachwelt zu rechtfertigen, die wie ich sicher hoffen darf, anders von mir und meinen Verläumdern, wenn bis dahin sie nicht schon vergessen sind, als jetzt geschieht, urtheilen wird."

Neben der geschäftlichen Tätigkeit hatte Müller auch eine andere Vertrauensstellung, insofern ihm eine Art offizieller Aufsicht über die in Rom sich aufhaltenden, von Bayern unterstützten Künstler übertragen sein mußte. Denn ein Briefkonzept an Mannlich vom 29. November 1806 beginnt: „Hochdenenselben erstatte ich hiemit umständlichen Rapport über die gegenwärtig in Rom befindliche Bayrischen Künstler", und dann berichtet er über den Bildhauer Eberhart, über Dillis, Koch und andere. Er freut sich, sagen zu können, daß das Mißtrauen, das seine lieben Landsleute gegen ihn hegten, gebrochen sei. Gegen jüngere Kunstgenossen war Müller entgegenkommend, allerdings war er auch leicht verletzt, wenn diese andere Wege gingen oder Umgang suchten, den er nicht billigte. So hatte er Bonaventura Genelli ein Zimmer mit Küche in seiner Wohnung eingeräumt, ihm seine Sammlungen zur Verfügung gestellt und alles getan um seinem Schützling den Aufenthalt angenehm zu gestalten. Doch dieser erwiderte keineswegs das Vertrauen, so daß Müller

beleidigt schrieb, er treffe ihn nur am dritten Ort. Ob bei dem Urteile das er hier [1]) über den jungen Künstler fällte, nicht manches Wort mit Bezug auf sein eignes Leben geschrieben ist? Jedenfalls läßt es sich leicht damit in Bezug bringen; eine tiefe Resignation spricht aus jedem Satze.

„Sie wissen was ich von dem jungen Mann und seinen ausgezeichneten Talenten halte, allein die guten Anlagen, die bey solchem ruhen, hat man zu früh für das angeschlagen, was mit der Zeit sie werden dürfften und dadurch eine zu hohe Meinung von sich selbst bey ihm erweckt, welche seiner Ausbildung sowohl als Künstler als auch seiner Ruhe als Mensch in der Folge gewaltig im Wege stehen kann. Er glaubt sich so bedeutend, als ob sein Beyfall oder Mißfall Einfluß auf das ganze Menschen Wesen haben könne, weil ihm die Erfahrung noch nicht eingeleuchtet, daß der größte Mensch im Gange des Lebens nur in so fern andern wichtig und bedeutend erscheinet in so fern er Antheil durch sein Thun und Wesen bey ihnen erregen kann. Er glaubt, die Menschen sollten sich Mühe geben, das Treffliche, das in ihm liegt zu erkennen und zu verehren und es kränkt seine Eigenliebe, daß dies Niemand einsehen oder erkennen oder nur im geringsten darum (sich) bekümmern will. Wenn er länger sich wird in der Welt umgesehen haben, so wird er erst sich überzeugen, daß nur wenige Menschen Humanität in einem so hohen Grade besitzen, daß sie ernstlich an anderen Antheil nehmen."

Ehe er diese sich bescheidenden Worte schrieb, hat er aber Stunden gesteigerten Selbstgefühles und reiner Schaffensfreude gehabt. „Lassen Sie sich die 75 Jahre nicht anfechten, schrieb er an Schwan [2]) „auch ich werde täglich älter, mein Haar fängt hier und da an zu bleichen, aber bey Gott, ich fange jetzt erst an zu leben. Denn nun erst wollen mir die Augen über den Dingen wie einem Schwaben erst völlig aufgehen und meine vergangenen Jahre kommen mir wie der eitle Traum von einem Betrunckenen vor. Jetzt fühle ich alles rein, sehe alles hell, alles gelingt mir nun in meiner Kunst, es fehlt an nichts als guten Zeiten und Bestellungen."

[1]) In einem undatierten Brief an Graf Ingenheim.

[2]) 22. August 1807.

Eine Gelegenheit auf den Kampfplatz zu treten, sollte sich bald wieder bieten, nur war der Gegner, den er sich gewählt, wenigstens von Müller nicht zu fassen. Im Jahre 1805 hatte Kotzebue seine Reise nach Italien, die er vorher im „Freimüthigen" veröffentlicht hatte, in einem Werke von drei Bänden erscheinen lassen.[1]) Im bewußten Gegensatz zu den über Italien und besonders über Rom erschienenen Beschreibungen, die von Gelehrsamkeit strotzten, wollte er reden, wie ihm der Schnabel gewachsen war, ohne jeden gelehrten Ballast, und das tat er in unterhaltender, geistreicher, und, vielfach an Heine erinnernd, auch in frivoler Weise. Durch allzugroße Sachkenntnis waren seine Urteile nicht getrübt. — Oberflächlich war er, aber gewiß nicht langweilig. Da fühlte sich Müller nun berufen, Kotzebue entgegenzutreten: „Quomodo huc intrasti, non habens vestem nuptialem", ruft er dem Eindringling entgegen.

Als Kenner Roms und seines Lebens war er seinem Gegner bei weitem überlegen, aber was half es, daß er ihm in vielen Einzelheiten Fehler über Fehler nachweisen konnte — dem Publikum, wenn ihm überhaupt das bei Schwan in Mannheim 1807 erschienene „Schreiben von Friedrich Müller, Königlich Bayrischen Hofmahler über eine Reise aus Liefland nach Neapel und Rom von August v. Kotzebue" in die Hände kam, fehlte die Geduld durch diesen schwerfälligen Aufsatz sich hindurchzuarbeiten und dem Kenner brauchte Kotzebues Unzuverlässigkeit nicht erst bewiesen zu werden. Goethe hat einmal ein Register der Spottnamen seiner römischen Bekannten aufgestellt,[2]) Müller erscheint darin als „Cavallo Tedesco", — und in der Tat als „deutsches Roß" ist er im Kampf mit Kotzebue aufgetreten.

Auch mit von der Hagens Briefen in die Heimat,[3]) war Müller nicht ganz einverstanden; in einem Briefe an den Grafen von Ingenheim vom 21. Mai 1821 spricht er sich ausführlicher darüber aus. Das Gespräch beider war auf die Nibelungen gekommen, da war es von der Hagen

---

[1]) Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel von August von Kotzebue. Berlin 1805.

[2]) Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 2, S. 471.

[3]) Breslau, 1818—21.

interessant einen Verehrer dieser altdeutschen Dichtung kennen zu lernen, „der bereits in seiner Jugend ein solches Heldengedicht geahnt zu haben" vorgab. Die Mitteilungen, die Müller über Heinse machte, hat von der Hagen kurz [1]) verwertet, was Müller nicht angenehm war. — Dann trug sich Müller auch mit der Absicht die „Storia della scultura" des Grafen Cicognara [2]) einer genauen Prüfung zu unterziehen, er wollte dem Grafen, der sich als Feind des deutschen Genius zeige, „dabey aber wenig Kenntnis von Deutschland und deutschem Kunstsinn" an den Tag lege etwas „auf die Finger" klopfen, und diesem „Wasserkopf die Kennermüze ein wenig lüfften, damit seine Midasohren recht am Tageslicht sich zeigen."

Schade ist es, daß ein weiteres, in einem Briefe Müllers (an Freyberg?) ausgesprochenes Vorhaben nicht ausgeführt wurde. „Kommen Sie doch bald, Erfüllen Hochdieselben meine wärmsten Wünsche, wir wollen dann zusammen zum Hohn für Italien und Ruhm unseres Vaterlandes dem ersten seiner Genien, dem unsterblichen Raphael, durch eine ihm würdige Biographie ein Opfer bringen. Eine Reiße zu Fuß nach Urbino, Peruggia, Orvieto, Cortona, Arezzo, Assisi, Florenz, Pisa, Siena, soll uns die reichhaltigsten Materialien hiezu liefern und kein Fleiß und Mühe soll gespart werden einen neuen würdigen Kranz mit dem Beystande der Muße zu flechten." Doch auch das ist einer von den unerfüllten Wünschen Müllers geblieben, zu seinem und auch zu unserem Bedauern.

Daß Kotzebue „bei seinem Cursus in Rom den Maler Müller und manch anderen nicht unansehnlichen Künstler mit seinem Besuche zu verschonen die Geneigtheit gehabt", wird in dem „Schreiben" besonders erwähnt, Müller war wohl gewöhnt, daß namhafte Deutsche die nach Rom kamen, entweder in Künstlerkreisen oder in der Wohnung seine Bekanntschaft zu machen suchten. So war er mit den Brüdern

[1]) Ebd. Bd. 2, S. 338.

[2]) Cicognara, Leopold, Graf, Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia fino al secolo di Napoleone (secolo XIX) per servirc di continuazione alle opere di Winckelmann e di d'Agincourt. 3 vol. Vinezia, 1813—18.

Schlegel zusammengekommen, mit Tieck und andern. Den Romantikern mußte es von Wert sein, einen noch in das verflossene Jahrhundert zurückreichenden Geistesverwandten kennen zu lernen.

Die Bekanntschaft mit August Wilhelm Schlegel war nur eine vorübergehende,[1]) doch schätzte ihn Müller hoch; in einem Briefe an Friedrich Schlegel schreibt er „empfehlen Sie mich gelegentlich diesem herrlichen Manne, den ich als einen der fein geschliffensten Brillianten in der deutschen Ehrenkrone halte."

Mit Friedrich Schlegel scheint jedoch der Verkehr lebhafter gewesen zu sein. Nach dessen Fortgange von Rom hatte Müller verschiedene Beiträge für das deutsche Museum nach Wien geschickt, allein mit Ausnahme einiger „Kunstnachrichten aus Rom" hatten diese keine Aufnahme gefunden; weder der erste Aufzug vom „Adonis" noch der erste Gesang der „Harmonie" fand Gnade vor den kritischen Augen Schlegels; am Stoffe könne das nicht liegen, meinte Müller,[2]) denn Schlegel habe ja auch das Fragment von dem „nordischen Drama" Olafs Ausfahrt[3]) gebracht, „das mehr Werth bey sich schließet als viele der nicht sehr erfreulichen dramatischen Geburthen, womit seit dem ersten Hefte bis jetzt das Museum nur zu sehr überfüllt ist." Müller wendet sich darum bald von Schlegel ab, „der etwas gegen ihn haben müsse", was das sein mag, weiß er nicht, er ist sich bewußt alles ihm zu Gefallen getan zu haben, seines Stiefsohnes Veit habe er sich angenommen, allein dieser habe anderen Anschluß gesucht.[4]) Sie sprachen sich viele Jahre später nur ganz flüchtig wieder, als bei Gelegenheit des Besuches des Kaisers von Österreich mit seiner Gemahlin, einer Schwester des bayrischen Kronprinzen, die deutschen Künstler unter Leitung der Frau von Humboldt eine Ausstellung veranstalteten, die in jeder Weise aus eignen Mitteln durchzuführen sie sich vorgenommen hatten, so daß sogar — eine seltene Erscheinung und heute kaum noch

---

[1]) Vgl. A. W. Schlegels Brief an Fouqué vom 12. März 1806, Werke, 1846, Bd. 8 S. 150 f.

[2]) In einem Briefe an Eckstein o. D.

[3]) Deutsches Museum (1812), Bd. 2 Heft 8.

[4]) An Eckstein o. D.

begreiflich — von einer angebotenen finanziellen Unterstützung des Bankiers Bartholdi kein Gebrauch gemacht wurde.

Im Sommer 1806 kam Ludwig Tieck nach Rom; er machte hier Müllers Bekanntschaft, der ihm als ein Freund Lenzens, dessen Schriften er herausgegeben hatte, von besonderem Interesse sein mußte. Auch die Herausgabe von Müllers Schriften wurde besprochen; Tieck war bereit, diese zu besorgen, auf der Rückreise unterhandelt er in Mannheim im Auftrage Müllers mit der Schwanschen Buchhandlung und nimmt dort aus Müllers Koffer diejenigen Papiere, die ihm von Bedeutung zu sein schienen, zu sich. Dann tritt Tieck plötzlich von der Herausgabe zurück, man wußte bisher nicht aus welchem Grunde. Die Sache hat jetzt ihre Aufklärung gefunden. Mit Tieck war gleichzeitig seine Schwester und ihr Mann aus zweiter Ehe, Baron Knorring, in Rom. Letzterer war in Geldverlegenheit und Müller besorgte ihm 1000 Skudi, indem er sich selbst für diese Summe verbürgte. Der Schuldschein Knorrings liegt noch bei den Papieren, unterschrieben von Ludwig und Friedrich Tieck als Zeugen. Diese Geldangelegenheit hat Müller in die schwerste Lage gebracht. Da Knorring das Darlehen nicht zurückzahlte, mußte Müller bei seinen spärlichen Einkünften sich das nötigste noch abdarben um die Schuldzinsen, die nicht niedrig waren, zu bezahlen. Und dazu hatte er noch die Verleumdungen auszustehen, die volle Summe sei nie in die Hände des Entleihers gekommen.

In einem Briefe an Tieck [1]) machte sich Müller Luft, — „So lange ich Geld verschaffte, war ich in Ihrem Hause der redliche Mann, der, wie Ihre Frau Schwester sich öfters auszudrücken beliebte, sie die Rettung von ihrer Ehre nicht allein, sondern auch die von ihrem Leben zu verdancken habe; kaum aber forderte ich, von meinen Gläubigern gedrängt, Wiedererstattung, so galt ich für einen Betrüger."

In einem undatierten Briefe an Batt gibt Müller Tiecks Antwort kurz wieder: der „meinet, daß er mit Ehre sich nicht als meinen Freund bey der Herausgabe meiner Kleinigkeiten nennen könnte" ... und damit von ihm Abschied

---

[1]) Vom 17. April 1807.

nimmt. Der Betrag wurde nach unzähligen Mühen und Schreibereien erst im Jahre 1823, also kurz vor Müllers Tode und da auch nur zum Teil zurückerstattet, so daß Müller sagen konnte: [1]) „Wenn er (Knorring) auch zehnfach die mir gebührende ganze Summe ersetzt, so könnte er hiermit doch nicht das Leiden und den Harm vergüten, noch den Verlust von Lebenskräften, die ich darüber eingebüßet habe. . . . Ich gestehe aufrichtig und aus dem Grunde meiner Seele, daß ich den Augenblick, in dem ich Knorrings Bekanntschaft gemacht, als den unglücklichsten meines Lebens betrachten muß."

Die Herausgabe der Werke übernahm dann Batt, der damals im Baboschen Hause in Heidelberg Hauslehrer war; mit ihm ist eine ausführliche Korrespondenz vorhanden, die für das Zustandekommen der Ausgabe der Müllerschen Werke, mancherlei Einzelheiten bietet. Den Verlag hatten die Buchhändler der Romantiker, Mohr und Zimmer, übernommen, von den auf fünf Bände geschätzten Schriften sind nur drei erschienen, da die Verleger der Kriegswirren wegen nichts weiter wagen wollten. Aus einer von Batt unterm 30. Oktober 1812 gesandten Abrechnung geht hervor, daß Müller an Honorar insgesamt 2655 fl. 30 kr. bezogen hat.

Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit noch, daß im Jahre 1818 Graf Ingenheim sich mit der Absicht trug, eine Gesamtausgabe von Müllers Werken, von denen er verschiedene im Manuskripte besaß, zu veranstalten. [2]) Den Vorschlag Genellis, Goethe um die Gevatterstelle für diese Herausgabe zu bitten, lehnt Müller ab: „Ich fürchte, der große Mann möchte sich nicht sehr aufgelegt fühlen, zu Gunsten eines Dritten in dergleichen Geschichten einzugehen. Ich höre, daß er jetzt gar oft übler Laune sey, und ich möchte nicht gerne, daß hochdero schriftlicher Vorspruch ihn so gestimmt erreichen möchte." [3]) Noch einmal, im hohen Alter, will Müller dann selbst, eine Sammlung seiner kleinen zerstreuten Gedichte veranstalten, um diese dem Kronprinzen von Bayern zum Danke für dessen Unterstützung zu widmen. [4])

[1]) Im Briefe an Fr. Tieck vom 22. April 1822.
[2]) Müller an Batt? 29. April 1818.
[3]) An Ingenheim, o. D. (März 1819).
[4]) Müller an den Kronprinzen von Bayern, o. D.

Für Müllers Arbeit am Faust und für diesen selbst wirft der Briefwechsel mit dem Baron Üxküll in Stuttgart mancherlei ab. Üxküll, mit Therese Huber, die Cottas Morgenblatt redigierte, befreundet, bekennt sich in einem Briefe an Müller vom 2. Juni 1820 als Verfasser des im Morgenblatte 1820, Nr. 120, abgedruckten Aufsatzes, „Skizze von Maler Müllers Bildungsgeschichte und dem gleichzeitigen Bildungszustande der Rheinpfalz." Er hält Müller immer und immer wieder an, seine Lebensgeschichte zu schreiben, die weit eher als „Winckelmann und sein Jahrhundert" eine Geschichte seiner Zeit zu werden verspräche. Müllers Faustdichtung war zu einem umfangreichen Gebilde angewachsen. Er vergleicht sie einmal mit einer Seifenblase, die er zum Schlusse zum Platzen bringt. Acht Aufzüge — den achten nennt er auch „den Deckel zum Hafen" — hatte Müller ausgearbeitet, zu denen die Vorarbeiten in verschiedenen Parallelentwürfen noch vorliegen. Üxküll versuchte nun diesem Werke zum Druck zu verhelfen, allein mit Cotta sei nichts anzufangen, „er ist ein ungeheuer reicher Mann geworden, und nun auch Güterspekulant und treibt sich neuerdings mit politischen Verhältnissen um." [1])

Da machte Therese Huber allen Ernstes den Vorschlag, Müller solle sich mit einem jüngeren Poeten verbinden, damit dieser das Ganze in Knittelverse brächte „um so bey der Vereinigung des älteren vaterländischen Dichters mit einem von den jüngeren, dem deutschen Publikum einen neuen höheren Genuß zu verschaffen." [2]) Müller wies natürlich entrüstet dieses Ansinnen von sich.

Wenn auch das Publikum, die „große Anzahl lesender Schädel", noch nicht reif dafür sei, des Verständnisses der Großen war er gewiß; wie Herder, Schiller, Lessing, Goethe über den Faust gedacht, weiß Müller. Besonders viel beschäftigt er sich mit dem letzteren: „Unter den Lebenden, die mir bekannt sind, würde Göthe derjenige sein, dem ich zuthrauete, daß er dieser meiner Arbeit könnte Gerechtigkeit widerfahren lassen; er ist oft etwas philistermäßig launisch, allein als Dichter zu groß, um durch niedrigen Neid ein

[1]) Üxküll an Müller, 2. April 1818.

[2]) Müller an Üxküll, o. D.

Verdienst (verdecken?) zu wollen." [1]) In einem späteren Briefe [2]) nimmt er den Faden wieder auf und sagt: „So wie ich seiner (Goethes) Arbeit über den gleichen Gegenstand die vollste Gerechtigkeit widerfahren lasse, so halte ich für sicher, daß er der meinigen gleichfalls die Achtung, worauf sie Anspruch machen darf, nicht versagen könne. Kein ächtes Kunstwerk wird durch das andere, wenn es auch den gleichen Gegenstand auffaßt, beschattet oder verdrängt, weil der Stoff hiebey in keinen Anschlag kommt, sondern nur die Weise, wie er aufgefaßt und sich behandelt zeigt, hier alles gilt. Und in diesem Punkte steht Göthe und ich wie Ost und West von einander verschieden." So will Müller denn seine Arbeit „in das Archiv der Zeit legen für das Urtheil einer künftigen Generation, die vielleicht homogener als die jetzige, seine Ideen aufzufassen geeignet sein dürffte".

Hoffentlich glückt es einmal, den Faust, den Müller abgeschlossen hat, und der auf der Suche nach einem Verleger verschollen ist, wieder aufzufinden, denn in seinem Nachlasse befinden sich nur oft bis zu elf Parallelentwürfe der einzelnen Aufzüge, die als Vorarbeiten zu der verlorenen letzten Fassung wohl einen Begriff vom Ganzen geben, aber dieses nicht ersetzen können.

Als junger Mann verließ Müller die Heimat, um in Italien den Künstler in sich auszubilden; er sollte Deutschland nie wiedersehen. Zweimal war er nahe daran Rom den Rücken zu kehren, als die Franzosen ihn als das „Haupt der Aristokraten" aus der ewigen Stadt vertrieben, seine Wohnung plünderten und seine Papiere, darunter wertvolle Briefe, z. B. von Lessing vernichteten, und dann als bei der Gründung der Akademie sich ihm Aussichten boten, in München anzukommen. [3]) Da schrieb er auf Mannlichs Anfrage, ob er dort eine Stelle zu erhalten wünsche, seine Denkungsweise erlaube ihm nicht, sich zu etwas aus Eitelkeit zu drängen, aber er sei gerne bereit an die Akademie zu gehen, wenn diese ihn für würdig halte und Mannlich glaube, daß es zur Verbesserung seiner Lage gereichen werde. Und noch am

[1]) An Üxküll, 20. Januar 1822.
[2]) An Genelli, 22. August 1822.
[3]) An (Mannlich) 7. September 1806.

25. März 1815 schreibt er an Schlichtegroll, daß er nicht so ganz am Tiber eingewurzelt sei und er gern wieder einmal nach Deutschland zurückkehrte, wenn auch nur für eine bestimmte Zeit. Allein diese Hoffnungen zerschlugen sich; „sie haben in München nicht Männer gewählt die über die Natur der Kunst nachgedacht und dieses Feld theoretisch und praktisch durchgepflüget".

Die Liebe zur rheinischen Heimat hatte er sich gewahrt, allein Rom ging ihm doch über alles. In einem Briefe hatte Schwan sein patriarchalisches Gärtchen gepriesen, das er sich in Heidelberg, am Fuße des heiligen Berges, dem abenteuerlichen Schlosse gegenüber, gebaut hatte. „Gewiß" meint Müller „es mag anmutiger als irgend eine Villa in der römischen Campagna liegen, allein die Aussicht von der Peterskuppel herunter oder die von den Thürmen des Capitols" hätte nicht zum Vergleich herangezogen werden dürfen, „da verschwinde das Gärtchen, wie ein Sandkörnchen im Wirbel".

„Daß ich übrigens mit Herz und Seele in Italien noch ein Deutscher geblieben, ist nicht zu wundern. Der wahre Mensch hat nur eine Sprache und diese ist diejenige, in welcher er sich zuerst im Dencken und Fühlen entwickelt hat, die andern Sprachen können und mögen ihm weiter nichts als Nothbehülfe seyn." Darum begrüßt er auch das Erscheinen von Schlichtegrolls Monatsschrift „Teutoburg",[1]) die ein Organ für die Geschichte, Läuterung und Fortbildung der deutschen Sprache sein sollte, der Sprache, „in der noch so viel unverbrauchter Stoff ruhet, der leicht unter prometheischen Händen zu lebendiger Form dürfte geweckt werden". Müller geht dann weiter auf seine Gedanken über die deutsche Sprache ein, bekennt seine Vorliebe für altertümliche Ausdrücke und findet unter anderem, daß unserer Sprache besonders leidenschaftliche Ausdrücke fehlen, an denen die italienische so überreich sei; das führt ihn zur Erwähnung der Studien von Dr. Schlosser in Frankfurt a. M., der versucht habe „aus verschiedenen lebendigen Sprachen die Seiten gegeneinanderzustellen, in der die eine gegen die andere im Vorzuge sich befindet." [2])

[1]) München 1815.
[2]) An Schlichtegroll, 25. März 1815.

Neben diesen kritischen Beobachtungen spricht sich Müller noch deutlicher über die Muttersprache in einem Briefe an Batt[1]) aus, indem er diesen auffordert, genau beim Druck seiner Werke auf den sprachlichen Ausdruck zu achten: „... Der wahre Sinn für die Sprache muß ebenso wie andere Geistes Prärogativen durch die Jahre erst auszeitigen. Der große Versifex und Grammatiker Voß in Heidelberg höre ich, soll über mich in dieser Hinsicht, besonders aber über das ungezähmte meiner Phantasie sehr ungehalten seyn. Ich beneide ihm den Vorzug von Nüchternheit nicht, der in seinen Berauschungen immer noch herrscht, auch streiche ich die Segel gerne vor seinem Vermögen in der Prosodie, erinnere ihn aber, daß dies nicht eben alles ausmacht, weil die drey größesten Dichter Homer, Shakespear und Servantes, obgleich Schöpfer ihrer Sprache, jeder, in dieser Hinsicht gleichfalls weniger auszukrahmen gewußt, als er. Ich bilde mir sehr wenig auf meine literarischen Spielereien ein, und die Weise, wie solche ich in die Welt geschleudert, kann dies darthun, allein das erregt meinen bitteren Unwillen, wenn man Leuthe so vornehm thun sieht, bey deren poetischen Produkten sich immer noch die Frage anstellen ließe, ob zu solchen Äußerungen eine innere Notwendigkeit sie zwang."

Bei aller Liebe für die Muttersprache war Müller darum doch nicht blind gegen die Vorzüge fremder Litteraturen, besonders der antiken Welt. In einem Briefe an den Grafen Ingenheim, vermutlich aus dem Jahre 1818, heißt es:

„Seit einigen Tägen ergözte ich mich an der Übersetzung von den Wolcken des Aristophanes, die von Ihrem trefflichen Professor Herrn Wolf in Berlin herrühren soll. Eine Verdeutschung in Prosa hatte ich in früheren Jahren schon gelesen, allein die ist gegen diese wie verdünntes Bier gegen Rheinwein. An solch einer Arbeit ergözt sich der Mann, sie ließt sich wohl anders als die öfters höchst glatten und geistlosen Meistergesänge, die man jetzt einem als köstlich auftischet und gerne bis zum Ekel aufzwingen möchte. Ehre dem Ehre gebühret, das Nibelungenlied ist herrlich und mir willkommen, ich bin einer von den ersten gewesen, die es nach seinem

[1]) 10. April 1809.

poetischen Gehalt genommen, mit dem Homer verglichen, aber jedem gemeinen Gesange, weil er vor 300 Jahren, in einem Kreise von sog. Meistern, sei es nun auf der Herberge oder auf dem Rathhause erscholl, mit Entzücken jetzt aufzuhorchen, will keineswegs mir zu Magen gehen, so sehr ich übrigens auch die ächte vaterländische Poesie liebe und hochschätze".

Auch zum Bilde von Müllers Persönlichkeit liefern die Briefe manchen Zug, der das bisherige, wenn auch nicht verändert, so doch hier und da vertieft und deutlicher macht. Ich meine nicht seine äußere Gestalt, obgleich wir auch da z. B. erfahren, daß Müllers Büste auf dem Transport nach Deutschland zum Grafen Ingenheim zerbrochen in Berlin angekommen sei. Müller hatte in das Innere des Kopfes, gleichsam als dessen Gehirn den 5. Aufzug des Faust gesteckt.[1]) Die Büste muß in jüngeren Jahren des Dichters angefertigt sein, denn er fühlt sich gedrungen, dem Grafen mitzuteilen, daß der „appollinische Haarwuchs keineswegs idealisiert sei", er habe früher in der Tat einen übermäßigen Vorrat an Haaren gehabt, „allein da solche damahls mann frißiret und hinten in einen Knauff zusammen gebunden trug, so wollte Busch lieber solche aufgelößt vorstellen".[2]) Über den Verbleib dieser Büste, sowie der Totenmaske, die Byström[3]) über Müllers Gesicht hatte machen lassen, ist mir nichts bekannt geworden.

Den wichtigsten Zug der inneren Persönlichkeit Müllers bildete Geradheit, Aufrichtigkeit, die leicht zur Derbheit ausarteten. Wahrheit war ihm das Wesentliche am Manne. So äußerte er sich einmal nach abfälliger Beurteilung Friedrich Schlegels mit unverkennbarer Anspielung auf diesen:[4]) „Nur einen habe ich in meinem Leben gekannt, dem die Wahrheit lieber als sein Ich gewesen. Dieser war Lessing. Seitdem sind mir viele unter den Menschen von Wahrheitsfreunden, Wahrheitsforschern, Verehrern des Heiligthums begegnet — es waren Wölfe in Schaafskleidern, an ihren Wercken erkannte man sie bald, verkappte Egoisten, die ihre Meynungen gern auf den Thron setzen wollten".

---

[1]) An den Grafen Ingenheim, o. D. (1818).

[2]) An Ingenheim, 26. Juni 1819.

[3]) Wagner an Kronprinz Ludwig, 17. Mai 1825, Seuffert, Seite 624.

[4]) An Eckstein (1813).

Das Elegante, Geschmeidige der Höflinge war ihm zuwider, ihnen gegenüber zeigte er Rückgrat, wozu es ihm, dem von einem Hofe Unterstützten, an Gelegenheit nicht fehlte. Daß z. B. seine Pension so lange ausblieb, schrieb er der kleinlichen Rache des sonst rechtlichen Geheimrates Schenck zu, der dem Stipendieten seine Wichtigkeit fühlen lassen wollte, „weil ich ihm nicht, wie so viele andere als dem bayrischen Künstler Mäzenas den Hof machen wollte. So ist das unglückliche Schicksal des Künstlers beschaffen, daß jeder, der einiges Ansehen bey Hofe besitzt, glaubt das Recht zu haben, Huldigungen von dem Künstler einfordern zu dürfen und hägt man hiezu keine Neigung — warum soll ich, was gnädigst der Landesherr mir schenkt, nun bey den Sansculotten erst erbetteln? — alles zu unserer Verfolgung anwendet". [1])

Auch dem Kronprinzen von Bayern gegenüber sprach er sich frei aus, einmal z. B. als dieser sich wunderte, warum Müller nicht bei einer den Künstlern in Rom gegebenen Festlichkeit erschienen war. Durch ein Versehen des Hofmarschalls hatte man unterlassen, Müller eine förmliche Einladung zu senden, wiewohl gesprächsweise vor dem Feste Müllers Erscheinen vorausgesetzt war. Müller nahm nun an, daß er als „bekannter liberaler Mann" wegen der Nazarener nicht geladen wäre und blieb weg. Zu den Nazarenern paßte allerdings seine derbe pfälzische Art nicht, die schon von der Hagen [2]) aufgefallen war, der auch Ähnlichkeit zwischen Müller und Jean Paul zu finden glaubte.

Ludwig Grimm, der in Begleitung von Georg Brentano im Sommer 1816 nach Rom kam und mit Müller bekannt wurde, urteilte ähnlich von ihm. [3]) „Es war ihm in der Welt selten etwas recht, er raisonirte gern, aber geistreich und schön und geißelte rechts und links. Gegen die Geistlichkeit, besonders die vornehme, war er sehr erbittert und erzählte uns Geschichten von Rom, die, wenn sie wahr sind (woran ich nicht zweifle) ins Unglaubliche gingen!" [4]) Th. von Bernhardi,

[1]) An Eberhard, 24. Juni 1815.

[2]) Briefe in die Heimat, 1818, Bd. 2, Seite 337.

[3]) Erinnerungen aus meinem Leben, 1911, Seite 246/47.

[4]) Über Müllers Übertritt zum Katholizismus vgl. neuerdings Johannes Mumbauer, der Maler Müller in Rom, in: Kirchengeschichtliche Festgabe,

dessen Mutter eine Schwester Tiecks war, in deren Hause Müller in Rom verkehrte und mit deren zweitem Mann, dem Baron Knorring, er die unglückliche Geldgeschichte hatte, erzählt von dem Eindrucke, den der Maler auf ihn als Kind gemacht hat, wie dieser z. B. eine Tasse Kaffee trank und den Bodensatz auf den Marmorfußboden hinausspritzte. Den Kindern von guter Erziehung war das aufgefallen, wie auch die Wasserstiefeln von Fettleder, und Beinkleider, die mit Leder besetzt waren, die er wie die deutschen Bauern trug. [1])

Darum bewegte sich Müller nicht gerne in der großen Gesellschaft und wurde von dieser auch wohl nicht besonders gesucht. So wenig er auch hierauf Wert legte, so verdroß es ihn doch, wenn sich ihm ein gutes Haus verschloß oder er darin nicht wie er wünschte verkehren konnte. Das mag in bezug auf die Familie Wilhelm von Humboldts der Fall gewesen sein. Müller war mit Zoëga sehr befreundet, alle Tage holte dieser ihn ab, um die römischen Künstler alle der Reihe nach in ihren Ateliers zu besuchen. Als dann Humboldt nach Rom kam und einen Palast neben Zoëgas Wohnung bezog, verkehrte dieser jeden Abend dort und führte auch Thorwaldsen ein, nicht aber Müller. — In einem Briefe an den Grafen Ingenheim gibt er eine Schilderung seiner Lage, der man anmerkt, daß es ihm in der ganzen Sache nicht wohl zu Mute war. Er hätte gerne dort verkehrt, merkte aber doch, daß er nicht dahinein paßte, und der Frau von Humboldt war er offenbar nicht so bekannt, daß ein Verkehr ohne alle Formalitäten und mit Anpassung an Müllers Eigenheiten sich hätte ermöglichen lassen.

Müller schreibt: [2])

„Hochdieselben fragen mich, ob ich öfters die Frau von Humboldt besuche, ich muß aufrichtig gestehen, nicht so offt, dieses rührt aber nicht sowohl aus dem Grunde her, als wenn ich nicht von Herzen wünschte mit einer so geistreichen Dame in näherer Verbindung zu stehen, vielmehr kommt

---

Anton de Waal zum goldenen Priester-Jubiläum dargebracht. Rom-Freiburg, 1913 S. 172—233.

[1]) Jugenderinnerungen, 1893, Bd. 1, Seite 7.

[2]) An Ingenheim o. D.

es daher, daß, wie Hochdieselben vielleicht werden gleichfalls bemerkt haben, ich mich in zahlreicher Gesellschaft unbehaglich fühle, wo öfters nur ein oder zwei Personen und nicht immer die klügsten das Vorwort führen. Wäre der liebenswürdige Kreis, d. h. Mutter und beyde Töchter — von denen per parenthesin — die Jüngste täglich an Liebreiz und Artigkeit zunimmt — mit ein paar vernünftigen Freunden eingeschlossen, so würde ich mir alle ersinnliche Mühe geben, ein wenig tiefer mich in das Interesse bey solchen einzuschleichen; allein da für mich, der ich nach gegenwärtiger Lage der Dinge den Hof im allgemeinen Stil, d. h. bloß in Formalitäten zu machen, kein Geschick besitze und frey gesprochen hierzu mich auch zu gut halte, keine Hoffnung übrig bleibt bei solchen unter das Häuflein der Auserwählten gezählt werden zu können, so lasse ich es mit so vielen anderen frommen Wünschen, die mir in dieser Welt nicht möglich werden können, bewenden."

Müller verfolgte aber die Vorgänge im Humboldtschen Hause mit Interesse, seine Schilderung des Abschiedes der Frau von Humboldt, die so viel für die Künstler getan hatte, sei hier noch wiedergegeben: [1])

„Alle Personen, welche die Gesellschaft dieser geistreichen Person zu besuchen pflegten, kleideten sich an dem Morgen vor ihrer Abreise schwarz. Wilhelm Schadow führte sie, ein weißes Sacktuch in der einen Hand mit verweinten Augen und stumm bis zum Wagen; die empfindsame Dame, gleichfalls schwarz angekleidet, vermochte beym Herabtreten von der Stiege nicht die Augen aufzuschlagen, es war mir, da ich die Erzählung vernahm, als hätte ich die Scene, wo Marie Stuart zum Blutgerüst geführt wird, aufführen gesehen. Die meisten dieser Trauerleute begleiteten, teils zu Pferd, teils zu Wagen diese bereitwillige Kunstbeschützerin — trübe Wolcken bedeckten den Horizont — bis zu der ersten Post vor Rom . . . wo dann die letzte Herzensentladung bei einem kleinen Schmerzensmahl vor sich ging".

Als ein Einsamer ist Müller aus dem Leben geschieden. Die tiefe Resignation, die seine von ihm verfaßte Grabschrift

---

[1]) Brief an Ingenheim vom 26. Juni 1819.

atmet, spricht auch aus einem Briefe an seine Schwester [1]) aus dem Frühjahr des Jahres 1812: „Deinen Wunsch, eine eigene Wohnung auf dieser Welt nach deinem Sinn zu erlangen hat mich im Ernst lächeln gemacht; zweifle nicht daran Schwesterchen! Das eigne Haus wird endlich jeder, sey es auch nicht immer über der Erde, so doch unter der Erde erlangen."

Und diese eigne Wohnung hat Müller in der Kirche St. Andrea delle Fratte, seiner letzten Ruhestätte, gefunden.

---

[1]) Vielleicht ist es die Schwester Müllers gewesen, die nach Lauckhardt (Leben und Schicksale, Memoiren-Bibliothek 1908, Bd. 1, Seite 138), drei Pfarrer hintereinander heiraten mußte, um dem Grafen, dem die Vergebung der Pfarrstelle zustand, die Witwenpension zu ersparen.

Erinnerungen an Lili.

Von Prof. Dr. Otto Heuer.

In der Altstadt Frankfurt, unweit der Stätte wo Goethes Wiege stand, erhebt sich am Großen Kornmarkt ein schlichtes aber stattliches Haus. An der Ecke eines schmalen Gäßchens gelegen führt die Liegenschaft von alters her den Namen „Zum Liebeneck", und eine Dichterliebe sollte ihr Bedeutung verleihen. Es ist Lilis Haus.

Frau Suzanne Elisabeth Schönemann geb. d'Orville ließ es im Jahre 1770 an der Stelle eines alten doppelgiebeligen Renaissancehauses, das gänzlich niedergelegt wurde, erbauen. Der Platz, auf drei Seiten von der Straße und zwei Gäßchen begrenzt, und nur mit der vierten an Nachbargebäude, früher das Patrizierhaus der Stalburg, jetzt die deutsch-reformierte Kirche, stoßend, gestattete die volle bauliche Ausnützung zu einem großen Geschäftshause. Das Vorderhaus am Großen Kornmarkt, zwei Seitenflügel und das Hintergebäude am Rotekreuzgäßchen umfassen einen geräumigen Hof.

Heute freilich ist das Aussehen des Hauses ein anderes als zu Goethes Zeit. Das Erdgeschoß ist in moderne Läden umgewandelt, der Hauseingang ist nebst einem Teil der Treppe von der Mitte nach der Nordecke verlegt. Der erste Stock wird als Andachtssaal der freireligiösen Gemeinde, der jetzigen Eigentümerin des Hauses, verwendet, die übrigen Räume dienen verschiedenen Geschäftszwecken. Das Leben fordert unerbittlich seine Rechte und wir müssen uns damit begnügen, daß eine vor kurzem an der Front angebrachte Bronzetafel an Goethe und seine Lili erinnert. Wir können uns aber auch den früheren Zustand wenigstens im Bilde vergegenwärtigen.

Die hier beigegebene Federzeichnung von Carl Grätz (Taf. 2) ist nach den im Historischen Archiv verwahrten Bauplänen und einem im Historischen Museum befindlichen Modell verfertigt und es müssen nur die eisernen nach aus-



Lilis Wohnhaus am Großen Kornmarkt.

wärts gewölbten Fenstergitter des Erdgeschosses hinzugedacht werden, die wohl schon seit geraumer Zeit verschwunden sind. Unserm Bilde entsprach das Aussehen des Hauses noch vor etwa 25 Jahren und auch die Innenräume, die ich damals durchwanderte, hatten noch keine bauliche Veränderung erlitten. Das Haus war eben seit dem Jahre 1780, wo es der Senator Bonn von Frau Schönemann erwarb, im Besitze seiner Familie geblieben und von ihr bewohnt worden.

Durch das Einfahrtstor in der Mitte der Straßenfront gelangte man in den Hausflur. Links von ihm lagen die früheren Kontorräume, rechts führten einige Stufen in das Wohnzimmer. Hinter diesem stieg man die mit einem Rokokoeisengeländer versehene Treppe hinauf. Der erste Stock enthielt die Staatsräume: in der Front zwei große zweifenstrige und ein kleineres einfenstriges Zimmer. An dieses letztere schloß sich in dem Flügel nach dem Seitengäßchen noch ein schmaler saalartiger Raum. Der Grundriß und die Einteilung der Räume ist ganz ähnlich wie beim Goethehause. Nur sind die Zimmerhöhen beträchtlicher, da man bei dem völligen Neubau nicht wie der Herr Rat bei seinem Umbau an die Höhenabmessungen des alten Renaissancehauses gebunden war. Die Ausstattung zeigte, dem Zeitgeschmacke gemäß, den Übergang vom Rokoko zum Stil des ausgehenden Jahrhunderts. Sie war gediegen, aber ohne jeden Prunk, ohne alle Überladung. Die alten Wandbekleidungen waren natürlich schon längst durch neue ersetzt. Nur in dem schmalen Flügelzimmer des ersten Stockes fanden sich unter den neuen Tapeten noch Reste der ursprünglichen vor. Es waren Wachstuchtapeten wie im Goethehause, ohne Zweifel ebenfalls aus der Nothnagelschen Fabrik. Durch aufgemalte Pilaster war die Wandfläche in lichtgraue Felder geteilt, die in der Mitte ein Medaillon von Früchten, Blumen, Hirtenemblemen und dergleichen trugen, wie sie Salomon Geßner so hübsch entwarf. Der so geschmückte Raum diente wohl als Eßzimmer für größere Gesellschaften. An das Goethehaus erinnerte auch der damals noch im Hofe an der Wand des nördlichen Seitenflügels vorhandene Regenwasserbrunnen, dessen Muschel wohl denselben Steinmetz, Meister Renfer, zum Verfertiger hatte. Die oberen Stockwerke des Vorder-

hauses hatten die gleiche Einteilung, wie das erste Obergeschoß und dienten, falls sie nicht zum Teil vermietet gewesen waren, als Schlafzimmer der Frau Schönemann und ihrer sechs erwachsenen Kinder.

Von alledem erzählt uns Goethe nichts, er erwähnt nur einen Raum des Hauses, das geräumige zweifenstrige Wohnzimmer zu ebener Erde, rechts von der Haustüre. Hier werden die beiden Szenen vor uns lebendig, deren dramatische Schilderung sich jedem Leser von Dichtung und Wahrheit unauslöschlich einprägt.

Wir folgen dem Dichter, wie er von Freund André geleitet, aus dem Dunkel eines Frühwinterabends des Jahres 1774 hineintritt in den von einigen Wachskerzen erhellten behaglichen Raum. Ein kleines Familienkonzert gibt der Tochter des Hauses, der 16jährigen Elisabeth, Gelegenheit ihr musikalisches Talent zu zeigen. Sie erhebt sich vom Flügel, die Töne verklingen, die Gesellschaft verschwindet wie im Nebel; wir sehen nur die beiden schönen jungen Menschenkinder, wie sie einander gegenüberstehen, wie von geheimnisvoller Macht gezogen Auge sich in Auge senkt, wie die Liebe in den Herzen aufkeimt, ohne daß sie selbst sich dessen noch bewußt sind.

Und wieder ist es, kaum ein Jahr später, ein dunkler Herbstabend, wieder ist das Zimmer erleuchtet und wie damals gleiten Lilis Finger über die Tasten des Flügels, leise singt sie ein Lied, das der Geliebte ihr gedichtet. Und wieder schreitet dieser auf das Haus zu. Aber er tritt nicht hinein. In den Mantel gehüllt, lehnt er an dem Fenstergitter, der lieben Stimme lauschend. Er preßt das Antlitz an die kalten Eisenstäbe, um den Schatten der Geliebten auf den herabgelassenen Vorhängen zu erspähen. Vergebens; das Licht erlischt. Dunkel ist es in ihm und um ihn, den die Schicksalsrosse bald in die lichten Höhen des Daseins emportragen sollten.

Zwischen der Anfangs- und Schlußszene des Dramas liegt eine Fülle von Freud und Leid, stille Stunden und rauschende Feste, liegen die unvergeßlichen Frühlings- und Sommertage in Offenbach. Bis ins Greisenalter hat Goethe das Andenken an diese schöne Zeit frisch und lebendig bewahrt und mit lebendiger Frische schildert er sie uns im 16. Buche der Be-



Das Bernardsche und das d'Orvillesche Haus
in Offenbach.

kenntnisse aus seinem Leben. Er führt uns in das freundliche, aufblühende Nachbarstädtchen, das schon angefangen hatte sich mit schönen „für die damalige Zeit prächtigen" Gebäuden zu schmücken. „Onkel Bernard, wie ich ihn gleich mit seinem Familientitel nennen will, bewohnte das größte; weitläufige Fabrikgebäude schlossen sich an; d'Orville, ein jüngerer, lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenschaften, wohnte gegenüber. Anstoßende Gärten, Terrassen, bis an den Main reichend, überall freien Ausgang nach der holden Umgegend erlaubend, setzten den Eintretenden und Verweilenden in ein stattliches Behagen. Der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschteren Raum finden".

Vergebens würde man diesen Schauplatz des Idylls von 1775 in dem heutigen Offenbach wiederzufinden versuchen. Die gastlichen Häuser, in denen Goethe unter den guten Menschen sich so wohl fühlte, die Gärten und Terrassen am Mainufer, die er mit Lili durchwanderte, sind verschwunden, verschlungen von der modernen Fabrikstadt. Nur im Bilde können wir die Erinnerung festhalten. Unsere Abbildung (Taf. 3), die wir der Liebenswürdigkeit des um die Erhaltung der Offenbacher Altertümer so verdienten Herrn Julius Frank verdanken, zeigt links im Hintergrunde das Wohnhaus des Tabakfabrikanten Johann Nikolaus Bernard. Das im Winkel daranstoßende Gebäude wurde von Lilis Verwandten, Herrn Johann Georg d'Orville und seiner Gattin Rahel geb. Bernard bewohnt. Das Gartentor im Vordergrunde führte zu den Terrassengärten am Mainufer. In diesem Hause war Lili bei ihren Besuchen in Offenbach zu Gast und hier erfreute sich Goethe, der bei seinem Freunde Johann André einzukehren pflegte, des ungezwungenen Verkehrs mit der Geliebten im kleinen Familienkreise.

In das harmlos gemütliche Treiben jener Tage versetzt uns eine launige gereimte Epistel des Dichters an das d'Orvillesche Ehepaar aus dem September 1775, die erst vor einigen Jahren in den Papieren von Lilis Nachkommen auf Schloß Dachstein im Elsaß aufgefunden wurde. [1]) Von Lili

[1]) Goethe und Lili. Eine unbekannte Epistel des jungen Goethe. Mit Bildnis und Faksimile. Aus der „Elsässischen Rundschau", 1910, Straßburg.

selbst ist uns aus der Epoche ihrer Beziehungen zu Goethe, wie aus ihrer ganzen Frankfurter Jugendzeit nichts erhalten, kein Bild, keine Zeile. Die frühesten Schriftzüge, die wir von ihr besitzen, sind ihre Unterschrift der Vollmacht zur Eheschließung mit Bernhard von Türckheim von 1778.[1])

Wir sind daher für die Kenntnis ihrer äußeren Erscheinung, wie für das Verständnis ihres Wesens und Charakters auf andere Hilfsquellen angewiesen. Diese sind in reicher Zahl vorhanden. An Bildern aus späteren Jahren fehlt es nicht. Gleichzeitige Nachrichten, in erster Linie die Schilderung Goethes selbst in seinen Liedern und Briefen, wie auch in Dichtung und Wahrheit geben uns Aufschluß über die äußeren und inneren Eigenschaften des jungen Mädchens. Als wertvollste Ergänzung treten Lilis eigene Briefe aus späteren Jahren hinzu, die mannigfache Rückschlüsse gestatten. Lilis frühestes Bild entstammt dem Jahre 1782. Das mit großer Feinheit ausgeführte Pastellgemälde (Taf. 4) zeigt die liebliche Blondine mit den treuen blauen Augen in großer Gesellschaftstoilette. Auch in der vollen Blüte ihrer Frauenschönheit hat sich Elise von Türckheim den zarten mädchenhaften Reiz bewahrt, der einst den Dichter des Werther so unwiderstehlich zu Lili Schönemann hinzog.[2])

Mit diesem Bilde harmoniert vortrefflich die Schilderung ihres Bruders Friedrich in den leider verlorenen Aufzeichnungen aus seiner Jugend. „Meine Schwester war von der Natur mit einer schönen und interessanten Gestalt begünstigt worden. Der Ausdruck eines lebhaften Geistes und talentvoller Befähigung, der aus ihren sprechenden Augen leuchtete, mischte sich mit den weichen Zügen einer edelgeformten Gesichtsbildung und schuf eine Harmonie darin, die schon beim ersten Anblick auf ein gutes, Allen wohlwollendes Herz schließen ließ. Dabei hatte ihre Mutter nichts versäumt, ihr eine sorgfältige, ja glänzende Erziehung zu geben, und darum

---

[1]) Vgl. das Titelbild im Jahrgang 1905 dieses Jahrbuchs.

[2]) Das Original befindet sich im Besitz der Frau Baronin von Türckheim auf Schloß Dachstein. Unsere Wiedergabe ist nach einer vorzüglichen für das Prachtwerk „Châteaux d'Alsace. Dachstein par F. Dollinger. Édition de la Revue Alsacienne Illustrée, Strassbourg 1908" angefertigten Photographie hergestellt.



Lise von Türckheim
1782.

zog diese, so äußerst liebliche Erscheinung auch alles an sich, was in ihre Nähe kam." [1])

Goethe hat uns keine zusammenhängende Schilderung der Geliebten hinterlassen, aber aus den einzelnen Zügen die er gibt, läßt sich ein klares Bild gewinnen. Ihre Schönheit, Anmut und Liebenswürdigkeit hebt er häufig hervor. Aber diese äußeren Vorzüge werden durch die inneren noch überboten. „Sie war schön wie ein Engel und, lieber Gott, wie viel ist sie noch besser als schön." [2]) Der Reiz, der diese zarte Mädchengestalt umfloß, war darum so stark, weil er der natürliche Abglanz ihrer reinen Seele, ihres guten Herzens war.

„Wo du bist, ist Lieb und Güte,
Wo du bist, Natur."

Das erkennt der Dichter auch noch kurz vor der Trennung in jener oben erwähnten Epistel aus dem Herbst 1775 an. An das Ehepaar d'Orville gerichtet, ist sie doch eigentlich für Lili bestimmt, die sie auch treulich, vielleicht als das letzte Andenken der Dichterliebe bewahrt hat. Es heißt darin:

„Was thät ich in der Kirche gar?
Da ich schon einmal im Himmel war,
Ich Hand in Hand mit Engeln sas,
Mich in dem Himmelsblau vergaß,
Das aus dem süsen Auge winckt,
Drinn Lieb' und Treu wie Sternlein blinckt.
Was hört' ich an des Pfarrers Lehr,
Die doch nicht halb so kräfftig wär',
Als wenn ihr Mündlein lieb und mild
Mich über Fluch und Unart schilt."

Als der alte Goethe sich die Szene seiner Verlobung und die Gefühle, die ihn dabei bewegten zu vergegenwärtigen sucht, da sagt er von der Geliebten, die er jetzt als Braut mit ernsterem Auge betrachtet: „Sie war eine doppelte Person, ihre Anmut und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt' ich, wie sonst, aber der Wert ihres Charakters, die Sicher-

[1]) Carl Jügel, Das Puppenhaus 1857. S. 337/38.
[2]) Brief an Johanna Fahlmer vom 9. April 1775.

heit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchlebte es und freute mich dessen, als eines Kapitals, von dem ich zeitlebens die Zinsen mitgenießen sollte."

Wie konnte es nun geschehen, daß um diese edle Frauengestalt in der Goetheliteratur sich früh eine Legende bildete, die sie zur herzlosen, leichtsinnigen, flatterhaften Kokette stempelt? Von Lewes, Düntzer bis zu Hermann Grimm wurde ihr Bild immer schwarz und schwärzer gemalt. Mit der leidenschaftlichen Liebe Goethes habe sie lange ein frivoles Spiel getrieben und, als sie fürchten mußte, daß er sich aus ihren Netzen befreien würde, habe sie ihn durch alle kleinen Künste der Koketterie festzuhalten versucht. Man sagt, Lili war eine „Ballkönigin", eine „vornehme junge Dame, sie besaß alle Vorzüge dieser Stellung, sicheres Benehmen, selbstgewisse Anmut, Witz, Klugheit — doch auch die Schattenseiten fehlten nicht: Koketterie, Flatterhaftigkeit, ja Leichtsinn". Ihr schönes Antlitz habe „kluge, ein wenig moquante Augen und einen Mund, von Hochmut nicht frei".[1]) Zu dieser Schilderung könnte eine moderne Dame der haute finance des Berliner Tiergartenviertels Modell gesessen haben, nicht aber Goethes Braut.

Diese Legende besitzt, wie alle ihrer Art, eine zähe Lebenskraft. Trotz allem was zur Richtigstellung gesagt und geschrieben worden ist, taucht sie immer wieder auf und treibt noch in verschiedenen der neueren und neuesten Goethebiographien und in vielen populären Darstellungen ihr Unwesen. Sie wird eben auf dem Wege des Abschreibens, besonders aus Hermann Grimms Darstellung, ungeprüft übernommen. Aber wie konnte sie entstehen? Meines Erachtens liegt der Hauptgrund in der früheren mangelhaften Kenntnis von dem Wesen des jungen Goethe und in einer gewissen Verhimmelung des Dichters, die der natürliche Rückschlag auf die vorhergehende Verkennung war. Goethe hatte Lili geliebt, sich mit ihr verlobt, der Verbindung schienen keine äußeren Hindernisse im Wege zu stehen, und er hatte sie dennoch verlassen. Die einfache Folgerung war: also muß sie seiner nicht würdig gewesen sein. Dazu kam die

---

[1]) Richard M. Meyer, Goethe. Zweite Auflage, 1908, S. 164.

mißverständliche Auffassung einzelner Stellen in Dichtung und Wahrheit, diesem wunderbaren und wunderlichen Buche, das an das Verständnis bisweilen hohe Anforderungen stellt.

Vor allem kommt hier die folgende Stelle in Betracht: Goethe gedenkt der stillen Stunden, die er mit der Geliebten in traulichen Gesprächen verbracht, in denen die Herzen sich öffneten, und die 16jährige ihm von ihrem Leben, ihrem Empfinden vorplauderte und ihn zum Mitwisser ihrer harmlosen Geheimnisse machte. „Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und so konnte sie nicht läugnen, daß sie eine gewisse Gabe anzuziehen an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft fahren zu lassen verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Wiederreden auf den bedenklichen Punct, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen worden." In Lilis Munde mag dieses süße Geständnis sich wohl gefälliger ausgenommen haben, als in der etwas schwerfälligen Wiedergabe des alten Herrn, durch die die lehrhafte Seite seines Wesens durchschimmert. Als wenn er selbst dies gefühlt habe, fügt er hinzu: „Diese Geständnisse giengen aus einer so reinen kindlichen Natur hervor, daß sie mich dadurch aufs allerstrengste sich zu eigen machte."

Ein ähnliches Geständnis wußte der junge Dichter kürzer und frischer zu fassen, wenn er seine Stella sagen läßt: „Gestand ich Dir nicht in den ersten Tagen meiner vollen Liebe zu Dir alle kleinen Leidenschaften, die je mein Herz gerührt hatten? Und wurde ich Dir darum nicht lieber?" Das „Schauspiel für Liebende" ist in den ersten Monaten des Jahres 1775 entstanden. War auch die Fabel des Stückes schon früher, durch andere Veranlassung gegeben, so ist doch die Liebe, die damals Goethes Herz erfüllte, nicht ohne Einfluß auf die Ausführung geblieben. Lilis Bild umschwebte ihn, und die Phantasiegestalt Stellas trug, als sie vor seinem geistigen Auge aufstieg, die Züge der Geliebten; blond sind ihre Locken, blau die Augen, aber mehr als das, sie besitzt auch ihr treues, liebevolles Herz. Lilis Neigung verlieh dem Dichter die Kraft zu der lebensvollen, ergreifenden Darstellung der alles hingebenden, alles vergessenden Liebe Stellas. Geht die Poesie in der Steigerung des schwärmerischen

Gefühls auch weit über die Wirklichkeit hinaus, so schöpft sie doch immer wieder aus ihr. Wenn man die rührende Schilderung Stellas von ihrem ersten Zusammentreffen mit Fernando, von dem Aufkeimen ihrer Liebe mit dem zusammenhält, was Goethe in Dichtung und Wahrheit über seine erste Begegnung mit Lili berichtet, so erkennt man leicht, daß beiden Darstellungen ein und dasselbe Erlebnis zugrunde liegt. Das Geständnis der Geliebten übt auf Fernando und Goethe die gleiche Wirkung. Wenn Stella endlich um ihrer Liebe willen Familie und Freunde, Heimat und Habe dahin gegeben hat, war Lili, nach Goethes Worten, nicht ebenfalls bereit alles zu verlassen und dem Geliebten in die fernste Fremde zu folgen? Als das Schauspiel im Frühjahr 1776 im Druck erschien, da schrieb der Dichter in ein Exemplar:

„An Lili
Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah;
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht."

Kann das Urbild Stellas, dieser Märtyrerin der Liebe, eine herzlose Kokette gewesen sein?

Nicht minder unzutreffend sind die häufig sich findenden Epitheta: „vornehme Aristokratin", „stolze Patriziertochter", „Tochter eines Geldfürsten", der in einem „Börsenpalast" wohnt, und ähnliche. In ihnen gibt sich die weit verbreitete Auffassung kund, als hätten die Schönemanns, den Goethes an Rang und Reichtum weit überlegen, eine besonders bevorzugte Stellung in der Frankfurter Aristokratie eingenommen und als sei der junge Rechtsanwalt durch Lili zum erstenmal in die ihm bisher verschlossene vornehme Gesellschaft seiner Vaterstadt eingeführt worden. Man verwechselt dabei die moderne Börsen- und Geldstadt Frankfurt mit der Reichsstadt des 18. Jahrhunderts, in der Goethe seine Jugend verlebte. In dieser führte nicht, wie in den Hansastädten, der Kauf-

mann das Regiment. Die Geschicke der Stadt wurden von alters her von dem adligen Patriziat, den in den Ganerbschaften der Häuser Limpurg und Frauenstein vereinigten alten Geschlechtern, geleitet. Die seit dem Eindringen des römischen Rechtes immer unentbehrlicher gewordenen gelehrten Juristen aus dem Bürgerstande traten hinzu. So herrschte im alten Frankfurt der Adel der Geburt und der gelehrten Bildung. Beide bildeten den Rat der Stadt als Senatoren und Schöffen. Die Finanzaristokratie war noch in der Bildung begriffen, erst im 19. Jahrhundert sollte der Glanz des Reichtums den der alten Geschlechter überstrahlen. Damals findet sich der Kaufmann nur vereinzelt im Rat. Dazu kam, daß in der streng lutherischen Stadt die Reformierten wie die Katholiken von jedem Anteil am Regiment ausgeschlossen waren. Und gerade unter ihnen waren die wohlhabenden Handel- und Gewerbetreibenden stark vertreten.

Auch gesellschaftlich stand die Handelswelt nicht obenan. Das Patriziat bildete im Verein mit dem hohen und niederen Adel der Umgegend, der zu Meß- und Winterszeiten sich gern in Frankfurt aufhielt, die streng geschlossene erste Gesellschaft, in die auch Goethe erst 1779, als Begleiter seines Herzogs, Zutritt erhielt. Den Juristen und Beamten gegenüber setzte der größere Reichtum die Kaufleute dagegen in Vorteil, und eine gewisse Rivalität zwischen diesen beiden Ständen ist nicht zu verkennen.

Goethe selbst läßt uns über seine eigene Auffassung der Verhältnisse, bei der die Beziehung auf seine Familie stark hervortritt, nicht im unklaren. Im 17. Buche seiner Biographie sagt er, im Unterschied von den Handel- und Fabrikstädten „war in Frankfurt a. Main ein gewisser Complex zu bemerken, welcher aus Handel, Capitalvermögen, Haus- und Grund-Besitz, aus Wissen- und Sammler-Lust zusammengeflochten schien. . . . Der höhere Adel wirkte für sich unbeneidet und fast unbemerkt; ein zweiter sich annähernder Stand mußte schon strebsamer sein und, auf alten vermögenden Familienfundamenten beruhend, suchte er sich durch rechtliche und Staatsgelehrsamkeit bemerklich zu machen.“ Der „höhere“ Adel ist das Patriziat, der sich diesem annähernde Stand, zu dem Goethe seine Familie zählt, wird von ihm auch sonst

dem Adel gleichgestellt. Danach folgt erst Lilis Kreis. „Die sogenannten Reformierten bildeten, wie auch an anderen Orten die Refugiés, eine ausgezeichnete Classe."

Dieser Klasse gehört Lilis Familie an. Die aus der Pfalz stammenden Schönemanns waren zwar Mitglieder der deutsch-reformierten Gemeinde — Lilis Vater, Johann Wolfgang, findet sich unter deren Armenpflegern verzeichnet — aber seit langem waren sie mit den Angehörigen der französisch-reformierten Gemeinde aufs engste verschwägert. Auch Lilis Mutter entstammte einer Familie dieser durch die niederländischen Refugiés seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Frankfurt gebildeten Kolonie, den d'Orvilles.[1]) Der früh verstorbene Vater war Teilhaber des Handelshauses „Schönemann und Heider" gewesen; nach seinem Tode trat die Witwe aus der Firma aus und begründete ein neues Geschäft in Gemeinschaft mit Herrn Wegelin, den wir auch in Lavaters Tagebuch 1774 erwähnt finden. Die Firma „Schönemann und Wegelin" hatte ihren Sitz in dem neuerbauten Hause am großen Kornmarkt. Goethe nennt Lili richtig die „Tochter eines angesehenen Handlungshauses". Die Firma betrieb, wie alle ihrer Art, sowohl Bank- als Warengeschäfte. Bei der geringen Ausdehnung des Fondsmarktes trug auch das Bankgeschäft damals noch einen andern Charakter als heute. Der eigentliche Geldwechsel spielte noch eine bedeutende Rolle. Daneben kam, bei dem wenig ausgebildeten Postwesen, Spedition und Kommission, besonders in Verbindung mit den Messen in Betracht. Demgemäß wird auch zwischen Bankier und Kaufmann noch nicht unterschieden; die offizielle Frankfurter Bezeichnung für beide ist „Handelsmann".

Wie die Verhältnisse lagen, kann von einem Standesvorrang Lilis nicht die Rede sein. Der kaiserliche Rat und die Tochter des Stadtschultheißen, vor allem aber Goethe selbst hielten sich, was Stand und Rang betraf, der Handelswelt überlegen. Ein kleiner Zug mag die beiderseitige Stellung veranschaulichen. Den Galanteriedegen, den Goethe als Sohn des Gelehrten von Jugend auf trug, erhielten die

[1]) Von den Velden, Lili Schönemann, eine Tochter der niederländischen Kolonie Frankfurts. Frankfurter Blätter für Familiengesch. 1908 Heft 12.

jungen Handelsbeflissenen erst nach beendigter Lehrzeit vom Lehrherrn überreicht, wie das Carl Jügel in seinem „Puppenhaus" von Lilis Bruder Friedrich, seinem Schwiegervater, so hübsch erzählt. Andererseits verhehlt uns Goethe nicht, daß der lutherische Bürger, der zu Fuß in seine Kirche in der Stadt ging, nicht ohne Neid auf die Kutschen der Reformierten blickte, die zum Gottesdienst, der ihnen in der Stadt versagt war, nach dem nahen hessischen Dorfe Bockenheim hinausfuhren.

In diesen Familien, die lieber ihre Heimat aufgegeben hatten, als ihren Glauben verleugnet, lag eben eine zähe Kraft, die sie in Verein mit dem weiteren Blick, den ausländischen Verbindungen und klugem Unternehmungsgeist ohne Ausnahme zu Wohlstand, ja Reichtum hatte gelangen lassen. Die Kolonie bildete einen fest geschlossenen Kreis, von der alteingesessenen Bürgerschaft durch feineren Schliff, gefälligere gesellschaftliche Formen sich unterscheidend. In diesen Zirkel trat Goethe, der sich eben kraftgenialisch in seiner Bärenrolle gefiel, als ein Fremder. Er, der gewohnt war seine Umgebung zu beherrschen, stand hier, der Einzelne, gegen eine in festen Formen sich bewegende Gesellschaft, die sich nicht nach ihm richtete, sondern in die er sich einfügen mußte. Der Widerwille, mit dem er es tat, spricht aus seinen Gedichten und Briefen jener Zeit deutlich genug. Nur aus diesem Widerwillen ist die Übertreibung zu verstehen, mit der er „diese Pracht", in die Lili ihn zieht, diesen „Glanz von vielen Lichtern" im Gegensatze zu seinem burschikosen Wesen hervorhebt. Man braucht sich darum von dieser Pracht keine allzu übertriebenen Vorstellungen zu machen. Wenn auch im Schönemannschen Hause nicht die ängstliche Sparsamkeit herrschte, wie sie uns Antonie Brentano so ergötzlich von dem ihrigen berichtet,[1]) und wenn Lili auch vielleicht, da sie fünf im Geschäfte tätige Brüder besaß, nicht wie andere Kaufmannstöchter, z. B. die Tochter des Heiderschen Hauses, von der Jügel uns erzählt, an der Kasse zu sitzen brauchte, so kannte der Luxus in der Kolonie doch auch

[1]) Rud. Jung, Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814 bis 1821. Schr. d. Freien Deutschen Hochstifts VII (1896) S. 6.

seine Grenzen. Das Haus am großen Kornmarkte war, wie wir gesehen haben, durchaus kein „Börsenpalast“, sondern ein ansehnliches Geschäftshaus, in dem die Familie Sommer und Winter lebte, da sie nicht, wie die Patrizier, Güter und Landhäuser in der Umgegend besaß. Wollte man der Stadt entfliehen, so ging man zu den Offenbacher Verwandten auf Besuch.

Aus Goethes Schilderung in Dichtung und Wahrheit und aus seinen Liedern: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich“ und „Lilis Park“, in denen von großen Gesellschaften die Rede ist, die ihm den Alleingenuß der Geliebten verkümmerten, hat man den Eindruck gewonnen, als ob ihr Leben ein steter Vergnügungsrausch gewesen sei, daraus hat man die „Ballkönigin“ konstruiert. Das Leben in Frankfurt war jedoch im allgemeinen ein recht solides und stilles. In der Fastnachtszeit brachten einige Bälle Abwechselung und Gelegenheit zu geselligem Vergnügen. In den Meßzeiten im Frühjahr und Herbst veränderte sich das Bild der ruhigen Stadt gänzlich. Die Straßen belebten sich durch die Menge der fremden Gäste, überall reges geschäftliches Treiben, angestrengte Tätigkeit, aber auch Vergnügungen aller Art: Theater, Schaubuden, Bälle und Konzerte für hoch und niedrig. Die Handelshäuser öffneten ihre Staatszimmer, denn jetzt galt es, die von auswärts kommenden Geschäftsfreunde zu bewirten, den Kredit des Geschäftes durch angemessene Repräsentation zu befestigen. Wenn das junge, eben in die Gesellschaft eingeführte Mädchen an dem festlichen Treiben, an dem Verkehr mit alten und neuen Freunden des Hauses Gefallen fand, wer will es ihr verargen? Auf jeden Fall war es ihre Pflicht, sich der Aufgabe der Repräsentation nicht zu entziehen.

Goethe macht ihr auch nicht den geringsten Vorwurf daraus. Im Gegenteil, er freut sich zu erkennen, daß die Geliebte, die er bisher „nur im einfachen, selten gewechselten Hauskleide“ zu sehen gewohnt war, auch größeren Verhältnissen gewachsen ist. Er freut sich ihrer Anmut und Sicherheit, mit der sie sich in der Gesellschaft bewegt. Neben einer guten Erziehung ist es ja vor allem das natürliche Taktgefühl, die angeborene Grazie, die sie dazu befähigt. Wie

in allen Lebenslagen, so gibt sie sich auch hier ganz wie sie ist, sie bedarf keiner Künste der Kokettterie, um zu gefallen. Zudem hat sie auch im Trubel der Gesellschaft für den Freund stets ein liebes Wort, ein freundliches Lächeln, das ihn versichert, sie sei hier ebenso die Seine, wie in den stillen Stunden ungestörten Beisammenseins. Betrachtet man die Lieder richtig, so sieht man, daß der Unmut des eifersüchtigen Liebhabers sich nur gegen das Gedränge der „unerträglichen Gesichter" richtet, von dessen Hintergrunde der Dichter die Gestalt Lilis in ihrer anmutigen Vornehmheit sich doppelt schön abheben läßt. Die verhaßten Feste waren aber doch immer nur zeitweise Unterbrechungen des traulichen Verkehrs im Familienzimmer am Kornmarkt oder im kleinen gemütlichen Kreise der Offenbacher Freunde. Goethe hat im Jahre 1815 einmal zu Sulpiz Boisserée sich geäußert, daß Lili ihm ihre ganze höhere Bildung verdanke; eine solche Durchbildung pflegt nicht im Ballsaale erzielt zu werden.

Goethe hat die Bekenntnisse aus seinem Leben richtig als Dichtung und Wahrheit bezeichnet. Sie sollen ein Kunstwerk sein, und der Künstler hat das Recht die Mittel seiner Kunst zu verwenden. Goethe hat von diesem Rechte vollauf Gebrauch gemacht und besonders die Kontrastwirkung zur Belebung der Darstellung gern benutzt. Bei der Schilderung seiner vielfachen Neigungen weiß er mit großer Feinheit abzutönen. Die Gestalten der Angebeteten erhalten alle ein sehr individuelles, scharf von einander unterschiedenes Gepräge und auch ihre Umgebung wird in die entsprechende Beleuchtung gerückt. Dadurch wird jede Eintönigkeit bei der Erzählung der im Grunde doch immer gleichartigen Vorgänge vermieden; es entstehen immer neue reizvolle Bilder. Auch literarische Spiegelungen sollten diesem Zwecke dienen. Ist die Verwendung der Manon Lescaut für das Frankfurter Gretchen auch nicht durchgeführt, so ist der Vikar von Wakefield für die Erhöhung des idyllischen Charakters der Sesenheimer Episode doch ausgiebig benutzt, obwohl das behäbige, gastfreie elsässische Pfarrhaus dem Heim des englischen Hungerpastors wenig ähnlich war. Von den Beziehungen zu der Frankfurter Kaufmannstochter sagt Goethe, daß sie seinen früheren Verhältnissen ähnlich, nur von „höherer Art" gewesen

seien. Diese höhere Art wird dann aus dem künstlerischen Gesichtspunkte auch in der Schilderung der gesellschaftlichen Stellung Lilis deutlich, aber ohne Übertreibung betont. Man darf aber die feine Kunst des Dichters nicht, wie es vielfach geschieht, dahin vergröbern, daß man den jungen Frankfurter Studenten wie ein Wesen aus höherer Sphäre der Sesenheimer Pfarrerstochter gegenüberstellt und dann den Doktor Juris zu Lili als einer hoch über ihm stehenden jungen Dame empor blicken läßt. Herman Grimm hat, mehr geistreich als wahr, eine vollkommene soziale Stufenleiter der Jugendgeliebten Goethes konstruiert, und andere schreiben ihm das nach. Friederike und Lotte, die Beamten- und Pfarrersfamilien der Brions und der Buffs stehen jedoch auf gleicher Stufe.

Bei Lili macht freilich die auf gesellschaftliche Repräsentation berechnete Erziehung einen Unterschied, ohne daß sie dadurch zu einer Zierpuppe geworden wäre, wie Frau Rat „Olimpia" sie in dem aus der ersten Fassung herübergenommenen Anfang von „Erwin und Elmire" so ergötzlich schildert.

Zieht man dazu ihre Herkunft aus guter angesehener Bürgerfamilie, den Wohlstand und die diesem entsprechende feinere Lebensführung ihres Hauses in Betracht, so muß man gestehen, daß sich dem verwöhnten, überaus anspruchsvollen jungen Goethe hier zum ersten Male eine ebenbürtige, in allen äußeren Verhältnissen durchaus passende Partie bot. Das junge Mädchen vereinigte mit kindlicher Natürlichkeit eine bei ihrer großen Jugend überraschende Charakterfestigkeit. Von den glücklichsten Anlagen, durchaus unverbildet, war sie eine gelehrige und dankbare Schülerin des Dichters und Denkers, der eine neue Welt des Geistes ihr erschloß. Andererseits war ihr maß- und taktvolles Wesen, ihr stets den Regeln feiner Sitte entsprechendes Benehmen wohl geeignet, in anmutiger Weise einen günstigen Einfluß auf den Unbändigen auszuüben.

Für die beiderseitigen Familien gab es zwar im Anfang einige Bedenken zu überwinden. Sie gehörten zwei verschiedenen, einander wenig berührenden Kreisen an, die zudem durch die Konfession getrennt waren. Doch war auf keiner Seite starre Dogmengläubigkeit vorhanden. Die Religiosität des Herrn Rat war die der gemäßigten Aufklärung, auf

ethischer, nicht dogmatischer Grundlage beruhend. In der Familie Textor war Toleranz gegen Andersgläubige von jeher heimisch, und die Frau Rat hatte nicht die mindeste Anlage zum Fanatismus. Lili war streng religiös erzogen, aber diese Frömmigkeit wurzelte in einem festen kindlichen Gottesglauben, der nur Gebote der Liebe, nicht des Hasses kannte.

Ein anderer Umstand, den Goethe nicht erwähnt, hätte eher störend sein können. Der „Werther" galt in frommen Kreisen für ein unmoralisches, gefährliches Buch, das wenig Vertrauen in die religiösen Grundsätze seines Verfassers einflößte. Zu seinen Gunsten mochte freilich bei den Frankfurter Reformierten seine stadtbekannte Freundschaft mit Lavater sprechen, der erst vor kurzem im Goetheschen Hause gewohnt hatte und auch bei Herrn Wegelin, dem Associé der Frau Schönemann, zu Gast gewesen war. Immerhin aber schließt die Tatsache, daß man an dem „Werther" keinen Anstoß nahm, jede religiöse Engherzigkeit auch auf jener Seite aus.

Goethe deutet an, daß seinem Vater eine einfacher gewöhnte Schwiegertochter lieber gewesen sein würde als die „Staatsdame". Aber hatte der Herr Rat nicht selber einst ein „Prinzeßchen" heimgeführt, das sich lieber putzte als um den Haushalt kümmerte? und war er nicht ganz gut gefahren? Zudem dürfte Lilis natürliche Anmut auf den gutmütigen alten Herrn ihre bewährte Anziehungskraft nicht verfehlt haben. Bei dem Stolze auf seinen Sohn wird er sich mit dem Gedanken an diese schöne und durchaus repräsentable Schwiegertochter bald vertraut gemacht haben; seiner Gattin vollends war alles recht, was ihr Hätschelhans tat. Daß Lilis Mutter von Haus aus vielleicht auf einen reichen Schwiegersohn aus der Kaufmannswelt gerechnet hätte, wäre denkbar und begreiflich. Wir ersehen aber aus Goethes eigener Darstellung, daß sie es ist, die ihn auffordert, seinen ersten Besuch zu wiederholen, und die dann Zeugin der wachsenden Neigung des jungen Paares ist, ohne etwas dagegen einzuwenden. Auch die Offenbacher Verwandten erscheinen von vornherein mit dem Verhältnis einverstanden. Alles fügte sich aufs beste zusammen, die Einwilligung der Eltern wurde erteilt und die Verlobung fand statt. Die selbstverständliche Voraussetzung dabei war, daß der Bräutigam es

nun mit seinem Beruf ernst nehme, um den standesgemäßen Unterhalt der zu begründenden Familie bestreiten zu können. Einem fähigen und fleißigen Juristen konnte das in Frankfurt nicht schwer fallen, zumal die neuen Verwandten mit ihren ausgebreiteten Beziehungen ihm jede Förderung in Aussicht stellten.

Goethe hatte auch ehrlich die solidesten Vorsätze nach dieser Richtung gefaßt, aber ihre Durchführung stockte bald. Alles in ihm war noch in unruhiger Gärung. Es ist nicht leicht, von dem sprunghaften, jeder tollen Laune nachgebenden Wesen des Jünglings in dieser Epoche seiner Entwicklung eine deutliche Vorstellung zu gewinnen. Georg Melchior Kraus, der befreundete Maler, schreibt im Frühjahr 1775 an Bertuch: „Goethe ist jetzo lustig und munter in Gesellschaften, geht auf Bäle und tanzt wie rasend! Macht den Galanten beym schönen Geschlecht: das war er sonsten nicht. Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräche kan ihm einfallen, aufzustehen, fortzulaufen und nicht wiederzuerscheinen. Er ist gantz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuche, wenn und wo alle Menschen in feyerlichsten Kleidungen sich sehen lassen, sieht man ihn im grösten negligé und ebenso im Gegentheil.“ [1]) Christian Stolberg meint bald darauf zu seiner Schwester, Goethe sei „ein wilder, unbändiger, aber sehr guter Junge .... Er ist bis zum Ungestüm lebhaft, aber auch aus dem Ungestüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor“. [2]) Sulzer berichtet im September 1775 aus Frankfurt an Bodmer, Goethe habe sich gegen ihn von der liebenswürdigen Seite gezeigt, aber jedermann sage ihm, daß er zwei ganz verschiedene Seiten habe. Diese zweite Seite stieß eben manchen ab, und es fehlt daher auch nicht an schärferen Urteilen über die Ungleichheit seines Wesens. [3])

Seine angeborene Leidenschaftlichkeit war damals durch die Unklarheit seiner Lage aufs äußerste gesteigert und trieb ihn von einem Extrem zum andern. Der Werther trug

---

[1]) Goethe-Jahrbuch 2 (1881) 385 f.

[2]) H. Amelung, Goethe als Persönlichkeit, Propyläen-Ausgabe von Goethes Werken. 1. Ergänzungsband I, 115.

[3]) a. a. O. S. 128.

seinen Dichterruhm in die Welt, seine Produktionskraft war stärker als je, Lied auf Lied entquoll ihm, Stella, Erwin und Elmire, Claudine waren beendet, Egmont begonnen, Faust wuchs mit ihm. Zum Höchsten fühlte er sich berufen, zum Höchsten glaubte er sich berechtigt — und was bot ihm die Gegenwart, wo war eine Aussicht in die Zukunft? An der Seite Lilis, der trotz ihrer Jugend so zuverlässigen, sicher in sich ruhenden, winkte ihm der stille Hafen ehelichen Glückes. Aber sollte sein Lebensschifflein in den Hafen einlaufen, ohne noch die hohe See gewonnen zu haben? Es graute ihm vor einer Zukunft, die ihn herabdrücken mußte auf das Durchschnittsmaß der Sterblichen. Klein werden wie all die andern um ihn her, diese unerträglichen Philistergesichter, die er in jedem Zuge kannte, die ihm nichts mehr zu sagen wußten; unter ihnen sein Leben hinbringen in öder Fronarbeit für Weib und Kind! Alles — nur das nicht; aber was?

Da kam die Aufforderung der Grafen Stolberg zur gemeinsamen Reise in die Schweiz als eine willkommene Gelegenheit, all den Wirren wenigstens auf eine Zeitlang zu entrinnen. Das eben geknüpfte Band wurde ihm zur drückenden Fessel. Im Mai, wenige Wochen nach seiner Verlobung, verließ er die Braut ohne Abschied und trat mit den Grafen Stolberg die Reise nach der Schweiz an. Er wollte versuchen, ob er Lili entbehren könne. War ihm das möglich, so sollte ein längerer Aufenthalt in Italien die endgültige Lösung des Verhältnisses herbeiführen. Aber der Versuch mißlang.

Auf der Höhe des Gotthard kehrte der Reisende um und traf Ende Juli wieder in Frankfurt ein. Er eilte nach Offenbach, wo die Geliebte sich aufhielt, und der reuig Zurückkehrende, schon auf immer verloren Geglaubte, erhielt volle Verzeihung. Sein am 3. August im Zimmer Lilis geschriebener Brief an Gustchen Stolberg läßt darüber keinen Zweifel. Bei Fernandos Rückkehr löst sich Stellas banges Leid in dem einen beseligenden Gedanken, in dem schluchzenden Jubellaut „Du bist wieder da". Kein Vorwurf empfängt den Zurückkehrenden. „Daß man euch so lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns

verursachet!" und „Gott verzeih' dir's, daß du so ein Bösewicht und so gut bist — Gott verzeih' dir's, der dich so gemacht hat, — so flatterhaft und so treu." Auch für Lili mußte Goethes Wiederkehr ein Gelöbnis der Treue, nach überstandener Probe, bedeuten.

Aber er hatte den Zwiespalt in seiner Brust in die Heimat zurückgebracht. Das läßt auch die Darstellung der nun folgenden Zeit in Dichtung und Wahrheit erkennen, so unklar und verworren sie auch ist. Sie bildet das schwierigste Kapitel seiner Bekenntnisse, vor dessen Abfassung er sich jahrzehntelang gescheut hatte. Es galt sein Verhalten zu erklären, seine zweite Trennung von der Braut, die ihm und seinen Liebesbeteuerungen vertraute, zu begründen; aber womit? Er hascht nach Gründen, die nicht vorhanden sind. Er führt alle möglichen äußeren Hindernisse, die sich jetzt aufgetürmt haben sollen, ins Feld, während er doch fast zur selben Zeit, als er das schrieb, im vertraulichen Gespräche Soret bekennen muß „il n'y avait point d'obstacle impossible à surmonter". Er verschweigt, daß er gleich nach der Rückkunft nach Offenbach zu Lili eilt und das alte Spiel wieder beginnt. Er begnügt sich mit der kühlen Wendung: „Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden Lili zu sehen." Er meint alles habe sich gegen die Verbindung verschworen, Lili allein besitze die Kraft alle diese Widerstände zu überwinden. Nirgends spricht er es klar aus, daß die Entscheidung allein bei ihm lag. Und doch hatte er, nach seinen Briefen an Gustchen Stolberg, schon gleich nach seiner Rückkehr den festen Entschluß zum Bruche gefaßt, nur die Kraft fehlte ihm, diesen Entschluß durchzuführen, die Liebe aus seinem Herzen zu reißen, die dieses noch ganz erfüllte. Noch während der Festlichkeiten der Septembermesse fühlt seine maßlose Eifersucht sein Recht auf die Geliebte durch jedes freundliche Wort beeinträchtigt, das diese mit ihren Gästen, mit den alten Freunden des Hauses wechselt, die sie haben heranwachsen sehen. Dann kamen wieder Stimmungen, in denen sein Benehmen den Entschluß sich loszureißen nur zu deutlich verriet.

Lili allein verstand den Rätselhaften und entschuldigte ihn bei den Ihrigen. „Man darf Goethe nicht mit einem andern,

wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, weil sich eine Welt von Ideen und Gefühlen in ihm bewegte, und er mehr dem Genius, der ihn beherrschte als sich selbst angehörte," so lautete ihr späteres Urteil. Ihre Familie aber und vor allem ihre Mutter mußten endlich die Geduld verlieren. Hatte die genial-rücksichtslose Flucht in die Schweiz schon stark verstimmt, so konnte Frau Schönemann, wie ihr Sohn berichtet, sich nun der Überzeugung nicht länger verschließen, daß Goethe, trotz seiner hohen Gaben, nicht der Mann sei, ihre Tochter glücklich zu machen. Man wird es begreiflich finden, daß sie jetzt ihre Absicht, das Verlöbnis zu lösen, offen kundgab. Wohl um Goethe zu schonen, scheint sie Bedenken wegen der Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses vorgeschützt zu haben. [1]) Jedenfalls wurde die Lösung des schwer entwirrbaren Knotens von der streng auf vornehme Formen haltenden Dame in durchaus taktvoller Weise angebahnt. Dafür bürgt das ganze Verhalten der Familie, die für den wankelmütigen Bräutigam kein scharfes Wort hat. Auch der liebenswürdige Empfang, den Goethe bei seinem Besuche in Straßburg vier Jahre später fand, spricht dafür. Die Befreiung aus dieser für alle Teile so peinlichen Lage brachte am 22. September 1775 das Wiedererscheinen Carl Augusts in Frankfurt und seine Einladung nach Weimar. Damit war die Trennung entschieden. Für Goethe gab es jetzt kein Schwanken, kein Zögern mehr. Von der Höhe des Gotthard war er noch einmal zurückgekehrt, denn das vor ihm liegende Italien bot ihm nicht das, was er suchte: eine Zukunft. Jetzt war es anders. In der Freundschaft des jungen Fürsten

---

[1]) Durch diese Annahme würde sich die Entstehung des widersinnigen Klatsches, den der Goethe wenig günstig gesinnte G. von Bretschneider im Herbst 1775 kolportiert, am ehesten erklären lassen. Er erzählt, Goethe habe sich lange mit Lili „geführt". Endlich habe er feierlich bei der Mutter angehalten, die sich Bedenkzeit vorbehalten habe. Nach einigen Wochen sei dann Goethe von ihr zur Tafel geladen, und sie habe in großer Gesellschaft auf seinen Antrag die Antwort erteilt, daß die Heirat wegen der Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses sich nicht wohl schicke. Zu dieser Grobheit sei sie durch den Wunsch verleitet, der Sache ein Ende zu machen; sie habe es Goethe nicht unter vier Augen gesagt, da sie sein Disputieren gefürchtet habe. Biedermann, Goethes Gespräche, 2. Auflage, Band 1, S. 63.

erschloß sich ihm eine neue Welt mit neuen Zielen, neuen Aufgaben, seiner würdig: die Welt der Tat.

Blutenden Herzens riß er sich los und die Wunde vernarbte nur langsam. Die schmerzliche Klage um das verlorene Glück hallte noch lange in seinen Liedern nach. In den Weihnachtstagen sandte er dem fürstlichen Freunde das Bekenntnis:

„Holde Lili, warst so lang
All' mein' Lust und all mein Sang;
Bist nun all mein Schmerz und doch
All mein Sang bist du noch."

Der Schmerz löst sich allmählich in linde Wehmut:

„Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn."

Friede der Seele, das ist das Zauberwort, das den Friedlosen bannte. Der junge in leidenschaftlicher Unrast umhergetriebene Dichter hat nur solche Frauen wirklich geliebt, lieben können, die in ihrem klaren, harmonisch ausgeglichenen Wesen das besaßen, das geben konnten, was ihm fehlte. In die Reihe dieser Frauen, von Friederike bis zur Frau von Stein, gehört Lili. Von mildem Mondeslicht umflossen erschien ihr Bild dem Entfernten noch in stillen Stunden, allmählich verbleichend in dem Glanze der neuen Liebessonne, die in Weimar ihm aufging. Es versank aber erst in nächtlichem Dunkel, als im Juli 1776 die Kunde von Lilis neuer Verlobung kam.

Frau Schönemann war darauf bedacht, der peinlichen Lage, in der sich die verschmähte Braut befand, durch eine baldige Heirat ein Ende zu machen. Ihre Wahl fiel auf einen jungen Straßburger, namens Bernard, der durch seine weltmännischen, etwas englisch angehauchten Manieren in der Frankfurter Gesellschaft sich hervortat. Wie aus einem späteren Briefe Lilis hervorgeht, versäumte man es, aus Rücksicht auf eine Freundin, die den Bewerber empfohlen hatte,

ausreichende Erkundigungen über seine Person einzuziehen. [1]) Es zeigte sich bald, daß seine Vermögensverhältnisse gänzlich zerrüttet waren und er verschwand im Auslande. Lili, deren treues Festhalten an Goethe zu einer den Stolz der Familie tief verletzenden Niederlage geführt hatte, war wohl nicht imstande gewesen, dem allzu raschen Vorgehen der Mutter sich zu widersetzen. Sie hatte sich ihrem Willen fügen müssen.

Als Goethe durch Johanna Fahlmer die Nachricht von der Anknüpfung dieses neuen Verhältnisses erhielt, geriet er in leidenschaftlichen Zorn, dem er in derber Weise in seiner Antwort Ausdruck gab: „Von Lili nichts mehr, sie ist abgethan, ich hasse das Volk lang im tiefsten Grunde. Der Zug war noch der Schlussstein. Hol sie der Teufel. Das arme Geschöpf bedaur ich dass sie unter so einer Race gebohren ist.“ [2])

[1]) W. Willmanns hat die Entdeckung gemacht, daß der Bund Goethes und Lilis lediglich durch Intriguen des Offenbacher Onkels Bernard gesprengt sei. Dieser habe einen Neffen gleichen Namens besessen, den er zum Gatten Lilis bestimmt habe. Diesem Nebenbuhler habe Goethe weichen müssen. Er habe dafür aber seinem Haß gegen den Intriganten in Dichtung und Wahrheit deutlichen Ausdruck gegeben, indem er ihn als „Onkel“ bezeichne und an anderer Stelle von den widerwärtigen „Onkelsmanieren“ der älteren Geschäftsfreunde des Schönemannschen Hauses spreche. — Goethe-Jahrbuch I. (1880) S. 155 ff. — Es ist dies eine der schönsten Blüten, die Kritik- und sinnlose Deutelsucht in der „Goetheforschung“ in so reicher Zahl gezeitigt hat.

[2]) Goethes Brief ist ohne Datum. Die Weimarer Ausgabe gibt ihm das Datum des 10. April 1776. Den einzigen Anhalt für diese Datierung bietet der Umstand, daß Goethe in dem Briefe die Freundin bittet, ihm ein Dutzend Taschentücher und ein Paar Manschetten zu besorgen, und daß der Kammerherr von Kalb am 16. Mai der Frau Rat in Goethes Namen den Empfang von Wäsche und Manschetten anzeigt. Daraus schloß man, daß Goethes Brief vor den 16. Mai fallen müsse und setzte ihn auf den 10. April, da an diesem Tage Goethes Portobuch einen Brief an die Fahlmer verzeichnet. Man hat dabei übersehen, daß v. Kalb eine ganz andere Sendung meint. Goethe hatte nämlich am 12. März der Mutter durch Johanna sagen lassen, sie möge ihm für seine neue Wohnung, die der Herzog mit Möbeln versah, „wenn der Vater sich erklärt hat, was er mir zur Ausstattung geben will, vorzüglich auch mit großem Geräthe und auch einigen guten Manschetten, versteht sich recht guten, versehen!“ Das „Geräth“ ist nun nach Frankfurter Sprachgebrauch nichts anderes als „Wäsche“. Vgl. auch Grimm, Deutsches Wörterbuch. Wenn also v. Kalb der Frau Rat am 16. Mai meldet, daß der Kasten mit

Ganz anders lautet der Bericht, den er an Frau v. Stein über seine Empfindungen beim Empfang der Verlobungsanzeige am 9. Juli erstattet: „Gestern Nachts lieg ich im Bette, schlaf schon halb. Philipp bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les ich — daß Lili eine Braut ist! kehr mich um und schlaf fort. — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt. — So alles zur rechten Zeit. — Lieber Engel, gute nacht." Die neue Freundin konnte mit dieser Erklärung seiner Gleichgiltigkeit gegen die alte Liebe zufrieden sein. Goethes Herz gehörte jetzt ausschließlich ihr.

Nur einmal hat er Lili noch wiedergesehen, als er 1779 in Sesenheim und Straßburg einkehrte, um sein Gemüt durch die Überzeugung zu beruhigen, daß die Verlassenen nicht an gebrochenem Herzen zugrunde gegangen wären.

Dem Bericht, den er der Frau v. Stein von beiden Besuchen gibt, hat der Dichter eine der Verschiedenheit der Situation entsprechende verschiedene Färbung verliehen. In Sesenheim fand er Friederiken und ihre ganze Umgebung wenig verändert. Das taktvolle Mädchen wußte mit rascher Geistesgegenwart das Peinliche eines solchen Wiedersehens zu mildern. Sie rief die Leute des Dorfes herbei, die den Herrn Studiosus ehedem gekannt. Alles erinnerte sich seiner und freute sich, ihn wiederzusehen. Die Unvermählte erhob keinerlei Ansprüche an ihn, und doch war er durch keinen Andern aus ihrem Herzen, ihrer Erinnerung verdrängt. Es war das alte Idyll durch einen Zug stiller Resignation verklärt. Was in Friederikens Seele hinter dem Schleier vorging, versuchte er nicht zu erraten. Er schied zufrieden und in gehobener Stimmung.

Über seinen Besuch im Hause Türckheim meldet er: „Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bey ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem, und sah in alle Ecken. Da

---

Wäsche und denen Manschetten angekommen sei, so ist das natürlich die große am 12. März bei der Frau Rat bestellte Sendung. Damit fällt jeder Grund fort, Goethes Antwort auf den 10. April zu datieren und da sich sonst kein äußerer Anhalt zur Bestimmung bietet, so dürfen wir den Brief wohl aus innern Gründen in den Sommer setzen.

ich denn zu meinen ergözzen fand dass die gute Creatur recht glücklich verheuratet ist. Ihr Mann aus allem was ich höre scheint brav, vernünftig, und beschäfftigt zu seyn, er ist wohl habend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang pp. alles was sie brauchte pp. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. . . . . dann [abends] as ich wieder bey Lili." So zufrieden auch dieser Bericht lautet, so klingt doch ein leichter Ton verletzter Eigenliebe hindurch. Der Besucher sieht sich hier einem neu geschaffenen behaglichen Zustande gegenüber, in dem er nichts mehr bedeutet. Lili findet er ganz in ihrem jungen Mutterglück aufgehend. Und so sehr er in „alle Ecken" späht, die kluge Frau Schönemann läßt ihn nur das sehen, was er sehen soll, die glänzende Außenseite. Er ist ersetzt und vorzüglich ersetzt. Freundlich empfangen und liebenswürdig bewirtet, mag er mit dem etwas beschämenden Gefühle scheiden, daß man auch ohne ihn vollkommen glücklich ist. Frau von Stein war wiederum zufriedengestellt, sie brauchte nun auch auf die Schattenbilder des verblühten Pfarrerstöchterleins und der „guten Creatur" nicht mehr eifersüchtig zu sein.

In späteren Jahren aber, als der Zauber Charlottens gebrochen war, da stieg bisweilen die Erinnerung an das holde Kind, das einst all sein Sang gewesen, in alter Reinheit wieder empor, und sie hat hie und da auch in seiner Dichtung leise Spuren hinterlassen. Die Kunde, wie Lise von Türckheim im harten Kampfe des Lebens die Eigenschaften bewahrte, die er einst als Kapital betrachtet hatte „dessen Zinsen er zeitlebens zu genießen hoffte", drang zu ihm. Er schrieb ihr am 14. Dezember 1807 die schönen Worte : „. . . es machte mir unendliche Freude, nach so langer Zeit, einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küsse in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle."

Und als er in der Beschreibung seines Lebens bis zu der Epoche seiner Liebe zu Lili vorgerückt war, da stockte seine Feder. Alles das, wofür er seine Liebe geopfert hatte, war ihm zuteil geworden, Größe, Ehre und Ruhm — aber war es das Glück?

„Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten."

Wie aber stimmt zu der Vorstellung des maßvollen und korrekten jungen Mädchens, die wir so gewonnen haben, die in ungezügelter Leidenschaft Tugend und Pflicht vergessende Lili, die Frau Henriette v. Beaulieu-Marconnay[1]) in ihrem vielberufenen Briefe an Goethe vom 3. Dezember 1830 auftreten läßt? Trotz der Entrüstung, mit der man diese unglaublich klingenden Angaben mehrfach zurückgewiesen hat, fehlt es doch bis heute noch an einer ausreichenden Erklärung für ihre Enstehung und an einer Feststellung des wirklichen Tatbestandes.[2]) Beides soll im nachfolgenden versucht werden. Frau v. Beaulieu erzählt,[3]) daß Frau v. Türckheim sie im Jahre 1794 in Erlangen aufgesucht habe, um von ihr, der mit Weimar in engster Verbindung Stehenden, Näheres über Goethes Leben und Schicksal zu erfahren, den sie den „Schöpfer ihrer moralischen Existenz" nannte. Diesen Wunsch habe sie mit der Begründung ablehnen müssen, daß sie Goethe noch nicht persönlich kennen gelernt habe, trotzdem habe Frau v. Türckheim mit ihr innige Freundschaft geschlossen und in vertraulichen Unterredungen bekannt, „ihre Leidenschaft für Goethe sei mächtiger als Pflicht- und Tugendgefühl in ihr gewesen, und wenn seine Großmut die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin ihrer Selbstachtung und der bürgerlichen Ehre beraubt, auf die Vergangenheit zurückgeschaut haben,

---

[1]) Henriette, geborene Freiin v. Egloffstein (1773—1864), wurde 1789 mit einem Grafen Egloffstein verheiratet. Im Jahre 1795 trennte sie sich von diesem und vermählte sich nach erfolgter Scheidung 1804, mit dem Hannoverschen Oberforstmeister Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay.

[2]) Graf Dürckheim — Lilis Bild, 2. Aufl. S. 57 ff. — sagt sehr richtig, es sei ganz unglaublich daß eine Frau wie Lili der Gräfin Egloffstein derartige Mitteilungen gemacht habe. Damit ist aber der Bericht nicht erklärt. Bielschowsky — Friederike und Lili S. 147 f. — meint, es liege ein arges Mißverstehen des Wortes „Schöpfer meiner moralischen Existenz" zu Grunde. Lili habe damit sagen wollen, daß sie Goethe ihre geistige und sittliche Bildung verdanke. Die Gräfin habe das irrtümlich gedeutet und diesen Irrtum psychologisch zu ihrer Erzählung fortgebildet. Das heißt doch der Gräfin eine maßlos schöpferische Phantasie zumuten.

[3]) Der Brief ist zuerst veröffentlicht in den Grenzboten 1869, Nr. 32. Später ist er in Dürckheim „Lilis Bild", 2. Aufl., S. 57, in der Propyläen-Ausgabe von Goethes sämtl. Werken 1. Ergz. Bd. 1. S. 132 ff. abgedruckt.

welche ihr im Gegentheil jetzt nur beseligende Erinnerungen darböte. Seinem Edelsinne verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich daher als sein Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein würde, Goethen wieder zu sehen, so bäte sie mich, dem unvergeßlichen Freunde dasjenige mitzuteilen, was sie mir in dieser Absicht vertraut habe." Mit Entschuldigungen, warum sie dieses Auftrags erst auf Goethes Anregung, nach 35 Jahren sich entledige, schließt der Bericht. Eine interessante Parallele zu diesen Mitteilungen bietet ein anderer Bericht, den eine andere Freundin Goethes ihm über ein Gespräch mit Lili erstattete, das den gleichen Gegenstand berührte.

Als Frau von Türckheim im Sommer 1795 Erlangen verließ und mit ihren Kindern dem vorausgegangenen Gatten nach Straßburg folgte, nahm sie ihren Weg durch die Schweiz und lernte durch Lavater in Zürich Bäbe Schultheß kennen. Die verständige und aufrichtige Bäbe berichtet im Herbst 1795 dem Freunde nach Weimar:[1]) „Schon sint dem augußt hebe ich dir einen lieben Gruß auf ... da sahe ich zum ersten mahle die Lise Türkheim — und genoß ein paar schöne stille Stunden mit Ihr — so fühlte ich mich wohl noch kaum mit jemandem gleich zu Hause, wie mit Ihr — ach! aber Sie ist durch Leiden und Schicksale Körperlich sehr mitgenommen — aber desto erhöhter Ihr Muth — desto fester die Kraft Ihrer Seele. — Es that mir sehr wohl auch von dir mit Ihr zu sprechen, sie sagte: ich laß Ihn grüßen, und freue mich beym andenken an Ihn, das Reine Bild daß Er durch Sein betragen gegen mich in meine Seele gelegt darinn zu wahren und werde es durch nichts daß mir gesagt werden mag verwischen lassen."

Was diese letzten Worte bedeuten, ist nicht schwer zu erraten. Sie zielen auf Goethes Verhältnis zu Christiane, über das viel gelästert wurde und das ihn in den Ruf der

[1]) Goethe-Jahrbuch 13 (1892) S. 15.

Immoralität brachte. Seine Lili aber zweifelt, trotz allen Geredes, nicht an ihm, sie kennt sein reines, gutes Herz. Das soll ihm Bäbe sagen. Und diese richtet die Botschaft treulich aus, sie scheut sich nicht dadurch zu bekennen, daß dieser Punkt, in dem Goethe so empfindlich war, unter ihnen zur Sprache gekommen war, wie sie ihn ohne Zweifel zwei Jahre später im Gespräch mit ihm berührt hat, auf die Gefahr hin, seine Freundschaft zu verlieren.

Im Vergleich mit dieser schlichten Darstellung Bäbes fällt die Unklarheit des schwülstigen Berichtes der Frau von Beaulieu doppelt scharf ins Auge. Er leidet an mehreren starken Unwahrscheinlichkeiten. Erstens, daß sie von Goethe nicht gesprochen haben will, zweitens, daß ihr Lili völlig unmotiviert vertrauliche Mitteilungen gemacht haben, und drittens, daß sie in diesen Vertraulichkeiten so weit gegangen sein soll, wie die Berichterstatterin es darstellt.

Zum ersten Punkte müssen wir uns das Verhältnis vergegenwärtigen, in dem Henriette zu Goethe und Weimar stand. Als Fräulein von Egloffstein hatte sie 1787 und 88 am Weimarer Hofe gelebt. In ihren Memoiren gibt sie höchst anziehende Schilderungen der Persönlichkeiten dieses Kreises, die von scharfer Beobachtungsgabe zeugen.[1] Im Jahre 1795 kehrte sie nach Weimar zurück, das nun bis 1804 ihr Wohnsitz blieb. Jetzt lernte sie Goethe kennen und trat zu ihm in nähere gesellschaftliche Beziehungen, aber ihre Verehrung galt, wie sie sagt, dem Dichter, nicht dem Menschen. Seine „ominöse Liaison mit dem Bertuchschen Blumenmädchen" bildete eine Scheidewand zwischen ihnen. Sie hegte über die Ehe und das Verhältnis der beiden Geschlechter äußerst strenge Anschauungen und trat daher aus einer gewissen Zurückhaltung in dieser Zeit nicht heraus.[2] Es ist daher verständlich, daß sie sich des „delikaten" Auftrags Lilis nicht im vollen Umfange entledigte, sondern sich auf die Ausrichtung eines Grußes beschränkte.[3] In späteren

---

[1]) Aus Henriettens von Egloffstein Memoiren. Goethe-Jahrbuch 12, (1891), S. 139 ff.

[2]) Karl von Beaulieu-Marconnay, Goethes Cour d'amour. Goethe-Jahrbuch 6, (1885), S. 59 ff.

[3]) Goethes Brief an Lise von Türckheim vom 30. März 1801.

Jahren gehörten ihre Töchter, die Gräfinnen Julie und Karoline von Egloffstein, zu Goethes bevorzugten jungen Freundinnen, und sie selbst widmete dem Greise, da die störenden Verhältnisse längst beseitigt und vergessen waren, begeisterte Verehrung. Daß er 1827 ihrer Helena-Analyse uneingeschränktes Lob erteilt hatte, mochte dazu beitragen. Frau von Beaulieu erscheint nach allem, was wir von ihr wissen, als eine äußerst ehrenhafte, streng moralische Dame, die mit scharfer Beobachtungsgabe die Fähigkeit verband, Dinge und Menschen treffend und amüsant zu schildern.

Diese Dame sucht Lili auf, um über den Jugendgeliebten und das, was man von ihm erzählte, Näheres zu erfahren. Auf der Flucht vor der Revolution hatte sie zum ersten Male die Vaterstadt wiedergesehen. Im Kreise der Jugendfreunde aufs herzlichste aufgenommen, wurden ihr die Erinnerungen an ihre Mädchenzeit wieder lebendig und mit ihnen Goethes Gestalt. Was sie jetzt von ihm erfuhr, war nicht in jeder Hinsicht erfreulich, denn man beurteilte sein Verhältnis zu Christiane in Frankfurt nicht überall mit gleicher Nachsicht wie die Frau Rat. Sie ist besorgt um den Freund. In Erlangen, wohin sie von Frankfurt übersiedelt, bietet sich ihr nun Gelegenheit, verläßliche Kunde einzuziehen. Sie erklärt der damaligen Gräfin Egloffstein „mit rührender Offenheit", daß sie ihre Bekanntschaft nur zu diesem Zwecke gesucht habe. Es bildet sich ein enges Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden Damen. Und Henriette soll der Freundin den heißen Wunsch versagt haben? Wenn sie auch während ihres Weimarer Aufenthalts den damals in Italien weilenden Goethe nicht persönlich kennen gelernt hatte, so war sie doch über alles, was in der Hofgesellschaft Weimars vorging, durch ihre vielfachen dortigen Beziehungen unterrichtet und ihre Mitteilungen über das Ärgernis, das Goethes Mißachtung der bürgerlichen und moralischen Ordnung fortgesetzt gab, werden bei ihrer Denkweise nicht gerade entschuldigend gelautet haben. Ohne derartigen Anlaß wäre es ja durchaus unverständlich, wie Lili dazu kommen sollte, so entschieden für die Moralität des Freundes ihrer Jugend einzutreten. Das Gespräch mit Henriette hat also im wesentlichen denselben Inhalt wie das von Bäbe aufgezeichnete. Auch hier

bildet den Schluß die Bitte, Goethe davon Kunde zu geben, daß seine Lili sein reines Bild im Herzen tragen werde bis zum letzten Hauch.

Nur ein Unterschied ist vorhanden. Lili hat um die Auffassung der Gräfin zu widerlegen, dieser gegenüber eine Tatsache angeführt, auf die sich ihr fester Glaube an Goethe stütze. Wir haben nicht das Recht, eine ehrenhafte Frau der plumpen, böswilligen Erfindung zu bezichtigen. Der Bericht gibt insofern ein schiefes Bild, als er ein Bekenntnis Lilis als die Hauptsache hinstellt, während das in Wahrheit die Verteidigung Goethes ist. Das ist aus der durch die zwischen Ereignis und Bericht liegenden 35 Jahre getrübten Erinnerung psychologisch verständlich. Das Bekenntnis erscheint auch aus gleichem Grunde nicht mit Lilis Worten, sondern in der Auffassung der Gräfin wiedergegeben. Aber einen Anhalt für die Mitteilung muß Lili geboten haben. Auch dieser läßt sich mit ziemlicher Sicherheit feststellen.

In einer Anmerkung zu seinem Gespräche mit Goethe vom 5. März 1830, in dem dieser sich über sein Verhältnis zu Lili ausspricht, sagt Soret: „D'après des renseignements authentiques, nous savons que Lili était disposée à mettre un terme à ces difficultés en accompagnant Goethe aux États-Unis. Quoiqu' autorisés à donner plus de détails sur leurs sacrifices reciproques, nous croyons devoir nous borner pour le moment à cette indication." [1]) Woher hat Soret die Kenntnis dieser bestimmten Tatsache, von der wir bisher nur aus Goethes Erwähnung in seiner Selbstbiographie wissen? Von Goethe selbst hat er sie nicht, denn dieser hielt den vierten Teil von Dichtung und Wahrheit, an dem er damals arbeitete, streng geheim. Hätte er aber Soret derartige Einzelheiten mitgeteilt, so hätte deren Wiedergabe mit des Dichters eigenen Worten in dem Liligespräch Platz gefunden und wäre nicht in eine Anmerkung verwiesen. Auch von Eckermann kann Soret seine Kenntnis nicht haben, denn dieser hätte ihn keinenfalls zur Weiterverbreitung „autorisiert". Der unbestimmte Ausdruck „renseignements authentiques" deutet auf eine Mitteilung von anderer Seite.

[1]) Biedermann, Goethes Gespräche. 2. Auflage, 4. Bd., S. 222.

Von den intimen Vorgängen zwischen den beiden Liebenden konnte in Weimar außer Goethe nur eine Person wissen, Frau von Beaulieu, der Lili damals ihr Vertrauen geschenkt hatte. In ihr mochte die Anwesenheit von Lilis Enkelin, die im Winter 1829/30 in der Weimarer Gesellschaft eine bevorzugte Rolle spielte, die alten Erinnerungen an deren Großmutter wieder wach gerufen haben, und mitteilungsbedürftig wie sie war, wird sie von der interessanten Begegnung des Jahres 1794 ihr Nahestehenden, zu denen auch Soret gehörte, erzählt haben. Dadurch würde sich auch der geheimnisvolle Ton der Soretschen Anmerkung ungezwungen erklären.

Wir dürfen nach alledem annehmen, daß das „Opfer", von dem der Bericht der Frau von Beaulieu an Goethe spricht, nichts anderes ist, als die seit dem Erscheinen des vierten Teiles von Dichtung und Wahrheit allgemein bekannte Tatsache, daß Lili bereit war, dem Geliebten äußersten Falles in die Fremde, ja nach Amerika zu folgen. Auf dieser Grundlage beruht der Bericht. Da er die Absicht verfolgt, dem „erhabenen Dichtergreise" recht viel Schmeichelhaftes zu sagen, so werden die möglichen Folgen des „Opfers" recht schwarz gemalt. Die Großmut des Ablehnenden erscheint dadurch in um so hellerem Lichte. Die Angabe, daß unzähmbare Leidenschaft Lili zu ihrem Anerbieten hingerissen habe, beruht ebenfalls auf Kombination. Lili war keine leidenschaftliche Natur. Auch Goethe macht niemals die leiseste Andeutung nach dieser Richtung. Seine bevorzugten Epitheta für die Geliebte sind: anmutig, liebenswürdig, mild und treu. Für die aufopfernde Treue, mit der sie an ihren Lieben hing, finden wir in ihrem späteren Leben zahlreiche Beweise, und diese Treue ist es, die das liebende Mädchen mit opferwilligem Vertrauen an dem Bräutigam festhalten läßt, der ihr immer von neuem versichert, daß er sie nicht entbehren könne.

„Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Was wär all mein Glück!"

Frau von Beaulieu scheint sich selbst der Tragweite ihrer Worte und der übeln Deutung, die man ihnen geben könnte,

nicht bewußt gewesen zu sein, sonst würde sie, die Sittenstrenge, nicht mit solcher Verehrung der rührenden Erscheinung der durch Leiden früh Verblühten gedenken, die sie, wie Bäbe, unwillkürlich an die reinste Frauengestalt Goethescher Dichtungen erinnert. „Der Eindruck, den ihre Persönlichkeit im ersten Moment auf mich machte, läßt sich mit wenig Worten bezeichnen. Ich glaubte Iphigenie vor mir zu sehen. Die hohe, schlanke Gestalt, der milde, schwermüthige Ausdruck ihrer zwar verblühten, aber doch noch immer anmuthigen Gesichtszüge, und vor allem die erhabene Würde, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, riefen mir jenes Ideal edelster Weiblichkeit, so wie es Goethe darstellte, unwillkürlich vor die Seele." Auf den Empfänger hat der Bericht keine andere Wirkung gehabt, als daß er das Blatt mit Rührung an seine Lippen drückte.

Das abschließende Urteil, das Goethes Gespräch mit Soret vom 5. März 1830 über sein Verhältnis zu Lili enthält, bleibt daher auch für unsere Beurteilung maßgebend.[1])

Le quatrième volume [von Dichtung und Wahrheit] est prêt, il va paraître; il aurait été publié depuis long-temps, si je n'avais été retenu par des scrupules qui se rapportaient à elle, mais non point à moi; je serais fier de dire au monde entier que je l'ai tendrement aimée; je crois qu'elle n'aurait pas rougi d'avouer que j'etais payé de retour; mais avais-je le droit de le dire sans avoir obtenu son consentement? — Mon intention était de le lui demander; maintenant, ajouta-t-il en soupirant, il n'en est plus besoin! En me parlant avec intérêt de l'aimable jeune fille qui nous quitte,[2]) vous réveillez tous mes anciens souvenirs et me faites revivre dans un autre âge, auprès de celle qui la première fut aimée par moi d'un sentiment aussi profond que véritable, qui le fut peut-être aussi la dernière; car les interêts du même genre qui m'ont occupé dans la suite étaient bien légers à côté de

[1]) Biedermann, a. a. O.

[2]) Fräulein von Türckheim, die Tochter von Lilis Sohne Guillaume hatte bei ihrer Anwesenheit in Weimar allgemeine Sympathie gefunden; auch Soret war von ihrem Wesen entzückt, dessen Reife ihrem jugendlichen Alter voraus war.

celui-là.[1]) La délicatesse, qui m'empêchait de dire d'elle au public ce que j'aurais dit si volontiers de moi, a seul retardé la continuation de mes Mémoires; mais au moment où j'allais prendre la plume pour lui écrire et en obtenir la permission, je me suis trouvé arrêté court par des scrupules d'un autre genre. — Jamais je n'ai été aussi près du bonheur, continua-t-il, oui, je l'aimais autant qu'elle m'aimait; il n'y avait point d'obstacle impossible à surmonter et cependant je n'ai pu l'épouser! Ce sentiment avait quelque chose de si délicat, de si particulier, qu'il a influé sur mon style dans les détails que j'ai donnés et que, lorsque vous les lirez, vous n'y trouverez rien de semblable aux idées d'amour qui sont repandues dans les romans. Ah! mon cher ami, il faut apprendre à s'arranger avec la vie, pour pouvoir la supporter et ne pas se laisser abattre par elle!

Ja, Goethe wie Lili haben sich ungebeugt ihr Leben gezimmert, jeder nach seiner Weise. Das hoffnungsvolle Wort, das der Scheidende am 30. Oktober 1775 in sein Reisetagebuch schrieb, ist in Erfüllung gegangen: „Lili Adieu Lili zum zweitenmal! Das erstemal schied ich noch hoffnungsvoll unsere Schicksaale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht!" — Goethe ist seinen Weg zu den Sternen emporgestiegen in einsamer Größe, und Lili hat als Lise von Türckheim an der Seite eines würdigen Gatten, im Kreise wohlgeratener Kinder ein schönes Frauenlos erfüllt, beglückend und beglückt, ob aber auch vollkommen glücklich?

Für beide starke Naturen bildet aber die von Glück und Schmerz erfüllte Zeit ihrer Liebe eine wichtige Epoche. Kein Abschnitt seines langen Lebens hat Goethe so gewaltige, die

---

[1]) Da man früher dieses Gespräch nur in der ungenauen Übertragung Eckermanns kannte, der Goethe sagen läßt: „denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich," so glaubte man die Äußerungen über seine Liebe zu Lili seien durch die weiche Stimmung des Greises beeinflußt und daher nur mit Einschränkung richtig. Der jetzt vorliegende Wortlaut Sorets läßt diese Bedenken als hinfällig erscheinen.

ganze Seele aufrührende innere Kämpfe gebracht als dieser. Er ist Sieger geblieben, aber der Sieg wurde nicht ohne schmerzlichen Verzicht errungen. Es liegt eine erschütternde Tragik darin, daß diese beiden für einander geschaffenen Wesen ihre „Rollen einzeln ausspielen" mußten. Goethe hat das tief empfunden und den Wert der Geliebten, von deren Seite ihn das Schicksal riß, stets in vollem Umfang anerkannt; seinen Biographen steht es daher nicht zu, ihn durch leichtherziges Absprechen zu schmälern. Dieser Wert der Persönlichkeit ist es, der uns auch an Lilis späteren Schicksalen Anteil nehmen läßt.

Hier sind wir auch nicht mehr ausschließlich auf fremde Berichte angewiesen, sondern Lilis Inneres enthüllt sich uns in zahlreichen Briefen, während einige vorzügliche Porträts uns mit ihrer äußeren Erscheinung vertraut machen. Ihre Vermählung mit dem Straßburger Bankier Friedrich Bernhard von Türckheim entrückte sie den heimischen Verhältnissen und führte sie in ganz neue Umgebungen. In dem Hause der Schwiegereltern lebend, mußte sie sich deren Anschauungen und Forderungen anpassen. Bald wurde ihre Stellung durch den Zusammenbruch des mütterlichen Geschäftes und den Verlust ihres Vermögens erschwert. Die Mutter starb und das weiche, an Liebe gewöhnte Herz der jungen Frau litt unter der kalten Behandlung der Schwiegereltern. In dem ersten der von ihr erhaltenen Briefe, an Lavater, vom 23. März 1785, macht sie den verehrten Gottesmann zum Vertrauten ihres Kummers. Jede Geselligkeit werde ihr mißgönnt, sie solle nur die erste Magd im Hause sein. Aber sie fügt sich in Geduld, da ihr Mann gegen sie voller Güte ist.[1]) Lili war eben im geselligen Kreise aufgewachsen und gesellschaftlicher Verkehr ist ihr immer Bedürfnis geblieben. Aber es ist nicht bloße Vergnügungssucht, noch die Lust an geräuschvollem festlichem Treiben, sondern die Freude am Verkehr mit gebildeten wohlwollenden Menschen, wie ihre Seele ja auch von reinstem Wohlwollen gegen ihre Mitmenschen erfüllt war. Ihrem Beichtvater Lavater gesteht sie: „Ich kenne das Glück in freundschaftlichen Verbindungen zu leben,

---

[1]) Goethe-Jahrbuch 24, 1903, S. 65 ff.



Lise von Türckheim im Kreise ihrer Familie

17[illegible]

und fühle das Leere meiner Existenz um desto mehr, da mein Herz das Bedürfnis der Liebe kannte, ... und doch fühle ich, daß mir die zu große Einförmigkeit schädlich, daß sie meine von Natur zum Leiden gestimmte Seele in einer gewissen Untätigkeit erhält, von der ich einst meinen Kindern vor Gott Rechenschaft geben muß."

Wenn die ersten Jahre ihrer Ehe eine etwas harte Schule für sie waren, so stählten sie sie zugleich für die schweren Kämpfe mit dem Leben, die ihr vorbehalten waren. Die Liebe und Hochachtung, die sie für ihren tüchtigen, charaktervollen und tätigen Gatten gewann, erleichterten ihr es, sich in die Verhältnisse zu finden. Hatte Goethe ihr den Blick für die Schönheit, die Poesie geöffnet, so führte Türckheim sie ein in die Welt freudiger Pflichterfüllung, hoher sittlicher Ideale. Das ist die „geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten" von der sie zur Gräfin Egloffstein sprach. Fünf Kinder wurden ihr geschenkt und ihre häuslichen Tugenden bildeten sich in diesen äußerlich ruhigen Jahren aufs schönste aus.

Das Familienbild (Taf. 5) vom Jahre 1789 zeigt uns die 31jährige im Kreise der Ihren.[1]) Sie bildet von den Kindern umgeben den Mittelpunkt, der Gatte wandelt im Hintergrunde, in ein Buch vertieft auf und ab. Diese Gruppierung entspricht in bezeichnender Weise den tatsächlichen Verhältnissen. Lili ist in Wahrheit der Mittelpunkt der Familie, sie ist nicht nur die Leiterin des Hauswesens, sondern auch die Erzieherin der Kinder. Türckheim, Geschäftsmann und Gelehrter zugleich und daneben noch durch rege öffentliche Tätigkeit im Dienste seiner Vaterstadt in Anspruch genommen, überläßt alles das vertrauensvoll ihrer erprobten Fürsorge. Zu ihrem Glück trug auch die Anwesenheit ihres Lieblingsbruders Friedrich bei, der nach Auflösung des Schönemannschen Geschäftes nach Straßburg übergesiedelt und in das Geschäft des Schwagers eingetreten war. Er hatte durch Verheiratung mit Marie Gontard sich dort seinen Hausstand begründet,

[1]) Die vorzügliche Reproduktion dieser Guérinschen Zeichnung verdankt das Frankfurter Goethemuseum der Güte des Herrn Baron Wilhelm v. Türckheim aus Baden-Baden, des Enkels von Lilis drittem Sohne Wilhelm.

und das schönste Verhältnis hatte sich zwischen beiden Familien gebildet. Auch in der Straßburger Gesellschaft nahm das Türckheimsche Haus eine bevorzugte Stellung ein.

Die friedliche Existenz, die Lili so beschieden schien, wurde durch die Stürme der Revolution vernichtet. Es folgten Jahre der Angst, harter Entbehrungen und des schweren Ringens, das zertrümmerte Gebäude des Wohlstandes wieder aufzubauen. In dieser Prüfungszeit trat es zu Tage, welche Fülle von Kraft und Stärke die Seele der zarten Frau barg. Wir sind über alle Vorgänge durch ihre Briefe an ihren Bruder Friedrich aufs genaueste unterrichtet.

Diese Briefe bilden heute einen wertvollen Besitz des Goethemuseums ihrer Vaterstadt, wertvoll vor allem durch das getreue Charakterbild, das sie uns von der Schreibenden überliefern, deren Inneres klar wie ein Spiegel vor uns liegt. Es sind Familienbriefe vertraulichen Inhalts an den brüderlichen Freund gerichtet, der an ihren Sorgen und Freuden den herzlichsten Anteil nimmt. Es sind keine schöngeistigen Erzeugnisse, zum Herumreichen und Vorlesen bestimmt, Literatur- und Kunstbetrachtungen würde man vergebens darin suchen. Der Inhalt ist nicht immer bedeutend, sie sollen ja auch keinem Fernstehenden Interesse abgewinnen. Was gehen die Allgemeinheit die Angst des bekümmerten Mutterherzens, die kleinen Sorgen der Hausfrau an. Auch die packende Originalität, die den Briefen der Frau Rat ihren eigenen Reiz gibt, fehlt vollkommen. Die Schreiberin sucht weder originell noch geistreich zu sein, jede Koketterie liegt ihr fern. Sie ist keine komplizierte, keine problematische Natur, schlicht und einfach gibt sie sich. Aber diese anspruchslosen Mitteilungen atmen Harmonie und Seelengröße. Lili geht ihren Weg, auch wenn er steil und dornig ist, in dem selbstverständlichen Gefühle ihrer Pflicht, gestärkt durch ein kindliches Gottvertrauen, oft geängstigt, doch nie mutlos und bei allem schweren, was sie selbst zu tragen hat, stets mit zartester Rücksicht auf das Wohl anderer bedacht. Gewiß trägt die Gestalt, die uns aus diesen Briefen entgegentritt, andere Züge, als die des froh in die Welt hinausblickenden jungen Mädchens, das Goethe liebte. Aber eine edle Pflanze erwächst nur aus gutem, gesundem Keim, und in der Blüte

kündigt sich schon die reife Frucht an. Gereift ist Lise von Türckheim durch Leben und Leiden, aber Lili Schönemann war ihr wesensgleich.

Die Briefe beginnen mit dem Jahre 1791, nachdem Friedrich Schönemann bei Ausbruch der Unruhen in Straßburg auf Drängen seiner ängstlichen Gattin die Stadt verlassen hatte und nach Frankfurt zurückgekehrt war. Türckheim dagegen wollte seine Mitbürger in der Gefahr nicht im Stich lassen, er nahm die Wahl zum Maire an und widmete „toujours en sentinelle“ seine ganze Kraft dem Wohle der Stadt. Lili war entschlossen sein Schicksal zu teilen. „Il est bien résolu à supporter courageusement tout ce que la Providence pourra lui infliger et moi décidée à partager son sort quelque malheureux qu'il puisse être. J'espère tout de la bonté de Dieu, beaucoup de la bonté de nos bourgeois, et plus encore de la conduite de mon mari et de la droiture de ses intentions.“

Man drang in Lili den drohenden Gefahren zu entfliehen. Die Jungfer Delph, die schon aus Dichtung und Wahrheit bekannte treue Freundin der Familie, lud sie nach Heidelberg ein, die Verwandten boten ihr eine Zuflucht in Frankfurt. Aber sie blieb unbeugsam. „Je ne puis et ne dois pas céder aux instances qu'on me fait. Il est de circonstances dans la vie où le devoir doit l'emporter sur toutes les autres considérations, et où il faut reprimer toute pusillanimité pour animer et fortifier son courage. Je ne vous cacherai pas cependant, que j'ai quelques fois besoin de toute ma raison pour ne pas perdre de vue la main bienfaisante, qui nous guide. Puisse cet Être tout puissant nous donner la force et la prudence nécessaires pour nous soutenir au milieu des orages et nous préserver de malheurs à Strasbourg.“

Die Schreckensherrschaft der Jakobiner hielt auch in Straßburg ihren Einzug. Türckheim wurde seines Amtes entsetzt und im Januar 1793 nach dem lothringischen Dorfe Posdorf, wo er ein kleines Gut besaß, verbannt. Als er beim Tode seiner Mutter im September den Bann brach und sich nach Straßburg hinein wagte, wurde er gefangen gesetzt, aber wieder freigelassen. In Posdorf lebte die Familie in stiller Zurückgezogenheit. Lili führte ihren Landhaushalt mit Kuh

und Hühnern unter den Bauern, von jeder Berührung mit der Welt abgeschlossen. Da kam plötzlich der Befehl von Paris, Türckheim als Gefangenen dort einzuliefern. Das war der Tod. Glücklicherweise erhielt der Bedrohte rechtzeitig Kunde von dem Befehl und konnte noch dem ihm drohenden Schicksal entfliehen. Als Holzhauer verkleidet, erreichte er bei Saarbrücken die preußischen Vorposten und sandte den Seinen die Botschaft ihm zu folgen.

Lilis Flucht ist auf Grund des Berichtes, den Graf Dürckheim davon gibt,[1]) häufig geschildert worden. Graf Dürckheim sagt, daß er die Mitteilung von einem Augenzeugen, seinem Lehrer und Freunde Redslob, dem damaligen Erzieher der Türckheimschen Söhne, habe. Nun ist jedoch neuerdings durch Th. Gerold nachgewiesen, daß Redslob bei der Flucht gar nicht zugegen sein konnte, da er damals als Kriegsgefangener in der Festung Ulm interniert war.[2]) Der Irrtum des Grafen, der erst viele Jahre später durch die Heirat mit Lilis Enkelin in nähere Beziehungen zu ihrer Familie trat, ist leicht erklärlich. Er kannte eben den mit der Familie durch enge Freundschaft verbundenen Professor Redslob als Erzieher der Kinder in den Tagen der Revolution, und nahm daher an, daß er der junge Erzieher sei, der die Flucht von der er erzählte, mitgemacht hatte. Redslob hatte jedoch sein Amt erst etwa 8 Wochen später angetreten, sein Vorgänget, der nach Lilis Worten „Freud und Leid mit uns bisher geteilt hat", hieß Fries. Redslobs Bericht ist daher nicht der eines Augenzeugen, sondern geht auf Mitteilungen solcher zurück. Wird nun dadurch die Glaubwürdigkeit der Dürckheimschen Erzählung verringert? Gerold läßt das dahingestellt, aber er teilt einen Brief des ältesten Sohnes Fritz an Redslob mit, der unmittelbar nach der Ankunft auf deutschem Boden, in Frankfurt geschrieben ist und einen Bericht über Einzelheiten des Entrinnens enthält. In ihm heißt es: „Wir gingen durch Saarbrücken, St. Johann und die französischen Vorposten durch, ohne daß ein Hahn nach uns krähte." Graf Dürckheim dagegen weiß von einer im ent-

[1]) Lillis Bild, 2. Aufl. 1894, S. 50. f.

[2]) Theodor Gerold, Franz Heinrich Redslob, Straßburg, J. H. E. Heitz 1906, S. 63 ff.

scheidenden Momente drohenden Gefahr zu berichten, die Lili durch rasche Geistesgegenwart abwandte. Kurz vor der rettenden Saarbrücke habe ein Trupp französischer Soldaten sie mit Zudringlichkeiten belästigt, die sie mit den Worten zurückwies: „Est-il digne de braves soldats d'insulter ainsi une mère de famille?“

Der scheinbare Widerspruch zwischen beiden Angaben fällt fort, wenn es richtig ist, daß, wie Dürckheim sagt, die kleine Karawane der Flüchtlinge sich beim Übergange der Saar teilte. In diesem Falle konnte Fritz von dem Vorfalle, dessen Zeuge er nicht war, und den die Mutter dem Knaben sicher nicht erzählte, nichts wissen. Zur Kontrolle haben wir nun noch einen dritten Bericht, den Carl Jügels. Er geht auf die Erzählung seines Schwiegervaters Friedrich Schönemann, mittelbar also auf Lilis eigene Mitteilung zurück. Jügel hat ebenfalls die Zweiteilung der Fliehenden, aber etwas anders, ebenfalls auch das Renkontre mit den Soldaten. Aber bei ihm sind es im Flusse badende Soldaten, die Frau von Türckheim mit Wasser bespritzen. Von einer Antwort der Belästigten sagt er nichts. Der Dürckheimsche und der Jügelsche Bericht stimmen also in den Hauptsachen überein, sind jedoch von einander unabhängig. Durch kritische Vergleichung der jetzt vorliegenden drei Berichte, mit Hinzunahme der kurzen Mitteilung Lilis vom 4. Juli aus Ottweiler, läßt sich der Hergang folgendermaßen bestimmen.

Am 3. Juli 1794, abends 6 Uhr, brach Lili mit ihren fünf Kindern von Posdorf auf, einfach ländlich gekleidet, jeder ein kleines Bündel auf dem Rücken. In ihrer Begleitung befand sich Herr Fries, der mit den beiden ältesten Knaben die Vorhut bildete, sowie ein Weib aus dem Dorfe, die den kleinen Henry trug und an der Grenze zurückkehrte. Man marschierte die ganze Nacht hindurch und kam morgens um 9 Uhr in dem kleinen Dorfe St. Arnual, nahe bei Saarbrücken, an. Hier wurde Rast gemacht und Frau von Türckheim und Herr Fries erkundeten, wie es möglich sein würde, durch die französische Vorpostenkette hindurchzukommen. Die Saarbrücke war scharf bewacht und der Übergang nur Landleuten gestattet, die Lebensmittel in die Stadt brachten, oder von dort zurückkehrten. Man beschloß daher die bisherige

Teilung in zwei Gruppen beizubehalten und machte sich um 4 Uhr auf den Weg. Lili in ihrer Bäuerinnentracht, band den kleinen Henry in ein Tuch auf den Rücken, nahm einen leeren Marktkorb auf den Kopf und schritt, den achtjährigen Guillaume an der Hand, ihre Tochter Lili neben sich, auf die Brücke zu. Eine Zudringlichkeit oder Neckerei müßiger Soldaten wurde zurückgewiesen und die rettende Brücke glücklich überschritten. Fries mit Fritz und Charles hatte sich gleichzeitig, Handtücher über den Arm, nach einer flußabwärts liegenden Badeanstalt auf den Weg gemacht, die durch einen schmalen Steg mit beiden Ufern verbunden war. Niemand hielt sie an und die Geretteten konnten sich drüben wieder vereinen. In einer Glashütte wurde auf Stroh übernachtet, den andern Morgen ging es auf einem Leiterwagen nach Ottweiler, von wo Lili ihrem Bruder Nachricht von dem Gelingen ihrer Flucht gab, dann ebenso nach Kaiserslautern, wo die Reisenden sich wieder mit einem Lager auf dem Heu begnügen mußten. In Mannheim kam dann Herr von Türckheim mit seiner Familie zusammen.

Dort war nun die erste Sorge der Mutter die Kinder wieder mit anständiger Kleidung zu versehen. Wie ihr Söhnchen dem Onkel berichtet, war sie eifrig mit Zuschneiden und Nähen von Hemden beschäftigt. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Frankfurt siedelte die Familie dann gegen Ende Juli nach der Universitätsstadt Erlangen über, die in Rücksicht auf den Unterricht der Kinder und die wissenschaftlichen Studien Türckheims zum vorläufigen Aufenthaltsort gewählt war.

Hier galt es mit geringen Mitteln einen neuen Hausstand zu begründen, und es ist begreiflich, daß in den Briefen an den Bruder die kleinen wirtschaftlichen Angelegenheiten der praktischen Hausfrau eine große Rolle spielen. Es fehlt eben an allem, und in Erlangen und Nürnberg ist manches gar nicht zu haben, oder zu teuer. Da muß denn Frankfurt und seine Messe aushelfen. Leinen für Hemden und Bettwäsche wird mit genauer Maß- und Preisangabe bestellt, Küchengeschirr, Eßgerät und allerhand Kleinigkeiten werden besorgt. Es mangelt an frischem Gemüse und der Bruder muß Töpfe mit eingemachten Erbsen, Salat und Endivien schicken. Ein

Tönnchen Sauerkraut, das er unaufgefordert beifügt, erregt das Entzücken und den wärmsten Dank der ganzen Familie. Denn Lili kocht sobald als möglich im Haus, obwohl ihre aide-cuisine, die zugleich femme de chambre, sous-servante und domestique vorstellt, zwar ein gutes Ding, aber noch sehr unerfahren ist. Da hat die Hausfrau denn alle Hände voll zu tun „l'activité est en ordre du jour, le courage en requisition, et la patience à l'épreuve des événements." So sehr Lili aber auch gezwungen ist in kleinen materiellen Sorgen aufzugehen, so wird doch ein anständiges gesellschaftliches Auftreten nicht ganz vernachlässigt. Die kleine von Emigranten überfüllte Stadt bietet allmonatlich einen Ball, bei dem der Eintritt 48 kr., das Gedeck 36 kr. kostet, alle 14 Tage findet ein Amateurkonzert mit 4 fl. Jahresabonnement statt, dazu gibt es zweimal wöchentlich Komödie. Wenn auch die Rücksicht auf die einfache Garderobe und die schmale Börse eine häufige Teilnahme an diesen Vergnügungen verbietet, so schließt man sich doch nicht ganz aus, da die heranwachsende Tochter die Geselligkeit kennen lernen und ein Urteil über ihren Wert sich bilden soll. Die Erziehung der Kinder bleibt ja auch hier die Hauptsorge der Mutter, die trotz aller Liebe auch für ihre Fehler nicht blind ist. Mit dem Unterricht allein ist es nicht getan. Es gelingt ihrem unablässigen Bemühen den jungen Redslob aus der Gefangenschaft zu befreien und als Erzieher zu gewinnen.

Ihre Briefe an ihn aus dem Juli und August 1794[1]) zeigen die schönen Eigenschaften ihres Verstandes und Herzens in hellem Lichte. Wenn wir mit Lavater über die hochgespannten Anforderungen lächeln, welche die Eifrige wenige Jahre früher an den Hauslehrer stellt, den sie mit Hilfe des Züricher Freundes zu finden hofft,[2]) so finden wir hier die Rechtfertigung in der idealen Auffassung, die sie von dem Berufe des Erziehers hegt, und in der Hochschätzung, die sie dem Manne entgegenbringt, dem sie vertraut, daß er ihre Söhne zu guten und tüchtigen Menschen bilden werde. Er ist ihr nicht der bezahlte Lehrer, sondern der Freund im edelsten Sinne.

[1]) Th. Gerold, F. H. Redslob, S. 65 ff.

[2]) Briefe von Lise von Türckheim an Lavater. Goethe-Jahrbuch 1903, S. 65 ff.

Was ihre Seele aber am meisten bedrückte, war die Unsicherheit der Zukunft. Wie lange würde der gerettete Rest ihres Vermögens ausreichen, und was dann? L'idée de gagner un jour ma vie en travaillant m'occupe souvent, et quoiqu'elle ne m'effraye pas, je ne voudrais pas cependant avoir des reproches à me faire. L'avenir ne nous présente que de tableaux tragiques. Türckheim würde gern, so sehr er Deutschland liebe und so tief ihm deutsche Sitte in die Seele gegraben sei, eine neue sichere Existenz im Norden zu begründen suchen, wenn nicht der leidende Zustand der Gattin — von dem sie selbst nie spricht — den Aufenthalt in südlicheren Gegenden verlange.

Da kam die Kunde von dem Sturze Robespierres und des Schreckensregiments, die die Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat eröffnete. Türckheim wagte im Sommer 1795 das gefährliche Unternehmen. Lili will ihn nicht allein ziehen lassen und dies einzigemal wird ihre Selbstbeherrschung durch einen Ausbruch leidenschaftlichen Schmerzes übertönt, daß sie die Gefahr nicht mit ihm teilen darf, sondern untätig bei den Kindern zurückbleiben muß. Bald aber kann sie ihm folgen und Ende September 1795 ist die Familie wieder in Straßburg vereint. Bis zu diesem Zeitpunkt hat Carl Jügel, der frühere Besitzer ihrer Briefe an den Bruder, diese in seiner Darstellung verwendet. Die nun folgenden hält er ihres rein familiären Inhalts wegen für nicht geeignet zur Bekanntgabe. Sie bilden aber die einzige Quelle für die nächsten Jahre und durch ihre Nichtbenutzung ist sowohl in seiner als in Dürckheims Erzählung eine Lücke entstanden, die hier in Kürze ausgefüllt sein mag. Es ergibt sich, daß die Verhältnisse in Straßburg sich nicht so schnell günstig gestalteten, wie man bisher angenommen hat. Aus der zweiten Hälfte von 1795 und dem Jahre 1796 liegt keine Mitteilung vor, aber die Briefe Türckheims an den Schwager von 1797 und 98 lassen die geschäftlichen Schwierigkeiten erkennen, mit denen er fortdauernd zu kämpfen hatte. In dieser Zeit der allgemeinen Umwälzungen war es für einen so hochanständigen Charakter doppelt schwer sich geschäftlich zu behaupten. Er regelte seine Verpflichtungen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, seine Schuldner dagegen ließen ihn vielfach im Stich. Trotzdem

ihn seine streng solide Geschäftsgebahrung davor schützte, in die zahlreichen Falissements jener Tage verwickelt zu werden, mußte er doch im August 1797 die Hilfe des Bankhauses Bethmann in Frankfurt in Anspruch nehmen, das ihm mit 50 000 Gulden aushalf. Und noch ein Jahr später gefährdete wiederum eine schwere Krise den Bestand seines Hauses. In einem rührenden Briefe schüttet Lili, ohne Wissen des Gatten, dem treuen Bruder ihr Herz aus. Er ist der einzige dem sie sich anvertrauen kann, denn des Kredits halber darf sie gegen niemand sich über das äußern, was sie bedrückt. Sie sieht den Gatten sich in rastloser Tätigkeit aufreiben, und alles umsonst. Sie fleht den Bruder an, bei den säumigen Schuldnern sich zu verwenden, damit sie endlich zahlen.

Und auch in den häuslichen Verhältnissen fehlt es an Mühen und Sorgen nicht. Sie verliert den Mut nicht. „Man kann keine Rosen brechen, wenn man die Dornen fürchtet." Die Hoffnung erhält sie aufrecht. „Ich muß hoffen um Mut zu haben." Erst zwei Jahre nach der Rückkehr kann sie sich in ihrem Hause wieder einrichten, [1]) das zum größten Teil an einen französischen General und einen Kriegskommissar vermietet ist. An eine Teilnahme an den in dieser Zeit sich glänzender und luxuriöser als je gestaltenden geselligen Vergnügungen ist nicht zu denken. Zu ihrer Freude hat sie die Bilder der Mutter, des Bruders und der Schwiegereltern unversehrt wiedergefunden, mit denen sie ihren Salon zum „salon de famille" ausschmückt. Alles andere aber ist geraubt und verkauft. [2]) Ein Tisch, zwei Stühle und zwei Betten machen vorläufig das ganze Mobiliar aus. „Doch ich vergesse, daß ich vergessen will." Noch im folgenden Jahre ist sie in den Räumlichkeiten so beschränkt, daß sie niemand logieren kann und daß ihr Jüngster in ihrer Bettschublade schlafen muß.

---

[1]) Vgl. auch das von Franz Schulz im „Elsässischen Garten", 1912, S. 175 ff. veröffentlichte Schreiben an ihren Bruder aus dem April 1797.

[2]) Auch das zurückgelassene Mobiliar ihres Bruders, des „Emigranten" Friedrich Schönemann war im Frühjahr 1794 versteigert worden. Die Versteigerungsanzeige des Straßburger Kuriers vom 29. Germinal des Jahres 2 ist bei ihren Briefen aufbewahrt.

19*

Die Kinder wachsen allmählich heran und ein Freund des ältesten Sohnes Fritz, ein Herr Bernard aus Frankfurt, bewirbt sich 1798 um ihre Tochter Lili. Es ist ein äußerst liebenswürdiger junger Kaufmann aus wohlhabender Familie. Aber das scharfe Mutterauge entdeckt, daß es ihm nicht rechter Ernst ist. Bedenken an seiner moralischen Zuverlässigkeit steigen in ihr auf. Und sie gedenkt dessen was sie in ihrer eigenen Jugend unter ähnlichen Verhältnissen gelitten. Ihre Tochter soll vor solchem Unglück behütet werden. Sie erkundigt sich bei dem Bruder immer von neuem nach den moralischen und sonstigen Qualitäten des Herrn Bernard, sie kann sich nicht beruhigen, bis es diesem fast zuviel wird. Sie entschuldigt ihre Ängstlichkeiten: „Elles sont une suite naturelle des malheurs que j'ai éprouvé dans ma jeunesse dans pareilles occasions. Cela qui n'eut eu lieu que par la trop grande confiance et délicatesse de ma bonne et digne mère qui ne voulait prendre des renseignements, de peur de compromettre son amie. J'ai cru éviter pareils malheurs en demandant assez à temps et assez souvent pour être à l'abris de reproches, et je suis tombé dans un autre extrême.“ Auch der Gedanke bedrückt sie, ob alle die guten Gaben ihrer Tochter imstande sein würden, in den Augen der reichen Schwiegereltern die mangelnde Mitgift zu ersetzen. Sie hatte ja selbst in einer solchen peinlichen Lage sich befunden. Und ihr weiblicher Scharfblick behielt recht. Der Bewerber zeigte sich gänzlich unzuverlässig und zog sich langsam zurück.

Da trat im Frühjahr 1799 ein ganz unerwartetes Ereignis ein, das für die Familie von großer Bedeutung werden sollte. Seit zwei Jahren hatte ein junger Franzose Adrien Brunck, der Sohn des Kriegskommissars, im Türckheimschen Hause verkehrt, ohne daß man dem braven, bescheidenen Manne besondere Beachtung geschenkt hätte. Als Bewerber hatte ihn die Tochter schon um deswillen nicht betrachtet, da sie der Überzeugung war, ihr Vater werde sie niemals einem Franzosen zur Gattin geben. Nun erschien plötzlich der Kriegskommissar Brunck und erklärte, sein Sohn liebe die junge Lili innig und ersehne nichts mehr als ihre Hand. Ohne Umschweife fügte er hinzu, er wisse, daß das Mädchen

ohne Vermögen sei. Er selbst besitze ein mäßiges, aber ausreichendes Vermögen und sein Sohn sei der Erbe reicher Verwandter. Die Religionsverschiedenheit brauche kein Hindernis zu bilden, da er einverstanden sei, daß die Nachkommenschaft der Ehe im reformierten Bekenntnis erzogen würde. Die Türckheims waren über diesen so gerade aufs Ziel losgehenden Antrag zuerst etwas verblüfft. Als alte Straßburger hatten sie sich bisher von der französischen Kolonie ferngehalten, an einen katholischen Schwiegersohn nie gedacht, und auch der Stand des Kriegskommissars war nicht gerade nach ihrem Sinne. Denn diese Herren, die die Armeelieferungen zu vergeben hatten, standen, zum großen Teil nicht mit Unrecht, im Rufe arger Bestechlichkeit. Die vorsichtige Mutter zog daher erst wiederum die sorgfältigsten Erkundigungen ein. Sie hörte überall nur das Beste über die Ehrenhaftigkeit der Brunck's, auch der Hausarzt konnte ihr die Versicherung geben, daß der zart aussehende junge Mann gesund und keinerlei Ausschweifungen ergeben sei.

Die verständige Tochter, die mehr auf innere Eigenschaften, als auf äußere glänzende Vorzüge sah und vor allem für eine Wahl bestimmend sein ließ, daß sie ihrem Gatten unbeschränkte Hochachtung entgegenbringen könne, willigte ein und Papa Brunck zeigte sich auch bei der Abfassung des Ehevertrags äußerst zuvorkommend. Lise von Türckheim hatte die Freude ihrem Bruder mitteilen zu können, daß unter den 150000 frcs. die der Bräutigam besitze, der jetzt zum sous-inspecteur de l'armée ernannt war, kein ungerecht erworbener Taler sich befinde. Mit noch größerer Freude und berechtigtem mütterlichem Stolz konnte sie einen Brief ihres ältesten Sohnes Fritz in Abschrift beifügen. Fritz, der wie Charles zur weiteren merkantilen Ausbildung sich im Auslande befand, erklärte, zugleich in dessen Namen, daß sie gerne auf jedes Erbteil verzichteten, damit die Schwester nicht ohne Aussteuer in die Ehe zu treten brauche. Ihr Erbe sei der geachtete und angesehene Name des Vaters und ihnen komme es zu, sich ein Vermögen durch eigene Kraft zu erwerben.

In diese Zeit, um die Wende des Jahrhunderts, fällt das Miniaturbildnis Lises und Bernhards von Türckheim,

das, früher im Besitz des Bruders, unser Goethemuseum verwahrt (Taf. 6).[1] Der Schmelz der Jugend ist dahin, aber die Anmut der edlen Züge haben Zeit und Leben nicht zu verwischen vermocht. Auch ihre Seele ist frei und stark geblieben unter all der peinvollen Angst und kleinlichen Sorge. Unvergrämt und dankbaren Herzens, genießend und wirkend, war Lili auch den größeren Verhältnissen wieder gewachsen.

Es war, als wenn durch diese Heirat die immer noch drohenden Wolken zerstreut worden wären. Die geschäftliche Lage des Hauses Türckheim & Co. gestaltete sich immer günstiger. Das Wohlwollen und Vertrauen der altstraßburger Familien hatte es zwar immer besessen, aber diese waren jetzt durch die politischen Ereignisse mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, während die neuen Beziehungen zu den Machthabern der Republik und des Kaiserreichs dem Geschäfte neue Bahnen eröffneten. Mit der gesicherteren Lage und dem steigenden Wohlstande wird auch die Wirksamkeit der Herrin des Hauses eine erfreulichere. Die drückende Enge schwindet. Die alten geselligen Beziehungen können wieder gepflegt, neue angeknüpft werden. Den heranwachsenden Söhnen ist die Mutter jetzt eine liebevolle Freundin und sie blicken zu ihr in aufrichtiger Verehrung empor. Die von Graf Dürckheim veröffentlichten Briefe gewähren vollen Einblick in dieses selten schöne Verhältnis. Die beiden Ältesten, zu tüchtigen Kaufleuten herangebildet, können dem Vater bald die Last des Geschäftes abnehmen. Er widmet seine

[1] Das Bild trägt die Signatur „Elise T." und ist der Familientradition nach von der Tochter gemalt. Die durchaus künstlerische Ausführung hat nichts dilettantenhaftes an sich. Aus den vorliegenden Briefen ergibt sich nun, daß die jüngere Lili sehr eifrig zeichnete und malte, auch den Onkel Friedrich mit Familienporträts von ihrer Hand erfreute. Wir dürfen ihr auch wohl dieses Bild nicht absprechen. Ein Gegenstück von derselben Hand, aber nicht für die Schönemanns, sondern für die Türckheims gemalt, ist in „Elsässische Rundschau, Bd. XII (1910) Heft 3" veröffentlicht. Während auf unserem Porträt die Mutter den Vordergrund einnimmt, ist auf jenem dem Vater diese Stelle eingeräumt. Außer den hier wiedergegebenen Bildern Lilis ist noch eine Silhouette und ein kleines Reliefmedaillon des befreundeten Bildhauers Ohmacht bekannt.



Lise und Bernhard von Türckheim
um 1800.

Miniaturgemälde im Frankfurter Goethemuseum.

Tätigkeit nun den öffentlichen Angelegenheiten und weilt als Mitglied der Deputiertenkammer oft in Paris. Die beiden Jüngsten wählten die militärische Laufbahn und besonders Guillaume hat sich als tapferer Offizier unter den Fahnen Napoleons ausgezeichnet. Lili hat sich in ihrem kleinen Landhaus im Dorfe Krautergersheim, das Türckheim 1800 in ganz verwahrlostem Zustande erwarb, ein kleines Paradies in freudiger Arbeit geschaffen und in den Wohnzimmern, die sie „mit eigner hoher Hand" tapeziert hat, versammeln sich Kinder und Enkel gern um sie, den Mittelpunkt der Familie. Auch das schöne Schloß Dachstein, das ihr Schwiegersohn Brunck im Jahre 1803 gekauft hatte, ist ihr ein lieber Aufenthalt. Die frische Landluft ist ihr Bedürfnis, da ihre Gesundheit schwankend zu werden beginnt.

Noch einmal aber wird sie in einen neuen Pflichtenkreis gerufen, als Türckheim 1809 zum badischen Finanzminister ausersehen wird. Jetzt muß in Karlsruhe ein neuer Haushalt, für große Repräsentation geeignet, eingerichtet werden. Frankfurt und seine Messe werden von der umsichtigen Hausfrau wieder in Anspruch genommen. Sie kann aber dem Bruder auch die ehrenden Worte mitteilen, mit denen der Kaiser Napoleon ihrem Mann die Einwilligung in seine Berufung erteilt hat: „Vous êtes demandé dans le pays de Baden comme ministre des finances. J'approuve ce choix, je vous connais, je sais que vous êtes un parfait honnête homme, vous pourrez faire beaucoup de bien dans ce pays, allez y. Je l'approuve." Die Aufgabe, die Sorge für die ihm anvertrauten Finanzen mit den Anforderungen des Gewaltherrschers in Einklang zu bringen, war jedoch auf die Dauer für einen honnête homme, wie es Türckheim war, nicht durchführbar. Mit dem Bewußtsein gewissenhafter Pflichterfüllung konnte das Ehepaar aus der glanzvollen Stellung wieder in den stillen Frieden ihres ländlichen Aufenthaltes zurückkehren.

Aber der ungetrübte Sonnenschein, dessen sich Lili nun erfreuen durfte, war für sie das milde Licht des untergehenden Gestirns. Am 6. Mai 1817 schloß sie die treuen blauen Augen für immer. Die Ihren umpflanzten die kleine Kapelle, die ihre Asche birgt, mit blühenden Rosen, die sie so sehr liebte.

Die schlichte Todesanzeige, die der Bruder bei ihren Briefen bewahrt hat, sagt nichts zu ihrem Ruhme, aber Türckheim fügte hinzu: „Die Schwester schläft. Schlaf und Tod sind Brüder. Der ewige Vater, der diesen schönen Geist in einer Stunde der Gnade mir zugesellt und so viel Segen durch sie auf mich fallen ließ, hat die holde Lili abgerufen . . .“

„Holde Lili“, Goethe nannte sie so in seinen Liedern, und das gleiche Wort ruft der Gatte der dahingegangenen Lebensgefährtin nach. Offen liegt ihr Leben vor uns von den Tagen, da sie fast noch ein Kind war, bis zu ihrer letzten Stunde. Selbst der kritischste Beobachter wird keine Spur von Hochmut, Kokietterie, Flatterhaftigkeit und Leichtsinn darin entdecken können. Die Eigenschaften, die sie einmal an einer anderen Frau als diejenigen edelster Weiblichkeit bewundert, waren ihr eigen: „Liebe und Sanftmut, Verstand und Entschlossenheit.“ Als junges Mädchen hat sie sie verheißen und als Gattin und Mutter bewährt. Man darf wohl fragen: Est-il digne de biographes de Goethe d'insulter ainsi une mère de famille?



V.

Jahresbericht.





Jahresbericht

über das Verwaltungsjahr 1912/13.

Die vom **Verwaltungsausschuß** einberufene ordentliche Hauptversammlung des Verwaltungsjahres 1912/13 fand am Samstag dem 30. November abends 8¹/₄ Uhr in Dr. Hoch's Conservatorium statt.

Anwesend waren 61 Mitglieder.

Den Vorsitz führte der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses, Herr Landgerichtsdirektor von Forckenbeck.

Die Versammlung nahm von dem den Mitgliedern zugesandten und im Jahrbuch 1912 Seite 352 ff. vorliegenden Berichte des Akademischen Gesamtausschusses über die Tätigkeit der Akademischen Abteilung während des Jahres 1911/12 Kenntnis. Sodann gelangte der — ebenfalls gedruckt vorliegende — vom Akademischen Gesamtausschuß entworfene und vom Verwaltungsausschuß genehmigte Lehrplan für 1912/13 zur Erledigung. Für seine Durchführung war bereits von der vorjährigen Hauptversammlung der Betrag von 10000 M. bewilligt. Für die Lehrgänge des Winters 1913/14 wurde der gleiche Betrag von 10000 M. vorgesehen.

Hierauf wurde der Rechenschaftsbericht des Pflegamts über die Rechnungsführung des abgelaufenen Geschäftsjahres nebst der Vermögensnachweisung vorgelegt, ebenso der Bericht der mit der Prüfung der Jahresrechnung von der Hauptversammlung betrauten Revisoren. Auf Grund beider Berichte wurde der Rechnungsführung die Entlastung erteilt.

Danach wurde zur Beratung des vom Verwaltungsausschusse vorgelegten und den Mitgliedern zugesandten Voranschlages der Einnahmen und Ausgaben für das neue Geschäftsjahr geschritten. Derselbe wurde genehmigt.

Die satzungsgemäß vorzunehmenden Wahlen hatten folgendes Ergebnis:

1. Verwaltungsausschuß:

a) Ordentliche Mitglieder:

Jean Andreae, Geh. Kommerzienrat;
Hermann Mentzel, Rechnungsrat;
Moritz von Metzler, Bankier;
Hermann Quincke, Senatspräsident;
Gottfried von Reden, Geh. Justizrat;
Julius Wertheimber, Bankier.

b) Ersatzmitglieder:

Dr. Paul Bode, Oberrealschuldirektor;
Dr. Julius Burghold, Justizrat;
Dr. Rudolf Jung, Professor, Archivdirektor;
Emil Padjera, Rentner;
Dr. Moritz Passavant, Justizrat;
Karl Sethe, Staatsanwalt.

2. Pflegamt:

a) Ordentliche Mitglieder:

Moritz Abendroth, Buchhändler;
Bernhard Auffenberg, Privatier.

b) Ersatzmitglieder:

Franz Alexander Kirchner, Kaufmann;
Walter Melber, Kaufmann;
Franz Moldenhauer, Ingenieur.

Zu Revisoren wurden gewählt:

Willi Mietens, Kaufmann;
Hermann Minjon, Druckereibesitzer.

Zum Stellvertreter:

Friedrich Melber, Konsul.

Der Verwaltungsausschuß bestand sonach für das Jahr 1912/13 aus folgenden Herren:

a) Ordentliche Mitglieder:

Jean Andreae, Geh. Kommerzienrat;
Heinrich Cahn-Blumenthal, Bankier;
Wilhelm Fechner, Landgerichtsrat a. D.;
Franz von Forckenbeck, Landgerichtsdirektor;
Carl Funck, Kaufmann;
Otto Hörth, Schriftsteller;
Max Kayser, Landgerichtsrat;
Louis Koch, Hofjuwelier;
Karl Kotzenberg, Konsul;
Hermann Mentzel, Rechnungsrat;
Moritz von Metzler, Bankier;
Richard Nestle, Privatier;
Hermann Quincke, Senatspräsident;
Gottfried von Reden, Geh. Justizrat;
Dr. Heinrich Rehn, Geh. Sanitätsrat;
Julius Wertheimber, Bankier;
Dr. Ernst Wohlfahrt, Sanitätsrat;
Dr. Julius Ziehen, Stadtrat.

b) Ersatzmitglieder:

Dr. Paul Bode, Oberrealschuldirektor;
Dr. Julius Burghold, Justizrat;
Dr. Rudolf Jung, Professor, Archivdirektor;
Emil Padjera, Rentner;
Dr. Moritz Passavant, Justizrat;
Karl Sethe, Staatsanwalt.

Das Pflegamt bestand aus folgenden Herren:

a) Ordentliche Mitglieder:

Moritz Abendroth, Buchhändler;
Bernhard Auffenberg, Privatier;
Dr. Dietrich Cunze, Fabrikbesitzer;
Max Keller, Kaufmann;
Friedrich Roemmich, Kaufmann;
Gustav Leopold Sautter, Kaufmann.

b) Ersatzmitglieder:

Franz Alexander Kirchner, Kaufmann;
Walter Melber, Kaufmann;
Franz Moldenhauer, Ingenieur.

Als Mitglieder wurden im Laufe des Verwaltungsjahres aufgenommen:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, M. 8.—, bei Auswärtigen M. 6.—. Höhere Beiträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Frau Liese Adelsberger.
2. Frau Christine Auffenberg Witwe.
3. Frau Else Behrens, Offenbach a. M.
4. Robert Bergmann, Fabrikant.
5. Alfred Biese, Prof. Dr., Direktor des K. Kaiser-Friedrich-Gymnasiums.
6. J. H. Bondi, Prof. Dr., Oberlehrer.
7. Moses Breuer, Dozent der Thora-Lehranstalt.
8. Nathanael Brückner, Dr.
9. Gustav von Brüning, Dr., Geh. Reg.-Rat. (M. 20.—.)
10. Leo Butwies, Kaufmann.
11. Robert Cahn, Gerichtsassessor.
12. Franz Cochlovius, Diplomingenieur.
13. Fräulein Gertrud Crusius, Bibliothekarin, Höchst a. M.
14. Ernst Doctor, Dr., Arzt.
15. Carl Enders, evgl. Pfarrer, Niederrad.
16. Eldas Engelmann, Bankbeamter.
17. Alfred Feist-Belmont.
18. Hans Flersheim, Kaufmann.
19. Frau Professor E. Freund.
20. Fräulein Mally Fritz.
21. Frau Ida Geibel Witwe, Hanau a. M.
22. Fräulein Maria Geibel, Bibliothekarin, Höchst a. M.
23. Joachim Gensichen, Dr., Gymnasial-Oberlehrer.
24. Georg Groenhoff, Pfarrer.
25. Fräulein Marie Haas. (M. 15.—.)
26. Fräulein Frida Hansmann, Dr., Privatiere, Worms.
27. Emil Hartmann, Dr., Direktor der Rödelheimer Realschule.

28. Carl Hechler, Kandidat des höheren Schulamts.
29. Emil Heinsheimer, Dr., Rechtsanwalt.
30. Hans Hoffmann, Dr., Oberlehrer.
31. Otto Hoffmann, Dr., Referendar.
32. Alfred Istel, Gerichtsassessor.
33. Frau Alexander Jung, geb. von Bülow, Hanau a. M.
34. Otto Kämmerer, Kaufmann.
35. Karl Kahl, Mittelschullehrer.
36. Fräulein Anna Köhler, städt. Lehrerin.
37. Johannes Koltermann, Kandidat des höheren Schulamts.
38. Hermann August Korff, Dr., Privatdozent.
39. Walther Kühn, Zahntechniker.
40. Frau Hildegard Lennartz.
41. Wilhelm Lindheimer, Königl. Amtsrat, Domänenpächter, Hof Schwalbach.
42. Frau Dr. Martha Löffler.
43. Friedrich Lübbecke, Dr., Assistent an der Städt. Galerie.
44. Frau Ella Méguin, Privatiere.
45. Fritz Meyer, Dr., Spezialarzt, Aschaffenburg.
46. Frau Dr. Ludwig Mond, London. (M. 20.—.)
47. August Morig, Mittelschullehrer.
48. Hugo Natt, Dr., Arzt.
49. Edmund Naumann, Dr.
50. Frau Geheimrat Mathilde Noll, Hanau a. M.
51. Albert Norgall, Pfarrer emer., Oberursel i. T.
52. Maximilian Oppenheimer, Kaufmann.
53. Karl Rhotert, cand. phil.
54. Johann Ernst Rittweger, Bildhauer.
55. Fräulein Johanna Roediger, Hanau a. M.
56. Gustav H. Sander, Dr., Oberlehrer.
57. Eberhard Sauer, Dr.
58. Artur Scharowski, Oberlehrer.
59. Wilhelm Heinrich Schell, städt. Beamter.
60. Frau Anna Schloß.
61. Frau Marie Schloß.
62. Paul Schmidt, Kandidat des höheren Lehramts.
63. Fritz Schmöle, Rentner. (M. 12.—.)
64. Friedrich Schrod, Dr., Oberlehrer, Offenbach a. M.
65. Ludwig Siebert, Dr., Kandidat des höheren Lehramts.

66. Frau Geh. Rat Sophie Simon Witwe.
67. Fritz Sittig, Kaufmann.
68. Fräulein Else Sperling.
69. Karl Stadelmann, Dr., Magistratsassessor.
70. Fräulein Anna Stehn, Lehrerin, Offenbach a. M.
71. Karl Strupp, Dr., Gerichtsreferendar. (M. 10.—.)
72. Edwin Tietz, Gerichtsassessor.
73. Fritz Trier, Dr., Rechtsanwalt.
74. Wilhelm Vilmar, Dr., Direktor des Goethe-Gymnasiums.
75. Franz Weismüller, Fabrikant.
76. Emil Werner, Dr., Arzt.
77. Frau Dr. Gertrud Witte, Griesheim a. M.
78. Frau Thea Wolff, Eschersheim.
79. Alfred Wolters, Dr., Assistent am Städelschen Kunstinstitut.
80. Fräulein Lina Zahn, Hanau a. M.

34 Mitglieder wurden uns durch den Tod entrissen.
59 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

Unter den Mitgliedern, die uns der Tod im Laufe des Jahres geraubt, haben wir vor allem des langjährigen Vorsitzenden unseres Pflegamtes, des Herrn Bernhard Auffenberg, zu gedenken. Mit seltener Tatkraft und Frische hat er bis zu dem Augenblicke, da eine tückische Krankheit den rastlos Beweglichen an Zimmer und Bett fesselte, sein Amt verwaltet. Seine treue Anhänglichkeit an das Hochstift und die innige Anteilnahme an dessen Wohl und Weh ist erst mit dem Tode erloschen. Die Liebenswürdigkeit und Zuverlässigkeit seines Wesens sichern ihm ein ehrendes Andenken. Von den Verstorbenen gehörten ferner die Herren Geheimer Justizrat O. Creizenach und Direktor J. Hochschild der Verwaltung an.

Unter den vielen, die den Verlust beklagen, den die deutsche Wissenschaft durch den Tod Erich Schmidts erlitt, befindet sich auch das Hochstift. Die Bedeutung und das Wirken des gründlichen Gelehrten, des gewissenhaften Forschers, des unerreichten Meisters in Rede und Schrift, der bezwingenden Persönlichkeit ist bei seinem Hinscheiden vielfach gewürdigt worden. Uns bleibt nur übrig, dessen dankbar zu gedenken, was er uns war. Seit der Goethefeier des Jahres 1899,

die uns seine herrliche Festrede brachte, ist er dreimal unserer Einladung zur Abhaltung eines Lehrganges gefolgt. Es waren jedesmal Festtage des Hochstifts, an denen sich eine nach Tausenden zählende Zuhörerschaft aus den besten Kreisen der Stadt versammelte, seinen Worten zu lauschen. Noch im Beginne des verflossenen Winters, wenige Monate vor seinem Hingange, hat er uns in seinen Vorträgen über die jüngere Romantik den Scheidegruß zugerufen. Das einzige, was er davon noch für den Druck ausarbeiten konnte, ehe seiner Hand die Feder auf immer entsank, die Schilderung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, finden unsere Leser in diesem Jahrbuche wiedergegeben. Wenn ihm, dem ersten Direktor des Goethe- und Schillerarchivs, dem Präsidenten der Goethegesellschaft, auch naturgemäß die Weimarer Institute vor allem am Herzen lagen, so hat er als Mitglied des Hochstiftes dessen Bestrebungen und besonders das Wachsen und Gedeihen des Frankfurter Goethemuseums mit warmer Anteilnahme verfolgt. Gern kehrte er, wenn ihn sein Weg in die Rhein- und Maingegenden führte, in unserer Arbeitsstätte ein, des Gewordenen wie des Werdenden sich freuend, in aufrichtiger Freundschaft.

Erich Schmidt wird auch bei uns unvergessen bleiben. Ihm und dem Hochstift eng verbunden war der zur selben Zeit uns entrissene Geh. Regierungsrat Dr. Gustav von Brüning, in dem wir einen tätigen Förderer des Goethemuseums verlieren.

Der Verwaltungsausschuß wählte zu seinem Vorsitzenden Herrn Landgerichtsdirektor von Forckenbeck und zu dessen Stellvertreter Herrn Geh. Justizrat G. von Reden.

Zum Vorsitzenden des Pflegamts wurde Herr B. Auffenberg und zum stellvertretenden Vorsitzenden Herr Dr. D. Cunze gewählt.

Die öffentliche Lehrtätigkeit des Hochstifts sowie die wissenschaftliche Arbeit innerhalb der Fachabteilungen (vgl. unten den Bericht des Akademischen Gesamtausschusses) vollzog sich in gewohnter Weise, die Entwicklung des Goethemuseums nahm ungestörten Fortgang (vgl. unten den Bericht der Direktion). Mit der Vermehrung des Inhalts hält auch die Steigerung der Benutzung und des Besuches gleichen Schritt. An Eintrittsgeldern vereinnahmte das Museum 31790 M.

Die Finanzlage des Hochstifts ist nach wie vor eine gesicherte und zufriedenstellende, doch macht die Erfüllung seiner vielfachen Aufgaben bei den stetig steigenden Preisen auf allen Gebieten die äußerste Sparsamkeit zur Pflicht.

Im Berichte des Vorjahres ist die Frage des Erweiterungsbaues des Goethemuseums, die seit einem Dezennium die Hauptsorge der Verwaltung bildet, eingehend behandelt worden.

Wir haben diesen Ausführungen heute nur die kurze Mitteilung über den Verlauf der Verhandlungen im vergangenen Verwaltungsjahre hinzuzufügen. Der zwischen Magistrat und Verwaltungsausschuß vereinbarte und im Mai 1912 der Stadtverordnetenversammlung vorgelegte Entwurf gelangte im November aus den Kommissionen wieder vor das Plenum. Die Stadtverordnetenversammlung verlangte einige Zusätze, bis zu deren Erledigung die Beschlußfassung auszusetzen sei. Die erneuten Verhandlungen zwischen den Vertretern der Stadt und des Hochstifts, die besonders die Höhe der von den Besuchsgeldern des Museums an die Stadt zu leistenden Abgabe zum Gegenstande hatten, führten Anfang Februar zu einer Einigung. Im April ging dem Hochstift dann ein den Wünschen der Stadtverordnetenversammlung entsprechend geänderter Entwurf zu, der mit der Zustimmungserklärung des Verwaltungsausschusses zurückgereicht wurde.

Um nun die Frage der Geldbeschaffung völlig klarzustellen, wurde die Fassung vom Magistrate in diesem Punkte präzisiert. Diese Fassung wurde vom Verwaltungsausschusse sofort nach Eingang am 5. September beraten und genehmigt.

Da nun bereits im Jahre 1909 der Magistrat in Beantwortung unserer Eingabe vom April 1908, den vom Hochstift gewünschten Erweiterungsbau des Goethemuseums für ein dringendes Bedürfnis erklärt hat, „dem sowohl im Interesse der wissenschaftlichen Forschung, wie auch im Interesse des geistigen Lebens unserer Stadt, so bald als möglich entsprochen werden sollte“, so dürfen wir wohl hoffen, daß der Stadtverordnetenversammlung in Bälde die Möglichkeit gegeben werde, eine definitive Entscheidung zu treffen.

Der **Akademische Gesamtausschuß** hat über die Tätigkeit der Akademischen Fachabteilungen, sowie über die öffentliche Lehrtätigkeit des Winters 1912/13 folgendes zu berichten:

Die Fachabteilungen, die in ihrer Gesamtheit die Akademische Abteilung des Hochstifts bilden, wählten zu Vorsitzenden und damit zu Mitgliedern des Akademischen Gesamtausschusses die folgenden Herren:

Alte Sprachen: Oberlehrer Dr. F. Adami und Prof. Dr. K. Hahn.

Neuere Sprachen: Prof. Dr. M. Banner und Oberlehrer Dr. M. Werner.

Geschichte: Prof. Dr. G. Küntzel und Direktor Dr. O. Liermann.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: Prof. Dr. B. Müller und Dr. C. Gebhardt.

Mathematik und Naturwissenschaften: Prof. Dr. O. Rausenberger und Prof. Dr. M. Brendel.

Deutsche Sprache und Literatur: Prof. Dr. J. G. Sprengel und Dr. R. Hering.

Jurisprudenz: Justizrat Dr. P. Neumann und Landgerichtsrat M. Kayser.

Volkswirtschaft: Dr. K. Wagner-Roemmich und J. H. Epstein.

Zum Vorsitzenden des Akademischen Gesamtausschusses wurde Herr Justizrat Dr. P. Neumann gewählt und zu dessen Stellvertreter Herr Realgymnasialdirektor Dr. O. Liermann.

Als Mitglieder der Fachabteilungen wurden aufgenommen:

Dr. Arthur Adler, Gerichtsassessor: Jurisprudenz, Volkswirtschaft, Kunst.

Prof. Dr. Alfred Biese, Gymnasialdirektor: Deutsche Sprache und Literatur, Alte Sprachen.

Robert Cahn, Gerichtsassessor: Jurisprudenz.

Dr. Joachim Gensichen, Oberlehrer: Alte Sprachen.

Prof. Dr. Carl Hahn, Oberlehrer: Kunst.

Dr. Wilhelm Hertz, Landrichter: Deutsche Sprache und Literatur.

Alfred Istel, Gerichtsassessor: Jurisprudenz, Volkswirtschaft.

Margarete Kux, Oberlehrerin: Deutsche Sprache und Literatur.

Dr. Friedrich Lübbecke, Assistent an der städt. Galerie: Kunst, Geschichte.

Dr. Walter Müller, Assistent am Kaiserl. Deutschen Archäologischen Institut: Alte Sprachen.

Dr. Friedrich Schrod, Oberlehrer in Offenbach: Geschichte, Deutsche Sprache und Literatur.

Dr. Karl Strupp, Gerichtsreferendar: Jurisprudenz, Alte Sprachen, Geschichte.

Dr. Wilhelm Vilmar, Gymnasialdirektor: Alte Sprachen, Geschichte, Deutsche Sprache und Literatur.

Dr. Klaus Wagner-Roemmich, Geschäftsführer des Vereins „Jugendwohl": Volkswirtschaft.

Hans Will, Oberlehrer in Offenbach: Deutsche Sprache und Literatur.

Dr. Alfred Wolters, Assistent am Städelschen Kunstinstitut: Kunst.

Aus den Fachabteilungen liegen folgende Berichte vor:

Alte Sprachen.

Es fanden Sitzungen statt:

Am 24. Oktober 1912: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Bölte: „Die Eroberung Lakoniens durch die Dorer."

Am 28. November 1912: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Hahn: „Durchblick durch die nachsolonische Münzgeschichte Athens."

Am 23. Januar 1913: Vortrag des Herrn Dr. W. Barthel: „Vom numantinischen Krieg auf Grund der Ausgrabungen."

Am 20. Februar 1913: Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Adami:
„Der Streit um das Licinische Ackergesetz."

Am 13. März 1913: Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Heimen:
„Die fränkischen Seeräuber bei Zosimus I, 71."

Neuere Sprachen.

Folgende Sitzungen fanden statt:

Am 27. November 1912: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Krüger: „Das französische Schwanritterepos."

Am 29. Januar 1913: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Caro: „Neuere Werke auf dem Gebiete der englischen Literaturgeschichte."

Am 26. Februar 1913: Vortrag des Herrn Dr. Gerold: „Französische Cabaretlieder aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert (Gesangliche Erläuterung mit Klavierbegleitung von Frau Dr. Gerold)."

Am 28. Mai 1913: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Banner: „Lafontaine-Lektüre in Prima."

Bildkunst und Kunstwissenschaft.

Sitzungen fanden statt:

Am 18. März 1913: Vortrag des Herrn Dr. Lübbecke über: „Skulpturen des Kölner Domes."

Am 14. April 1913: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Hahn über: „Münze und Kunst im Altertum."

Am 15. Mai 1913: Vortrag des Herrn Dr. Fritz Hoeber-Straßburg i. E.: „Der kunstgeschichtliche Charakter der deutschen Renaissance."

Deutsche Sprache und Literatur.

Die Sitzungen wurden in Gemeinschaft mit der Akademisch-Germanistischen Gesellschaft im Germanischen Seminar der Akademie abgehalten.

Am 4. November 1912: Vortrag des Herrn Dr. P. Beyer: „Die deutsche Volksballade. Beiträge zu ihrer Formgebung."

Am 18. November 1912: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Richter: „Zum Verständnis von Kleists Prinz von Homburg."

Am 2. Dezember 1912: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Panzer: „Die erste Auflage der Kinder- und Hausmärchen 1812/15."

Am 16. Dezember 1912: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Krüger: „Der Schwanenritter Konrads von Würzburg."

Am 20. Januar 1913: Vortrag des Herrn Dr. Sauer: „Eindrücke der französischen Revolution auf Deutschland in den Tendenzschriften und Dichtungen der Jahre 1790—1796."

Am 17. Februar 1913: Vortrag von Frl. Anna Hoffa: „Zur Geschichte der Steigerungsadverbien."

Am 28. April 1913: Prof. Panzer berichtet über verschiedene neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Literatur und interpretiert das „Kindheitslied" des wilden Alexanders.

Am 9. Juni 1913: Vortrag des Herrn Dr. R. Dohse: „Reinke de Vos und die niederdeutsche Tierdichtung."

Am 23. Juni 1913: Vortrag des Herrn Direktor Dr. Bojunga: „Neuere Forschungen über die Heimat der Indogermanen."

Geschichte.

Die Sitzungen der Abteilung für Geschichte fanden wie in den Vorjahren während des Wintersemesters 1912/13 und des Sommersemesters 1913 regelmäßig alle 14 Tage Dienstags abend 8—10 Uhr im Historischen Seminar der Akademie in Gemeinschaft mit der Akademisch-Historischen Gesellschaft statt.

Es wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 5. November 1912: Herr Archivdirektor Prof. Dr. Jung: „Frankfurter Universitätspläne 1866—1869."

Am 19. November 1912: Herr Prof. Dr. Schwemer: „Frankfurt a. M. und die Union 1849."

Am 3. Dezember 1912: Herr Bibliothekar Dr. Hohenemser: „Die Anfänge des Frankfurter Verfassungsstreites im 18. Jahrhundert."

Am 17. Dezember 1912: Herr Prof. Dr. Kracauer: „Die Stellung der Frankfurter Juden zu Kaiser, Reich und Kirche bis zum Ende des 14. Jahrhunderts."

Am 21. Januar 1913: Herr Prof. Dr. Vogt-Gießen (als Gast): „Staat und Kirche in Hessen bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts."

Am 18. Februar 1913: Herr Bibliothekar Dr. Schiff: „Sozialpolitische Reformpläne in Deutschland im 15. Jahrhundert."

Am 4. März 1913: Herr Direktorialassistent Dr. Simon: „Mittelalterliche Pfalzbauten."

Am 6. Mai 1913: Herr Prof. Dr. Küntzel:
„Neuere Literatur zur Geschichte des deutschen Ständetums."

Am 20. Mai und 3. Juni 1913: Herr Prof. Dr. A. Kraus:
„Das indische Problem."

Am 17. Juni 1913: Herr Oberlehrer Dr. Maurer:
„Rudolf v. Bennigsen."

Am 1. Juli 1913: Herr Konsistorialrat Pfarrer Dr. Dechent:
„Neuere Arbeiten auf dem Gebiete der Frankfurter Kirchengeschichte."

Jurisprudenz.

Sitzungen fanden statt:

Am 9. Dezember 1912: Vortrag des Herrn Justizrat Dr. Neumann über:
„Die Reform unseres Beweisverfahrens".

Am 3. März 1913: Vortrag des Herrn Dr. Rheinstein über:
„Strafen und Strafarten im Vorentwurf zum neuen Reichsstrafgesetzbuch."

Mathematik und Naturwissenschaften.

Am 25. Oktober 1912 sprach Herr Prof. Dr. Flechsenhaar über:
„Graphische Methoden in der Algebra."

Volkswirtschaft.

Am 19. März 1913 fand ein Vortrag von Herrn Dr. Wagner-Roemmich statt über:
„Volkswirtschaft und Berufswahl."

Die **Lehrgänge** des Winters umfaßten die folgenden Vortragsreihen:

1. Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Erich Schmidt aus Berlin:
„Aus der jüngeren Romantik."
2. Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Theodor Birt aus Marburg:
„Die aufsteigende Entwickelung des römischen Kaisertums von Kaiser Claudius bis Mark Aurel. 5 Lebensbilder römischer Kaiser."

3. Herr Prof. Dr. Theobald Ziegler aus Frankfurt a. M.: „Über Universitäten und Universitätsstudien."
4. Herr Prof. Dr. Ludwig Sütterlin aus Heidelberg: „Werden und Wesen der Sprache."
5. Herr Prof. Dr. Matthias Friedwagner aus Frankfurt a. M.: „Troubadours und Minnesang."
6. Herr Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt aus Halle a. S.: „Wechselwirkungen zwischen deutscher Malerei und Poesie im 19. Jahrhundert."
7. Herr Prof. Dr. A. Mendelssohn-Bartholdy aus Würzburg: „Über englische Staats- und Gerichtsverfassung."

Bei dem zur Feier von Schillers Geburtstag veranstalteten Festakt hielt Herr Lic. Dr. Karl Bornhausen aus Marburg den Festvortrag über: „Schillers religiöse Persönlichkeit."

Zur Feier des Geburtstages der Frau Rat erfreute uns die Königlich Sächsische Hofschauspielerin Frau Hedwig Gasny-Zeiß aus Dresden in einer Matinee am Sonntag dem 23. Februar durch eine Rezitation ausgewählter Briefe von Goethes Mutter.

Auch an dieser Stelle sei allen Vortragenden der herzlichste Dank ausgesprochen.

Das **Frankfurter Goethemuseum** hatte auch in diesem Jahre sich eines regen Besuches zu erfreuen. Die Gesamtzahl der Besucher überstieg die Ziffer von 50000. Vereinen und Gesellschaften wurden, wie bisher, umfangreiche Ermäßigungen des Eintrittsgeldes gewährt, und eine Anzahl unentgeltlicher Führungen im Anschluß an Volksvorlesungen und wissenschaftliche Kurse sowie für Gewerkschaften usw. veranstaltet.

Zu den seit Jahren bestehenden 50-Pf.-Tagen wurden in diesem Winter 20-Pf.-Tage — am ersten Sonntage jedes Monats — eingeführt. Die fünf betreffenden Sonntage ergaben, bei einer Besuchszeit von je $2^1/_2$ Stunden, eine Gesamtzahl von 2500 Besuchern.

Zur Erinnerung an Theodor Körners 100jährigen Todestag wurde im Ausstellungssaale eine kleine Körnerausstellung veranstaltet, die neben der Büste des Dichters und Porträts von ihm, seiner Familie und der Sänger der Freiheitskriege eine Anzahl Körnerscher Manuskripte und Briefe umfaßte.

Aus den wegen Raummangels noch nicht zur Ausstellung gelangten Schätzen des Museums wurden die feinsinnigen Silhouetten Marie Rehseners als dritte Veröffentlichung „Aus dem Frankfurter Goethemuseum" in vorzüglichen Reproduktionen der Kunstanstalt Hamböck in München herausgegeben.

Im Goethehause selbst wurden umfassende Ausbesserungen an Decken und Wänden nötig, die im Frühjahr durchgeführt wurden. Ferner ergab sich die Notwendigkeit, die überfüllten Magazine der Museumsbibliothek weiter zu entlasten, um die Möglichkeit eines ordnungsmäßigen Betriebes wenigstens auf kurze Frist noch zu gewinnen. Da der Reserveraum des Museumsgebäudes, wie die Mansarden und das Corneliazimmer des Goethehauses bereits mit Bildern — z. B. dem Gemäldesalon des Königsleutnants, der seit 7 Jahren der Auferstehung harrt — Büchern, Büsten usw. vollgestellt sind, so mußte jetzt das sogenannte Kaminstübchen durch Aufstellung von Repositorien für Bibliothekszwecke eingerichtet und mit Zeitschriftenbänden besetzt werden. Damit ist der letzte verfügbare Raum des Goethehauses in Benutzung gezogen. Falls nicht in absehbarer Zeit durch die Durchführung des geplanten Erweiterungsbaues des Museums Abhilfe geschaffen wird, sehen wir uns vor die Alternative gestellt, entweder bisher der Besichtigung zugängliche Räume für Bibliothekszwecke nutzbar zu machen, oder die Vermehrung der Bibliothek einzustellen.

Die seit langem gehegte Hoffnung, den Museumsneubau zu Pfingsten 1915, zur 100jährigen Erinnerung an die glücklichste Zeit, die Goethe in seiner Vaterstadt verlebte, einweihen und die Mitglieder der Goethegesellschaft zu einer großen Gedenkfeier in Frankfurt versammeln zu können, ist nun endgültig zu Grabe getragen.

Dafür aber dürfen wir uns des fröhlichen Gedeihens unsers Schwesterinstitutes, des Goethe-Nationalmuseums zu Weimar erfreuen. Der von dessen Direktor, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wolfgang von Oettingen, vor zwei Jahren entworfene Plan eines an das Goethehaus sich anschließenden Erweiterungsbaues wurde vom Ministerium sofort dem Landtage vorgelegt, der einstimmig die Kosten bewilligte. Die Bauausführung begann ohne Zögern, so daß das neue Gebäude jetzt bis auf die inneren Arbeiten vollendet ist und

binnen kurzem der Benutzung übergeben werden kann. Die herrlichen Sammlungen des Weimarer Museums werden damit in ganz anderer Weise als bisher für den Beschauer zur Geltung kommen und dem wissenschaftlichen Studium nutzbar gemacht werden.

Über die Vermehrung unserer Museums-, Archivs- und Bibliotheksbestände ist folgendes zu berichten: Unsere Plastiken erhielten einen erwünschten Zuwachs durch die von Ludwig Wichmann im Jahre 1816 modellierte Büste Theodor Körners, die in vorzüglicher Marmorausführung von Mitgliedern der Hochstiftsverwaltung zum 25 jährigen Dienstjubiläum des Direktors Prof. Dr. O. Heuer dem Museum gestiftet wurde.

Bei derselben Gelegenheit durften wir uns eines andern wertvollen Geschenkes erfreuen. Herr Max Ziegert, hier, übergab seine vollständige Sammlung der in Deutschland erschienen Ausgaben des Vicar of Wakefield, von den ältesten Drucken an, dem Museum zum Eigentum.

Einer auswärtigen Freundin, Frau Dr. Ludwig Mond in London, verdanken wir eine Spende von 100 M. für Ankäufe.

Die Handschriftensammlung hatte auch in diesem Jahre eine ansehnliche Vermehrung zu verzeichnen. An Geschenken ist in erster Linie die Gabe von Max Morris zu erwähnen, die in der von ihm herausgegebenen alten Abschrift von Brentanos Romanzen vom Rosenkranz besteht. Mit ihr erfährt der in einem früheren Berichte erwähnte handschriftliche Nachlaß Clemens Brentanos eine wertvolle Bereicherung.

Ferner hatte Herr Rudolf Benkard in Frankfurt a. M. die Freundlichkeit, unseren Sammlungen neben einem Schreiben von Falk an Körte einen Brief Wielands an Gleim und einen solchen von Wielands Mutter an Gleims Frau zu schenken.

Durch Ankauf wurden einzelne Gruppen ergänzt, soweit sich Gelegenheit bot und die verfügbaren Mittel gestatteten, diese zu ergreifen.

Auch für die graphischen Sammlungen sind verschiedene Geschenke dankend zu erwähnen. So übereignete uns Herr Cahn-Blumenthal einen Kupferstich von Schwerdgeburth, Goethe vorstellend. Frau Mond in London hatte die Güte, einige Abbildungen der interessantesten Stücke ihrer Sammlungen zu verehren, während Herr Julius Frank in

Offenbach uns auch in diesem Jahre wieder bedachte, indem er uns eine Photographie eines von ihm aufgespürten Bildes des Bernardschen Hauses in Offenbach zuwandte. Der Direktion des Weimarer Goethe-Nationalmuseums verdanken wir einen kunstvoll ausgeführten Farbendruck des von ihr erworbenen neuen Bildes von Charlotte Kestner geb. Buff.

Aus den laufenden Mitteln konnten verschiedene Erwerbungen gemacht werden. An Illustrationen zu Goethes Werken eine Handzeichnung W. v. Kaulbachs, Faust und Mephisto, und zwar ein Entwurf zu seinem Gemälde im Münchener Königsbau. Ferner wurde eine Bleistiftzeichnung von Retzsch aus dem Jahre 1847, Faust und Gretchen im Garten, angekauft. Zu Werther wurden einige wertvolle alte Kupferstiche, Karrikaturen usw. erworben, ferner Rheinlandschaften und eine unvollendete Zeichnung Homburg v. d. H., beide aus der Zeit um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts.

Eine Tuschzeichnung des Leipziger Malers E. Büchner zeigt uns den großen Saal im Stift Neuburg bei Heidelberg, der die reichen Goethe-Sammlungen des Freiherrn v. Bernus enthielt.

Die Bibliothek hat auch im vergangenen Jahr einen stetigen Weiterausbau erfahren. Der Zuwachs an Bänden blieb dem der vorigen Jahre, trotz strengster Beschränkung auf das Notwendigste in den Anschaffungen, noch gleich. Störend erwies sich bei der immer steigenden Benutzung nur, daß die Zeitschriften aus den Magazinen haben entfernt werden müssen und daß die Neuanschaffungen künftig nicht mehr eingereiht werden können, sondern für sich gestellt werden müssen, wodurch ein Suchen der Bücher an zwei verschiedenen Plätzen notwendig wird.

In der Abteilung „Goethe" waren in diesem Jahre einige alte Drucke, z. B. von Götz, von Jery und Bätely, eines Maskenzugs von 1810 einzureihen, ferner die zur Werther-Literatur gehörigen „Lettres de Charlotte à Caroline, son amie 1797", sowie französische, griechische und katalanische Übersetzungen, zu denen sich eine englische von Wilhelm Meisters Theatralischer Sendung gesellt, aber den Hauptteil der Vermehrung bildet hier die noch immer gleich zahlreiche Literatur

über Goethe. Neben dem neuen Chamberlainschen Werk und der 25. Auflage von Bielschowskys Goethe finden wir Spezialuntersuchungen in reicher Menge, die sich auch auf das Gebiet der Naturwissenschaften und sogar der Technik erstrecken.

Bei den Schriften der Jugendfreunde Goethes ist eine alte französische Ausgabe des „Damokles" von Klinger zu erwähnen mit eigenhändiger Namenseintragung Herders. Ein Einzeldruck dieses Werkes in deutscher Sprache existiert nicht. Ferner gehören hierher eine ganze Reihe der kleinen philosophischen Abhandlungen Johann Georg Schlossers.

Bei den andern großen Klassikern, die wir immer besonders hervorzuheben pflegen, wäre Schiller mit einigen frühen Drucken und Nachdrucken von Dramen und Prosawerken sowie zahlreichen, meist englischen Übersetzungen zu nennen, dann aber Wieland mit dem ersten Druck seiner „Sympathien" und den drei Bänden des „Neuen Attischen Museums", die wir schon lange zur Vervollständigung unseres Exemplars dieser Zeitschrift suchten. Von den übrigen „Zeitgenossen" sind in Erstausgaben vertreten: Arnim, Heine, Fr. Nicolai, Platen, Schenkendorf, Seume und Justinus Kerner. Von Clemens Brentano gelang es, die beiden Briefbände zu erwerben, die, wenn auch später und ohne Obertitel erschienen, die Erstausgabe der Werke erst vollständig machen. Dann sei hier genannt, obwohl eigentlich zu den periodischen Schriften gehörig, die Schwansche Schreibtafel in einem ganz vollständigen Exemplar, und von illustrierten Werken die erste Ausgabe des Cid von Herder mit den Neureutherschen Illustrationen. Ein Kuriosum ist eine Schrift, die sich gegen K. F. Bahrdts Gegner wendet und ein Gegenstück zu dem berühmten „Deutsch-Franzos Chr. Toucement" bildet: „Des Teusch-Fransoß Chr. J. Wraiement Critique über die Orthodox Keleerte Sanck usw." in Form eines Briefes eines Elsasser Pastors an seinen in Gießen studierenden Sohn. Einige englische und deutsche Parodien auf Kotzebue seien hier noch erwähnt.

Die Neuausgaben der Werke von Lenz, Brentano, Kant, Hölderlin, Lenau u. a. schreiten rüstig fort. Im übrigen erfuhren besondere Bereicherung in erster Linie naturgemäß die Dichter der Befreiungskriege: Rückert, Kleist, Arndt und vor allem Körner; ferner Gottsched, Rabener, Klopstock, J. v.

Sonnenfels, E. T. A. Hoffmann, F. W. G. Wetzel, Jacob Grimm, Otto Ludwig u. a.

Unter den Übersetzungen in fremde Sprachen nennen wir solche nach Klopstock und Tieck in englischer, nach Fr. Nicolai in französischer Sprache.

In der Rubrik der ausländischen Schriftsteller muß auch hier in erster Linie der reichhaltigen Sammlung von in Deutschland gedruckten englischen und deutschen Ausgaben des Vicar of Wakefield von den frühesten an gedacht werden, die Herr M. Ziegert dem Museum schenkte. Ferner wurden Swift, Beaumarchais, Rousseau und Voltaire berücksichtigt.

In der Literatur über Zeitgenossen finden wir wieder die Dichter der großen Zeit vor 100 Jahren an erster Stelle, daneben vieles über Uhland anläßlich der 50. Wiederkehr seines Todestages. Hebbel nimmt immer noch einen großen Platz ein, daneben die Romantiker; aber auch die Dichter des Jahres 1848 kommen jetzt für uns schon mehr in Betracht, wenn sie auch noch nicht systematisch gesammelt werden.

Erfreulich ist die Vermehrung der alten „Zeitschriften" mit folgenden Reihen: Athenaeum von A. W. und Fr. Schlegel 1798—1800; Indische Bibliothek von A. W. v. Schlegel 1823/30; Magazin der Deutschen Kritik 1772—1776; Magazin der Italienischen Litteratur und Künste 1780—1785; Weimarisches offizielles Wochenblatt (später Weimarische Zeitung) 1827—1834. Wir besitzen ein nahezu vollständiges Exemplar des Journals des Luxus und der Moden; einer der wenigen noch fehlenden Bände, der von 1814, konnte in diesem Jahre eingereiht werden.

Bei den „Almanachen" beschränkte sich die Vermehrung auf einzelne in den Reihen noch fehlende Jahrgänge.

Zu der Abteilung „Literaturgeschichte", soweit sie nicht zu den einzelnen Schriftstellern gehört und dort aufgeführt ist, vermochten wir hauptsächlich auch durch Ankäufe aus der Bibliothek des verstorbenen Jacob Minor Bereicherung zu schaffen. Das war um so erfreulicher, als letztere zahlreiche Publikationen aus der Zeit enthielt, ehe unsere Bibliothek in ihrer jetzigen Gestalt organisiert war. Aber auch an Neuerscheinungen war kein Mangel. Neben den deutschen Dissertationen und Schulprogrammen, die wir schon seit Jahren

erhalten, erbitten wir nun auch mit Erfolg die Programme der österreichischen höheren Schulen nach einem Verzeichnis, das uns Herr Magistratsrat Dr. Madjera in Wien jedes Jahr übersendet.

Bei „Theatergeschichte" verzeichneten wir nur einige Sammlungen alter Volksschauspiele und Abhandlungen, meist über Dramaturgie.

Wenden wir uns nun zu den „Bilderwerken", so finden wir: Das Silhouettenbuch der Adele Schopenhauer, Shakespeares Hamlet mit den Zeichnungen des auch für die Faustillustration so wichtigen Eugène Delacroix, gleichfalls französische Skizzen zur Jungfrau von Orleans von R. Coeillot, 22 interessante Kostümkupfer zu Maria Stuart und eine deutsche Ausgabe von Fouqués unverwüstlicher Undine mit sehr modernen englischen Illstrationen.

An „Musikalien" war der Zuwachs nicht groß: über einen in den letzten Tagen abgeschlossenen Kauf von rund 100 Heften Noten aus dem Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts kann erst im nächsten Jahre berichtet werden.

Unter den „Hilfsmitteln" ist für uns natürlich die Neubearbeitung des 4. Bandes „des Goedeke" von großem Wert; auf drei stattliche Bände, jeder bedeutend stärker als der ursprüngliche einzige, ist er angewachsen. Das „Jahrbuch der Bücherpreise" ist uns bei den häufigen Anfragen, „wie viel wert" wohl ein Buch sei, nützlich und zerstört leider manche phantastische Vorstellung davon.

Bei den „Francofurtensien" ist nichts von großer Wichtigkeit zu erwähnen.

Dagegen hat die Abteilung „Faust" mit reichlichem Zuwachs in diesem Jahre die Bändezahl von 2000 überschritten, eine Zahl die der verstorbene Faust-Historiker Alexander Tille einst als den idealen Umfang einer solchen Spezialbibliothek bezeichnet hat, den wir jetzt aber ruhig um 1000 Nummern höher ansetzen dürfen. Besondere Merkwürdigkeiten befinden sich unter den Zugängen nicht; vielleicht wären die großen farbigen Steindrucke von Georg Kolbe zu Goethes Faust zu nennen.

Die Benutzung der Bibliothek erfolgt in erster Linie durch die Mitglieder des Hochstiftes, sowohl im Lesezimmer als

durch Entleihen. Selbstverständlich aber muß eine wissenschaftliche Spezialbibliothek über die lokalen Schranken hinaus der allgemeinen wissenschaftlichen Forschung sich dienstbar machen, wenn anders sie eine Existenzberechtigung haben soll. Demgemäß wird nun seit Jahren diese Forschung seitens der Bibliotheksverwaltung in weitgehendstem Maße unterstützt. Den Gelehrten, die hier arbeiten wollen, stehen die Bücher, zum größten Teil durch Standortssignatur sofort auffindbar, zur Verfügung. Nach auswärts kommen wir durch Versendung an Private und bei wertvollen Werken an die Bibliotheken allen berechtigten Wünschen gern entgegen. Auf zahlreiche literarische Anfragen wird bereitwilligst sachgemäße Auskunft gegeben.

Andererseits wird uns aber auch fortdauernd die freundliche Unterstützung und Förderung der gelehrten Welt zuteil.

Den Direktionen der Universitätsbibliotheken, der höheren Lehranstalten, den Redaktionen literarischer Zeitschriften rc. sowie den auf unserem Gebiete schriftstellerisch arbeitenden Fachgenossen sind wir im weitesten Umfange zu Dank verpflichtet. Da eine Bibliothek wie die unsere auf die durch den Buchhandel nicht zugänglichen, zum Teil höchst wertvollen Einzeluntersuchungen nicht verzichten kann, so werden diese Erscheinungen durch sorgfältige Durchsicht der in Frage kommenden Zeitschriften und anderen Hilfsmittel festgestellt und von den Autoren oder Herausgebern rc. direkt erbeten. Wir können auch in diesem Jahre unserer Genugtuung darüber Ausdruck geben, daß wir nur in seltenen Fällen eine Fehlbitte getan haben. Häufig haben wir den freundlichen Einsendern recht viel Mühe gemacht, und für ihre Langmut und Geduld gebührt ihnen noch unser Dank.

Es verpflichteten uns folgende Spender durch freundliche Einsendung zu wärmstem Danke:

Die Direktionen der Universitätsbibliotheken zu Berlin, Bonn, Breslau, Erlangen, Freiburg i. B., Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Greifswald, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, München, Münster i. W., Rostock, Straßburg, Tübingen, Würzburg, California University Berkeley, U. S. A., Stadtbibliothek Frankfurt a. M.

Die Direktionen der Gymnasien: Anklam, Bautzen, Berlin (Köllnisches, Lessing-Gymnasium), Berlin (Friedenau), Bern-

burg (Karls-Gymnasium), Breslau (Elisabeth-Gymnasium), Küstrin, Duisburg, Erfurt, Essen, Frankfurt a. M. (Kaiser-Friedrich-Gymnasium), Friedberg i. d. W. (Augustinerschule), Greifswald, Gütersloh (evgl. Gymnasium), Hamburg (Kaiser-Wilhelm-Gymnasium), Hirschberg (evgl. Gymnasium), Homburg v. d. H., Jena (Gymnasium Carolo-Alexandrinum), Leobschütz (Katholisches Gymnasium), München (Luitpold-Gymnasium), Münster i. W., Neuwied, Pilsen (K. K. Deutsches Staatsgymnasium), Radautz (K. K. Staats-Obergymnasium), St. Paul (K. K. Stiftsgymnasium der Benediktiner), Schleswig (Dom-Gymnasium), Schleusingen, Stade, Teschen, Verden a. d. Aller (Dom-Gymnasium), Weimar (Wilhelm-Ernst-Gymnasium), Wien (IX. Bez.), Wittstock, Würzburg (Altes Gymnasium), Znaim; der Realgymnasien: Dirschau, Gevelsberg i. W., Hohenelbe (Städt. Kaiser Franz Joseph I. Jubiläums-Reform-Realgymnasium), Königsberg i. P., Malchin, Raudnitz, St. Pölten; der Oberrealschulen: Breslau, Eßlingen, Halle a. S. (Oberrealschule der Frankeschen Stiftungen), Hanau, Magdeburg (Guericke-Oberrealschule), Olmütz, Suhl; der Realschulen: Frankfurt a. M. (Philantropin), Hamburg (Realschule im Hamm), Hamburg-Bergedorf (Hansaschule), Havelberg, Neutischein, Prag (I. Staatsrealschule), Stanislau, Werdau, Wien (IX. Bez.), der Studienanstalt Leipzig, der höheren Mädchenschule Gelsenkirchen, der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Schule Duisburg-Ruhrort; die Direktionen des Collège Royal Français in Berlin, der Unterrichtsanstalten des Klosters St. Johannis in Hamburg, des Privatgymnasiums des ruthenisch-pädagogischen Vereins in Rohatyn, des Pädagogiums Züllichau.

Die Vorstände der English Goethe Society in London, des Hamburger Jugendschriftenausschusses, der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau, die Direktion der Höchster Farbwerke, die Verlagsbuchhandlungen Bong & Co. in Berlin, Cotta in Stuttgart, Henry Holt & Co. in Neuyork, A. Töpelmann in Gießen, J. K. Trübner in Straßburg, J. J. Weber in Leipzig, G. Mühlthalers chemigraphische Kunstanstalt in München.

Die Redaktionen der Zeitschriften 2c.: Archiv für Stamm- und Wappenkunde, Bayerland, Chronik des Wiener Goethe-

vereins, Correspondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs, Daheim, Deutsche Revue, März, Nassovia, Oberschlesien, Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift, Über Land und Meer, Velhagen u. Klasings Monatshefte.

Ferner die Herren bezw. Damen: Th. Ackermann in München, Prof. Dr. K. Alt in Darmstadt, stud. L. Bamberger in Heidelberg, Geh.-Rat Dr. Behaghel in Gießen, Direktor Dr. A. Biese, Dr. B. Blume in Freiburg i. B., Dr. H. Bräuning-Octavio in Leipzig, Prof. Dr. K. Breul in Cambridge, M. Breslauer in Berlin, Prof. Dr. Burdach in Berlin, Justizrat Dr. J. Burghold, K. Camenisch in Basel, Georg Clasen in Hamburg, Prof. Dr. W. Deetjen in Hannover, Dr. A. Depiny in Görz, Geh.-Rat Dove in Berlin, W. Duschinsky in Wien, Geh. Rat Dr. Ebrard, Dr. E. Ebstein in Leipzig, Dr. W. Feichtinger in Wien, Fr. Fischer in Gernsbach i. B., Stadtverordneter R. Flauaus, J. Frenkel in Stanislau (Galizien), Kaiserlich Russischer Staatsrat Dr. J. Girgensohn, Prof. Dr. H. Gloël in Wetzlar, M. Gröger in Hirschberg, Frau Rosa Hagen in Emmendingen, Stefan Hartmann in Neutischein, Kapitän P. F. A. Hegemann in Hamburg, Landrichter Dr. W. Hertz, G. Chr. Hirsch in Tübingen, Fr. Hotzy in Innsbruck, Dr. F. A. Hünich in Leipzig, M. Jöris in Montabaur, Oberstadtsekretär Keyl, Gewerbeinspektor Dr. O. Klein in Bitterfeld, Gebr. Knauer, Geh.-Rat Dr. A. Köster in Leipzig, W. Kurrelmeyer in Ellicott City M.-A., Prof. Etienne Lebrarly in Guéret (Creuze), Mrs. Mary E. Leisenring in Allentown Pa., Prof. Dr. Loiseau in Toulouse, Prof. Dr. E. Maaß in Marburg, R. Mack, Magistratsrat Dr. Madjera in Wien, Prof. Dr. H. Maync in Bern, Dr. A. Meyer in Olmütz, Prof. Dr. Kuno Meyer in Berlin, Mrs. M. J. Moberly in London, J. Moeller in Demmin i. P., Fr. Müller in Hamburg, Pfarrer Mumbauer in Piesport (Mosel), Dr. H. Mutschmann in Nottingham, Prof. Dr. Neubaur in Elbing, Geh.-Rat Dr. Obser in Karlsruhe, Frl. L. Oswald in London, Prof. Dr. R. Petsch in Liverpool, Mr. Popoff in Paris, Prof. Dr. P. Primer, Frl. Püschel in Torgau (durch Frau Prof. Heuer), Prof. D. Rade in Marburg, Dr. W. Rullmann in Schlüchtern, Dr. Gg. Schaaffs in St. Andrews, Dr. M. Schauenburg in Lahr, Prof. Dr. Schulz in Straßburg, Fr. Schmidt,

Geh.-Rat Dr. Siebeck in Gießen, Dr. Wolfgang Stammler in Hannover, Prof. Dr. R. Steig in Berlin-Friedenau, Justizrat Dr. von Steinle, A. Stockmann, S. J., Steingrimur Thorsteinsson in Reykjavick, A. Trappe, Dr. E. Traumann in Heidelberg, Geh.-Rat Dr. Varrentrapp, Kurt Wolf in Leipzig, Oberlehrer W. Zeising in Bitterfeld, Prof. Dr. Th. Ziegler, Stadtrat Dr. J. Ziehen, Geh.-Rat Prof. Dr. Zimmermann in Wolfenbüttel.



Register.

Literarischer Anzeiger.

Beilage zum Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts.

1913.

Schriften des Freien Deutschen Hochstifts:

Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821.

Herausgegeben von

Rudolf Jung.

Mit zwei Lichtdrucken.

Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1896.

Preis ℳ 2.40.

Frankfurter Arbeiterbudgets

Haushaltungsrechnungen eines Arbeiters einer Königlichen Staats-Eisenbahnwerkstätte, eines Arbeiters einer chemischen Fabrik und eines Aushilfearbeiters.

Veröffentlicht und erläutert von Mitgliedern der Volkswirtschaftlichen Sektion des Freien Deutschen Hochstiftes. Bevorwortet im Auftrage der Sektion von Stadtrat Dr. Karl Flesch.

Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1890.

Preis ℳ 2.— (für Mitglieder des Freien Deutschen Hochstiftes durch dessen Kanzlei zu ℳ 1.50).

Frankfurter Privatrecht.

Im Auftrage der Juristischen Sektion des F. D. H. herausgegeben von

Dr. Paul Neumann

und

Dr. Ernst Levi.

Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 1897.

Preis ℳ 6.—, geb. ℳ 8.—.
Für Mitglieder des F. D. H. ℳ 4.50, geb. ℳ 6.—.



Zur Lage der Arbeiter im Schneider- und Schuhmachergewerbe in Frankfurt a. M.

Veröffentlicht von Mitgliedern der Volkswirtschaftlichen Sektion.

Herausgegeben von

Dr. Ph. Stein,

eingeleitet namens der Sektion von

Stadtrat Dr. Flesch.

Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1897.

Preis ℳ 1.50.



Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung

in Industrie- und Handelsstädten.

Bericht über den am 8. und 9. Oktober 1893 vom F. D. H. zu Frankfurt a. M. veranstalteten sozialen Kongreß.

Berlin, Otto Liebmann. 1894.

Preis ℳ 3.20, 5 Exemplare ℳ 14.50, 10 Exemplare ℳ 27.—.